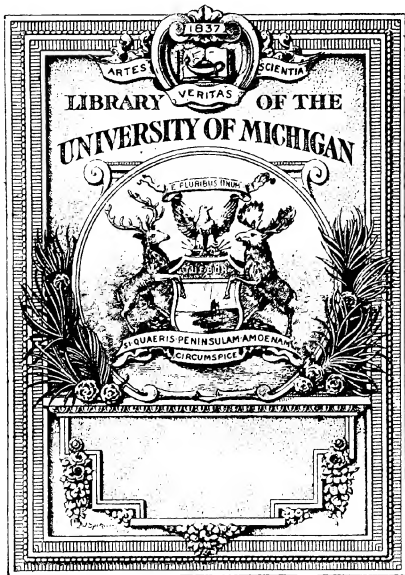


**BIBLIOTHEK  
DER  
UNTERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS**

---





THE GIFT OF  
*Rev. H. L. ...*

830,6358  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der  
Jugendliteratur empfehlen wir:

Soeben erschienen. Das Soeben erschienen.

## Jahrhundert der Entdeckungen.

Von  
Theodor Schott.

Mit sechs Farbendruckbildern n. Aquarellen n. einer Karte.  
Oktav-Format.

Preis eleg. geb. in neunfarbigem Einband M. 7. —

Der Name des Verfassers bürgt für eine durchaus  
maßvolle, pädagogisch strenge Behandlung seines an reiz-  
vollen Abenteuern reichen Stoffes und kommt dem gesunden  
Wunsche unsrer Knabenwelt, sich durch die Lektüre weltum-  
segelnder Entdeckungsfahrten für die Engen des Schuldaseins  
zu entschädigen, in frischer und unterhaltender Weise entgegen.

## Das Neue Universum.

Ein Jahrbuch

für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

XII. Band. Preis eleg. geb. M. 6.75.

Der mannigfaltige interessante Inhalt, welcher berichtet, was im  
vergangenen Jahr alles Neues entdeckt, erfunden und in den Dienst der  
Menschheit gestellt wurde, geistreiche Spielereien zur Unterhaltung und amü-  
sante Erzählungen bringt, hat dem „Universum“ den Platz eines lieben  
Hausfreundes gesichert, der in unzähligen Familien jedes Jahr zu Weih-  
nachten mit Freuden bewillkommnet wird.

Der 1. Band ist vergriffen; Band 2—11 können zum gleichen Preise  
von à M. 6.75 noch bezogen werden.

## Die Helden des Westens.

Eine Serie der interessantesten und spannendsten  
Erzählungen für die reifere Jugend

von

Carl May.

I. Band: Der Sohn des Bärenjägers.

Mit 16 farbigen Vollbildern. — Preis eleg. geb. M. 7. —

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

# Unsern Lesern

machen wir die Mitteilung, daß soeben im Verlage der  
**Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart,  
Berlin und Leipzig** erschien:

## Die beiden Nächte

Roman von

**Baldwin Möllhausen.**

Drei Bände elegant broschirt 10 Mark.

---

Der Verfasser der beiden in unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ veröffentlichten Romane „Der Fährmann am Kanadian“ und „Der Spion“ bietet hier ein Werk, das an packender, spannender Handlung, an Schönheit und Vollendung der Schilderungen sich gewiß mit den beiden erwähnten Arbeiten messen kann.

Jeder Leser unserer „Bibliothek“ sollte dieses neueste Werk des berühmten Verfassers kennen lernen.

---

Su haben in den meisten Buchhandlungen und  
Leihbibliotheken.

Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen  
der  
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

Jahrgang 1892.

Sechster Band.

---

Stuttgart, Berlin, Leipzig.  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Zwischen drei Reichen. Erzählung von unserer Ostgrenze. Von U. Oskar Klausmann (Fortsetzung)	5
Der Kabe. Novelle von Friedrich Jacobsen . . . . .	85
Gustav Adolph's erste Liebe. Historische Erzählung von P. E. v. Ureg . . . . .	138
Unsere Kolonialtruppe. Skizze aus Deutsch-Ostafrika. Von U. Berthold . . . . .	171
Ballgeschichten. Eine Faschingsstudie. Von Richard March . . . . .	185
Das Berliner Postzeitungsamt. Ein Bild aus dem modernen Verkehrsleben. Von Max Kleppert .	193
Eykanthropie. Ein Kapitel aus der Geschichte des Überglaubens. Von Fr. Berner . . . . .	205
Mannigfaltiges:	
Der gepresste Hamlet . . . . .	216
Merkwürdige Heirathen u. . . . .	219
Der Staatsschah in Washington . . . . .	223
Wie die „Buchhandlung der Gelehrten“ zu Stande kam . . . . .	226
Ein Briefkasten mitten im Ocean . . . . .	230
Ein falscher Prophet . . . . .	231
Heimgeschichte . . . . .	232





# Zwischen drei Reichen.

Erzählung von unserer Ostgrenze.

Von

**A. Oskar Klausmann.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

5.

Das Leben und Treiben auf einem ober-schlesischen Bergwerk vollzieht sich für gewöhnlich mit der Sicherheit und Genauigkeit eines Uhrwerks. Morgens gegen fünf Uhr sieht man die Bergleute nach der Zeche wandern, um dort im Zechenhaus sich verlesen zu lassen, bevor sie sich an ihre unterirdische Arbeitsstelle begeben. Die Bergleute, welche die Nacht über gearbeitet haben und wieder ausgefahren sind, geben ebenfalls an, welche Arbeitsleistung von ihnen geschafft wurde, und begeben sich dann nach Hause, während die sie ablösenden Kameraden in das Bergwerk einfahren. Gegen sechs Uhr sieht man nur noch vereinzelt Leute auf den Straßen; die Tagarbeiter sind im Bergwerk, die Nachtarbeiter schlafen. Die Schloten der Grubenmaschinen rauchen, aus den Ausläuferrohren der großen vielhundertpferdekräftigen Wasserhaltungsmaschine schießen in Zwischenräumen fauchende Dampfwolken heraus. In der Nähe der Schächte sieht man einiges Leben und Treiben, weil die aus dem Erdinneren herausgeförderten Kohlen entweder direkt in Eisenbahnwagen gestürzt oder auf die Halde gebracht, das heißt auf Vorrathshäufen gestapelt werden.

Mittags um zwölf Uhr tönen die Grubenglocken ringsum; man sieht Kinder und Frauen das Essen für die Arbeiter und Arbeiterinnen über Tage nach dem Werke besorgen. Um ein Uhr läuten die Glocken wieder zum Zeichen, daß die Mittagspause vorüber ist, und in nächster Nähe der Bergwerke wird es wieder lebendig. Um halb sechs Uhr Abends geben die Glocken das Zeichen zum Beginn der Nachtschicht. Schon eine Stunde vorher aber beginnt der Zug der Bergleute nach dem Zechenhause hin. Bis sieben Uhr wimmelt es dann auf den Straßen des Ortes von alten und jungen Bergarbeitern, die entweder nach dem Bergwerk gehen oder von dort zurückkehren. Gewöhnlich findet Abends auch noch die Ausgabe von Del, Petroleum, Pulver, auch von Brod statt, welches die Arbeiter auf ihren Arbeitsverdienst von dem Bergwerk entnehmen, obgleich das Gesetz eigentlich eine derartige Zahlung des Lohnes in Viktualien nicht gestattet. Gegen acht Uhr ist es auf den Straßen des Bergwerkortes todtenstill; hin und wieder hört man, insbesondere an den Tagen, an denen die Arbeiter ihren Lohn erhalten haben, noch in später Abendstunde das Singen eines Angetrunkenen, der heimwärts geht. Sonst bleibt die Ruhe, die nur durch das Geräusch der Maschinen von dem Bergwerk her unterbrochen wird, wieder bis zum Morgen des neuen Tages ungestört.

An einem Maitage des Jahres 1875 zeigte indeß die ganze Ortschaft ein verändertes Bild. Es war Nachmittags gegen fünf Uhr. Trotzdem herrschte viel Bewegung und Leben auf den Straßen. Die Bergarbeiter zogen zahlreicher als sonst nach den Zechenhäusern, aber auch Frauen und Kinder zogen mit ihnen aus. In dichten Massen stauten sich die Arbeiter, die zur Nacht einfahren wollten, vor den Zechenhäusern, die noch nicht einmal geöffnet waren. Auf den Straßen zu den Gebäulichkeiten

der Bergwerke, auf den Plätzen vor den Schächten sah man außerdem noch Gruppen stehen, welche eifrig irgend welche Neuigkeiten erzählten. In einzelnen dieser Gruppen ging es sehr laut zu; man hörte aufgeregte Stimmen, man sah die Leute lebhaft gestikuliren. Die Menge mehrte sich stetig, denn aus dem Bergwerk heraus kamen die Tagsschicht, die sich nun zu ihren Kameraden gesellten.

Die Zechenhäuser auf Umandus- und Gute Hoffnung-Schacht wurden geöffnet und die Arbeiter füllten binnen Kurzem die Säle der beiden Zechenhäuser, und mindestens ebensoviel Arbeiter, als in die großen Säle hineingingen, standen außerhalb derselben, weil sie keinen Platz mehr hatten, und beobachteten durch die offenstehenden Fenster, was da drinnen vorging. Vergebens wurde in den beiden Zechenhäusern der Wandschrank geöffnet, der ein Altarbild enthielt, vergeblich wurden die Kerzen vor diesen Altarbildern angezündet und die polnischen Gesangbücher an die Leute vertheilt, damit sie vor dem Einfahren in die Grube ihre Andacht verrichteten. Nicht einer von ihnen stand oder kniete vor dem Altarschrein, sondern Alles drängte sich hinüber nach der Bühne, auf welcher der lange Tisch für die Beamten stand. Die Steiger, welche in das Zechenhaus hinein wollten, konnten sich nur mit Mühe und Noth durch die draußen stehenden Massen einen Weg bahnen.

Die Grubenglocke läutete wie immer um halb sechs Uhr, dann begann der Namensaufruf durch die Beamten. Die Arbeiter antworteten und gaben Zahlen an, die sich auf die während der Tageschicht von ihnen gefüllten und geförderten Kästen Steinkohlen bezogen. Die draußen vor den Fenstern stehenden Arbeiter schienen aber ungeduldig zu werden und riefen mehrfach Worte in die Versammlungssäle, welche ihre Unzufriedenheit mit der Haltung der im Saale Befindlichen ausdrücken sollten. Besonders

erregt war der Theil der Belegschaft, der in dem Zeichenhause des Amandusschachtes sich befand.

Draußen machte sich eine Bewegung kund, als der Bergverwalter nahte, der sonst nicht an dem abendlichen und morgendlichen Aufschreiben theilnahm, heute aber doch zur Kontrolle erschien. Zahlreiche Arbeiter drängten sich an ihn heran und ließen ihn seinen Weg kaum fortsetzen. Er beruhigte sie, wie es schien, und bahnte sich dann mitten durch die Massen einen Weg zur Bühne.

Sein Erscheinen war das Signal zu einer außerordentlichen Unruhe. Von allen Seiten riefen und schrien die Arbeiter, bis sich der Bergverwalter ironisch lächelnd erhob und mit der Hand winkte, damit Ruhe einträte. Kaminski wendete sich nun in polnischer Sprache an die Arbeiter, indem er sagte: „Liebe Kameraden! Schon seit gestern werde ich von Hunderten von euch gefragt, was denn Neues auf unserem Bergwerk geschehen sei, und überall, wohin ich blicke, sehe ich unzufriedene, ärgerliche Gesichter. Gestern und heute sind Hunderte von Bergleuten, und ich muß sagen, die Tüchtigsten von euch, zu mir gekommen, um von mir Auskunft zu verlangen, warum neue Verfügungen betreffs der Arbeiter, vor Allem betreffs der Bestrafungen, die von jetzt ab eintreten sollen, ergangen sind. Ich kann euch nur das sagen: meine Schuld ist es nicht. Ich habe diese Bestimmungen nur erlassen, weil es mir so befohlen worden ist. Ihr seid Arbeiter, und ich und die Herren, die hier oben sitzen, sind Beamte. Ihr sollt uns gehorchen, wir aber müssen wieder ebenfalls höheren Vorgesetzten gehorchen, und der neue Herr, den ihr ja Alle kennt, und der jetzt die Verwaltung des Bergwerks übernommen hat, befiehlt das zu thun, was euch mißfällt. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als diesen Befehl auszuführen. Vielleicht würden wir, wenn es nach unserem Kopfe ginge, die Strafen, die

wegen schlechten Schießens, wegen schlechten Befehens der Bohrlöcher, wegen unsauberer Förderung, dann aber auch wegen zu großen Materialienverbrauches eintreten sollen, nicht verhängt haben. Wir kennen euch, wir arbeiten ja, Beamte und Arbeiter, schon seit langen Jahren zusammen und immer noch haben wir uns vertragen.“

Als lebhafter Beifall den Bergverwalter hier unterbrach, machte er lächelnd eine Pause und fuhr dann fort:

„Also an uns liegt es nicht. Aber da nun einmal der Befehl da ist, müssen wir Beamte ihn ausführen, und ihr Arbeiter sollt ihm gehorchen. Gebt uns nicht die Schuld, wir haben immer nur euer Bestes gewollt. Davon habt ihr euch doch wohl im Laufe der Jahre überzeugt. Ich verspreche euch, ich werde mich in einiger Zeit bei dem neuen Herrn für euch verwenden. Beruhigt euch nur vorläufig und geht an eure Arbeit. Es ist im Leben nicht immer Sonnenschein, es muß auch Regen geben, und man muß nicht gleich den Kopf verlieren, wenn nicht Alles so geht, wie man sich das denkt.“

Lauter Beifall folgte dieser Rede. Dann begann das Aufschreiben, wie gewöhnlich. Der Bergverwalter verließ das Rechenhaus, um sich nach „Gute Hoffnung“ hinüber zu begeben. Eine Anzahl von älteren Bergleuten folgte ihm trotzdem, und mitten auf dem Wege, an einer Stelle, wo Niemand sich unbemerkt nähern konnte, hatte der Bergverwalter eine auffallend lange Unterredung mit den Bergleuten.

Dann hielt er dieselbe fast gleichlautende Rede der Belegschaft von „Gute Hoffnung“ und erreichte auch hier, daß die Leute sich beruhigten und in das Bergwerk einfuhren.

Die Belegschaft aber, die von der Tageslicht kam, zögerte mehr als sonst auf dem Nachhausewege. Auffallend viel Arbeiter zogen in der Arbeitstracht, ohne erst

sich zu Hause umgekleidet oder gewaschen zu haben, nach den beiden Wirthshäusern des Ortes, deren Gaststuben von Schnaps trinkenden, schreienden, sich streitenden und aufgeregte verhandelnden Bergleuten dicht gefüllt waren. Der dicke Rauch aus den kurzen Tabakspfeifen lagerte wie eine Wolke über den Köpfen der in diesen Lokalen Versammelten.

Die Petroleumlampe, die man anzündete und die an einem Drahte von der Balkendecke des Gasthauses zum „Glück auf“ herunterhing, verschwand fast in den Rauchwolken und zeigte nur ein matt röthliches Licht.

In einem Zimmer neben der Schänktube des Wirthshauses saßen fünf alte Häuer, ein Theil der Begleiter des Bergverwalters, als er vom Amandusschacht nach „Guter Hoffnung“ hinüber gegangen war. Diese fünf Häuer waren im Gegenjatz zu denen da drinnen in der Schänktube ziemlich still. Sie unterhielten sich fast nur im Flüstertone. Hin und wieder aber stand einer von ihnen auf, ging hinaus nach der Schänktube, suchte ein oder zwei andere Arbeiter auf und forderte sie auf, nach dem Nebenzimmer zu kommen. Hier wurde mit ihnen berathen; es wurden ihnen Marken in die Hand gedrückt, für die sie an dem Schänktische Getränke bekamen, und ihnen bedeutet, der Bergverwalter sei der Spender, um den Arbeitern zu zeigen, wie gut er es mit ihnen meine. Man solle aber nicht über seine Gastfreundschaft reden; denn er sei eben auch Beamter und müsse thun, was ihm vorgeschrieben werde.

In dem anderen Gasthaus „Zum Bergknappen“ konnte man fast genau dieselbe Beobachtung machen, wie im Gasthaus zum „Glück auf“. Auch hier tranken die Leute umsonst Schnaps und Bier. Auch hier saß in einem Nebenzimmer eine Anzahl von älteren Häuern, welche immer wieder Kameraden zu sich hineinriefen, um mit

ihnen zu verhandeln. Noch in der Nacht hörte man das Lachen und Singen der nach Hause ziehenden betrunkenen Arbeiter. Jedenfalls war es nur ein sonderbarer Zufall, vielleicht ein Scherz von der Arbeiterschaft, daß Nachts gegen ein Uhr sämtliche Fenster Scheiben des Verwaltungsgebäudes, in dem Herbert wohnte, von der Straße her eingeworfen wurden. Nur die Fenster, die nach dem Hofe zu lagen, waren unbeschädigt geblieben.

Die beiden Wächter aber innerhalb und außerhalb des Verwaltungsgebäudes, deren Aufgabe es war, die Kasse zu schützen, wollten in der finsternen Nacht nichts gesehen haben.

G.

Pniaki war weder Kirch- noch Schuldorf, mehrere hundert Kinder mußten Sommer und Winter eine Viertelmeile weit laufen, um in einer überfüllten Schule nothdürftigen Unterricht zu genießen. Kirche und Geistliche befanden sich wieder in einem anderen, größeren Dorfe, welches den Mittelpunkt des Sprengels bildete, Aerzte und Apotheker nur in der nächsten Stadt, also Tarnowik oder Königshütte. So gab es unter der Bevölkerung keine anderen Elemente, als Arbeiter, Bauern und Beamte. Mit den Bauern und Arbeitern konnte Herbert nicht verkehren, denn er verstand ihre Sprache noch nicht. Mit den Beamten wollte er nicht verkehren, denn abgesehen davon, daß dies die Disziplin gelockert hätte, sah er vom ersten Tage an, daß er unter diesen Leuten nicht einen einzigen Freund habe. Selbst die beiden jungen deutschen Beamten wichen ihm aus; er sah es ihnen an, daß sie seine Stellung keineswegs für gesichert hielten, und daß ihnen daran lag, nicht in den Augen des Bergverwalters und der anderen Beamten verdächtig zu werden. Er war inmitten seiner Thätigkeit so einsam und ver-

lassen, daß er außerdienstlich auch noch nicht fünf Worte hätte sprechen können, wenn nicht das kleine Häuschen der verwittweten Schichtmeister Mahner gewesen wäre, wo er des Abends seinen Besuch zu machen pflegte, um sich Unterricht ertheilen zu lassen und zu plaudern.

Bei seiner ersten Anwesenheit war es noch etwas steif zugegangen. Frau Mahner erstarb fast vor Ehrfurcht, und die erste Unterrichtsstunde, die er in der Aussprache bei Anna nahm, verlief für beide Theile höchst anstrengend. Gerade die ersten Versuche der Aussprache waren natürlich die schwersten, und nach einer Stunde waren Anna und Herbert fast vollständig erschöpft. Beim nächsten Male war Frau Mahner sehr redselig, fast geschwätzig. Besonders sang sie ein Loblied ihrer Tochter, was Anna in aufrichtiges Erstaunen versetzte.

Herbert betrug sich der fast kindischen Frau gegenüber äußerst rücksichtsvoll. Mit dem Unterricht ging es auch besser, und es wäre für jeden Unbetheiligten ein Vergnügen gewesen, den Eifer des Schülers und der Lehrerin zu beobachten.

Nachdem der Unterricht am zweiten Abend wegen Ueberanstrengung der Lehrerin und des Schülers abgebrochen war, kam noch eine kleine Plauderei, und beim dritten Besuch blieb Herbert Gast der beiden Frauen, nahm an ihrer einfachen Abendmahlzeit Theil und unterhielt sich dann noch fast eine Stunde lang und länger über Ortsverhältnisse, erzählte von seinen Reisen und bewunderte die flinken Finger Anna's, die auch während der Unterhaltung mit Näherei beschäftigt waren.

Es waren drei Wochen verflossen, und die Besuche Herbert's hatten sich in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholt. Er kam jetzt fast täglich, sein Unterricht machte Fortschritte; er hatte ja sehr viel Zeit, auch tagsüber, um zu lernen, aber von einer Verständigung war



natürlich noch nicht die Rede. Er fing aber an, nothdürftig zu verstehen, wenn etwas im polnischen Grenz-dialekt gesagt wurde, und das war schon von großer Wichtigkeit für ihn.

Aber nicht nur den Vortheil einer harmlosen Geselligkeit, die ihm sonst vollständig gefehlt hätte, konnte Herbert aus diesen Besuchen der Frau Wagner und deren Tochter ziehen, sondern auch direkte Vortheile für seine Lage. Mit dem feinen Instinkt, der alle klugen Frauen auszeichnet, hatte Anna die sonderbare und gefährdete Lage Herbert's durchschaut, und wurde, ohne daß sie eigentlich darauf ausgegangen war, seine Bundesgenossin. Es war unauffällig, daß Anna, wenn Fabian in ihrem Gehöft mit kleinen Arbeiten, mit Graben im Garten, Holzhacken oder mit dem Herbeischaffen von Wasser beschäftigt war, sich dabei mit ihm unterhielt und sich von ihm über die Stimmung der Arbeiterschaft Bericht erstatten ließ. Anna konnte dann Herbert zu dessen größtem Vortheil genau über das unterrichten, was in der Arbeiterschaft vorging und auf diese Weise erfahren, wie er vom Bergverwalter und den anderen Beamten getäuscht wurde. Es wurde ihm fortwährend von Unzufriedenheit der Leute erzählt, während in Wirklichkeit diese Unzufriedenheit künstlich genährt wurde, indem man angeblich im Auftrage Herbert's schwere Strafen festsetzte und mit aller Härte zur Anwendung brachte. Man erfüllte anscheinend seine Aufträge und seine Befehle, aber in der denkbar ungeschicktesten, absichtlich verfehlten Weise. Zurücknehmen konnte Herbert diese Befehle nicht, er hätte sich in den Augen der Beamten und Arbeiter geschadet; er mußte ruhig zusehen, wie seine Anordnungen absichtlich mißverstanden, und eine künstliche Erregung unter den Arbeitern genährt wurde, die schließlich zu einer Katastrophe führen mußte.

Deutlich sah er am Horizont etwas wie eine dunkle,

unheilshwangere Wolke aufsteigen, ohne daß er ihr Herannahen verhindern konnte. Er hoffte immer noch, es würde ihm gelingen, die Arbeiter zu beschwichtigen und auch den Beamten durch Ruhe und Energie zu imponiren. Manchmal aber verzweifelte er doch wieder an dem guten Erfolge, wenn er sah, wie viel Hindernisse man ihm in den Weg legte, wie viel Feindseligkeit, versteckt unter der Maske des Gehorsams und der Erfüllung seiner Befehle, ihm täglich, ja stündlich entgegentrat.

Der Bergverwalter hatte ihm einen Streik in Aussicht gestellt, und Herbert zweifelte gar nicht, daß es zu einem solchen kommen würde, denn augenscheinlich lag ja dem Bergverwalter daran, einen solchen hervorzurufen. Körner war zweimal in der Zwischenzeit da gewesen und hatte Herbert mitgetheilt, daß es in der That schlecht mit der Aussicht für die Zukunft stehe. Es sei ein offenes Geheimniß auf den Werken ringsum, daß in Pniaki heimlich die Arbeiter unablässig zu Gewaltthätigkeiten aufge reizt würden.

Darüber, daß Herbert an Stelle eines Lehrers eine Lehrerin erhalten hatte, lachte der Kaufmann, konnte aber Anna nur ein glänzendes Zeugniß ausstellen und mittheilen, daß unter allen rechtschaffenen Leuten der Umgegend das junge Mädchen in hoher Achtung stehe durch die Art und Weise, wie sie sich selbst und ihre alte Mutter ernähre, wie sie die alte Frau pflege, wie sie ihr Unglück mit Ergebung und einem gewissen Stolz trage.

Herbert hatte gegen Abend einige Briefe geschrieben. Dann beschloß er, bei Frau Wagner einen Besuch zu machen, und ging noch vor Einbruch der Dunkelheit von seiner Wohnung fort. Auch Anna hatte sich daran gewöhnt, fast allabendlich den Gast zu sehen und ihn zu sprechen. Wenn er fortgegangen war, und sie Gelegenheit hatte, zu überlegen, was sie mit ihm besprochen hatte

sich zurück zu erinnern an die Stunden, die sie mit ihm verlebt, kam es ihr immer vor, als sei sie von einem jahrelangen Zauberschlafe wieder zum Leben erwacht, als habe das Dasein wieder Werth für sie.

Etwas Anderes aber entstand noch bei ihr: eine stille Verehrung für den Mann, der so freundlich und liebenswürdig war, und eine Bewunderung für den Muth, mit dem er in dem Kampfe gegen verborgene Feinde allein stand. Sie fühlte sich glücklich, wenn sie ihm irgend eine Nachricht vermitteln konnte, die von Wichtigkeit für ihn war; sie fühlte sich glücklich, daß er in so feiner Art sich für den Unterricht und die Gastfreundschaft, die er genoß, durch Geschenke an die Mutter erkenntlich zu beweisen wußte, anstatt ihr Bezahlung anzubieten. Er schickte der kranken Frau bald eine Sendung Wein, bald Früchte, bald Lebensmittel aller Art, besorgte für sie einen bequemeren Lehnstuhl, der auch als Lager verstellbar war, sandte Anna Bücher und suchte ihr auf alle Weise die Last, die sie trug, zu erleichtern.

Anna wurde Abends unruhig, wenn Herbert nicht erschien, sie ertappte sich dabei, wie ihre Augen von sieben Uhr ab immer wieder nach der Uhr sahen. Sie fühlte etwas wie ein Stillstehen ihres Herzens, wenn sie seinen Schritt draußen erkannte, den sie unter tausenden heraus gehört hätte, und nur Eins war ihr unangenehm: sie fühlte ein tiefes, jähes Erröthen, wenn sie die Thür öffnete, und er vor ihr stand, um in seiner ruhigen, verbindlichen Weise ihr einen guten Abend zu wünschen. Sie fand es so natürlich, daß sie ihm die Hand reichte, wenn er kam und wenn er ging; sie fand es so selbstverständlich, daß sie ihm ein „Auf Wiedersehen!“ zurief, wenn er sich empfahl; sie empfand es schließlich wie eine Verpflichtung, den ganzen Tag über an ihn zu denken und heimlich die Stunden bis zum Abend zu zählen, wo er wiederkehren sollte.

Anna's Gesicht war ernster als sonst, als an einem Abend der vierten Woche Baron Herbert wieder zum Unterricht kam. Sie zögerte auch nicht, bevor der Unterricht begann, ihm zu sagen: „Herr Baron, ich fürchte, die Nachrichten, die Sie hier bei uns bekommen haben, werden ein- für allemal ein Ende nehmen. Der alte Fabian ist soeben bei mir gewesen und hat mir voll Entrüstung erzählt, daß er heute, wo er auch hingekommen sei, in einer Weise empfangen worden wäre, die ihn in Bestürzung versetzt habe. Ueberall habe man ihn einen Verräther, einen Spion und Zuträger gescholten, ihm mit Prügeln gedroht und ihm zugeschworen, daß es ihm an's Leben gehen solle, wenn er sich ferner noch zum Spion für mich und indirekt für Sie hergeben würde; die Arbeiter wüßten genau, daß Fabian sie nur ausforsche, um durch mich an Sie zu berichten. Fabian behauptet, die Arbeiter seien gegen ihn durch die Beamten aufgehetzt, die durch irgend einen Zufall entdeckt hätten, in welchen Beziehungen er zu mir stehe.“

Herbert hörte schweigend zu und sagte endlich: „Die Nachricht überrascht mich nicht, ich habe sie längst erwartet. Aber nun ist die Zeit des Zögerns vorüber; ich muß einen entscheidenden Schritt thun, und morgen früh den Bergverwalter aus dem Dienst entlassen. Ich weiß wohl, was dies zur Folge haben wird, wahrscheinlich eine Niederlegung des Dienstes Seitens sämtlicher Beamten, wahrscheinlich auch einen Arbeiteraufbruch; aber ein solcher ist ja unvermeidlich, besser, er kommt jetzt, als später. Meine jetzige Thätigkeit ist doch fruchtlos; das heimliche Gegenarbeiten gegen meine Anordnungen und gegen meine Anstrengungen macht alle meine Bemühungen zu nichts und mich zu einem Popanz der Leute, die mich hier mit List oder Gewalt forthaben wollen. Sie sind außer Körner mein einziger Freund hier, Fräulein Anna; finden Sie

nicht auch, daß es an der Zeit ist, ernstlich einzuschreiten?"

Er hatte ihr in einer gewissen Erregung die Hand gereicht, und als Anna die ihrige hineinlegte, hielt er sie mit beiden Händen fest umschlossen.

Ihre Hand zitterte ein wenig, sie holte tief Athem, bevor sie antwortete: „Ich glaube, Sie können nicht anders handeln, Herr Baron. Diesem heimlichen Kampfe muß ein Ende gemacht werden, aber die Gefahr für Sie ist so groß, Sie persönlich sind so bedroht, daß ich bei dem Gedanken zittere.“

Sie verstumpte plötzlich, erröthete und senkte den Kopf. Sie fühlte, wie Herbert ihre beiden Hände ergriff, und sie warm und fest drückte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, sich rasch erhebend. „Ich weiß, was ich jetzt zu thun habe. Fürchten Sie nichts, morgen Abend ist die Sache überwunden. Entschlossenheit imponirt schließlich doch auch diesen Leuten, und Recht muß Recht bleiben.“

Er verabschiedete sich auffallend früh von Mutter und Tochter und ging nach Hause. Abends, als die Mutter zur Ruhe gegangen war, saß Anna noch immer am Tisch, die Hände im Schoß gefaltet, und unaufhaltjam rannen die Thränen über ihre Wangen, Thränen des Schmerzes und des Glückes, in denen sich die Eiszinde ablöste, die sich in den Jahren des Kummer und der Sorgen um ihr Herz gelegt hatte.

Herbert hatte noch am Abend einige Telegramme fortgeschickt und dann bis spät in die Nacht geschrieben. Als er sich zur Ruhe legte, sagte er sich, daß der Würfel gefallen sei, und er nun auf Alles, auch das Schlimmste gefaßt sein müsse. Indessen, es mußte endlich Ordnung geschaffen werden — so wie bisher konnte es nicht weiter

gehen. Mit dem Gedanken an seine muthige Freundin schlief er ein.

Zu gewöhnlicher Stunde begab er sich am Morgen nach dem Arbeitszimmer und ließ anfragen, ob der Bergverwalter bereits in seinem Bureau sei. Derselbe bewohnte ein kleines, villenähnliches Häuschen in der Nähe des Verwaltungsgebäudes und hatte nur sein Bureau in dem untersten Stockwerke der Verwaltung. Herbert befahl, den Brief, den er am Abend geschrieben hatte und der die Kündigung für den Bergverwalter enthielt, auf dessen Schreibtisch zu legen, und wartete dann, wie sich die Sachen entwickeln würden.

Ungefähr eine Stunde später wurde Herbert gemeldet, daß ihn der Bergverwalter Kaminski zu sprechen wünsche. Es wäre vielleicht besser gewesen, diese Unterredung abzulehnen, aber das hätte feige ausgesehen, und Herbert wollte, wenn es sein mußte, sich mit dem Manne auseinandersetzen. Er befahl, ihn einzulassen, und Kaminski betrat mit finstern Gesicht das Arbeitszimmer und blieb an der Thür stehen. Man sah es ihm an, daß er sich in größter Aufregung befand und sich nur mühsam beherrschte.

„Sie haben,“ sagte er trotzig, „diesen Brief an mich geschrieben und mir befohlen, meine Stellung augenblicklich niederzulegen. Wollen Sie mir sagen, wie Sie dazu kommen.“

„Ich finde diese Frage,“ antwortete Herbert, „ebenso dreist als unberechtigt. Ich bin dazu gekommen durch die Ueberzeugung, daß Sie einen geheimen Kampf gegen mich führen, um mich zu vertreiben und hier wieder selbstständiger Herr zu werden.“

„Nennen Sie mir,“ fragte Kaminski, „irgend etwas vorwerfen, das ich gegen Sie gethan habe? Habe ich nicht jeden Ihrer Befehle ausgeführt?“

„Sie sind zu vorsichtig,“ sagte Herbert, „um sich bloßzu-

stellen. Sie haben allerdings meine Befehle ausgeführt, aber in einer Weise, die raffinirt falsch war. Doch es hat weiter keinen Zweck, darüber zu reden. Ich erkenne an, daß es Ihnen nicht gleichgültig sein mag, zu gehen. Aber Sie werden ja hier Ihren Vortheil während Ihrer Anwesenheit gefunden haben und können sich gewiß zur Ruhe setzen."

"Und wenn ich nun nicht ginge!" sagte Kaminski und kreuzte mit einem höhnischen Lächeln die Arme über die Brust. "Wenn ich Ihnen nun erklärte, daß ich gar nicht nöthig habe, zu gehen."

"Dann würde ich Ihnen," sagte Herbert, "zeigen, wer hier zu befehlen hat. Sie werden hoffentlich nicht sich selbst schädigen durch einen Troß, zu dem Sie nicht die geringste Berechtigung haben."

Kaminski lachte laut auf. "Die Berechtigung werde ich Ihnen zeigen. Ich habe eine Generalvollmacht der Besitzer. Eventuell werde ich Sie hier an die Luft setzen, denn Sie sind nur Repräsentant, und ich habe Generalvollmacht. Sie befindet sich hier in meiner Tasche."

"Wunderbar," sagte Herbert mit kühlem Lächeln, "wunderbar ist es jedenfalls, daß Sie sich erst jetzt dieser Vollmacht erinnern. Beruhigen Sie sich nur; die Leute, welche diese Generalvollmacht ausgestellt haben, sind nicht mehr Besitzer. Ich selbst bin der Besitzer des Bergwerkes. Ich habe es bisher nicht für nothwendig befunden, Ihnen dies mitzutheilen, nun wissen Sie es. Ich habe hier allein zu befehlen, und nun ersuche ich Sie, das unnütze Gespräch aufzugeben und gefälligst sämtliche Akten, Schlüssel u. s. w. in meinem Bureau abzuliefern!"

Kaminski schien etwas verblüfft. "Also Sie sind der Besitzer!" sagte er dann. "Nun, Sie sind es nicht allein, ich besitze auch acht Acre, die ich mir von meinen Ersparnissen gekauft habe. Ich habe hier also auch noch ein Wort mitzureden."

„Ich besitze,“ erklärte Herbert, „achtzig Rure; das ist also wohl etwas mehr, als Ihr Antheil. Ich bin durchaus nicht gewillt, Ihnen die Rechte zu bestreiten, die auf Ihrem Antheil stehen und die sich auf Betheiligung am Gewinn beziehen, in Verwaltungsangelegenheiten aber haben Sie nichts zu sagen. Und nun ersuche ich Sie nochmals, mich zu verlassen.“

Raminski schien sich jetzt nicht mehr beherrschen zu können. „Die Spitzbubengesellschaft,“ schrie er, „mit der Sie verkehren, hat Sie gegen mich eingenommen. Wahrscheinlich paßte es Ihrem Liebchen nicht, mich länger hier zu sehen, weil ich ihren spitzbübischen Vater in's Gefängnis gebracht habe. Und mit solchem Lumpenpack haben Sie verkehrt und haben Sie sich eingelassen, Sie, der Herr Baron und der Herr Repräsentant!“

Herbert, der bisher am Schreibtische gestanden hatte, war heftig auf Raminski zugetreten und fragte ihn drohend: „Von wem sprechen Sie in diesem Tone? Was sollen diese Redensarten heißen?“

„Thun Sie doch nicht,“ sagte Raminski, „als wüßten Sie nicht, um was es sich handelt! Alle Welt kennt ja Ihre abendlichen Besuche bei der Wittwe Wagner, die natürlich nicht dieser, sondern der Tochter gelten; alle Welt weiß, daß die Tochter des Diebes und ungetreuen Beamten Ihre Geliebte ist, und daß dort die niederträchtigen Pläne gegen uns Beamte ausgeheckt worden sind.“

Herbert war Raminski noch näher getreten, so daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Drohend hatte Herbert die Hand erhoben, aber er besann sich und sagte: „Sie zeigen sich mir heute einmal ohne Maske. Ihre nichtswürdigen, verleumderischen Redensarten können weder mich, noch die unschuldigen Frauen verletzen, die Sie hier zu beschimpfen wagen. Das böse Gewissen veranlaßt Sie



zu diesen Verleumdungen. Und nun fordere ich Sie zum letzten Male auf, zu gehen, oder ich lasse Sie mit Gewalt vom Terrain des Bergwerkes bringen."

Die Wuth Kaminski's schien jetzt keine Grenzen mehr zu finden. „Sie lassen mich vom Bergwerk bringen?“ lachte er auf. „Sie lassen mich vom Bergwerk bringen — Sie? Durch wen? Sie finden Niemand, der mich fortbringen wird. Soll ich Ihnen zeigen, wer hier der Herr ist, und daß ein Wink von meiner Hand genügt, daß die Arbeiter Ihnen alle Knochen zerbrechen?“

Immer drohender war die Haltung Kaminski's geworden und immer näher war er Herbert gerückt. Dieser wendete sich nach dem Nebenzimmer, machte die Thür auf und sagte: „Meine Herren, Sie haben dieses Gespräch gehört. Bringen Sie mir diesen Mann von meinem Terrain herunter, wenn es sein muß, mit Gewalt!“

Aus dem Nebenzimmer traten zwei Fußgendarmen, die in dem Nachbarorte stationirt waren. Herbert hatte sie durch Depeschen am Abend vorher zu sich gerufen.

Kaminski war erbleichend zurückgefahren. „Mit Gendarmen wollen Sie mich fortbringen lassen?“ sagte er, und der Born erstickte ihn fast. „Mich, den ersten Beamten des Werkes, der jahrelang Herr hier gewesen ist, mich wollen Sie mit Gendarmen fortbringen lassen?“

„Ja,“ sagte Herbert ruhig; „gerade deshalb, weil Sie jahrelang Herr hier gewesen sind und anscheinend nicht lernen können, daß Ihre Rolle ausgespielt ist, sollen Sie mit Gewalt von hier fortgebracht werden. — Meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht, befreien Sie mich von diesem Manne!“

„Herr Kaminski,“ sagte der ältere der beiden Gendarmen, „der Herr ist in seinem Rechte. Er hat sich uns gegenüber als Besitzer legitimirt, und wir rathen Ihnen, uns keinen Widerstand entgegenzusetzen; wir müssen Sie sonst

mit Gewalt fortbringen. Kommen Sie mit uns ohne alles Aufsehen!"

Herbert hatte von seinem Schreibtisch einen Revolver genommen, der unter Papieren versteckt lag, und sagte: „Und merken Sie sich, Herr Kaminski: wenn Sie es sich erlauben, jemals ohne meine Erlaubniß dieses Grubenterrain oder das Verwaltungsgebäude wieder zu betreten, so werde ich Sie so behandeln, wie Sie es verdienen. Ich bin nicht der Mann, mit dem man spaßen darf, das haben Sie wohl in diesem Augenblicke gesehen.“

Er wendete sich nach der Thür, und Kaminski entfernte sich mit den beiden Fußgendarmen. An der Thür wendete er sich noch einmal um und sagte: „Sie sollen an mich denken!“

Herbert machte eine verächtliche Handbewegung und war im nächsten Augenblicke allein. Er trat an das Fenster und sah bald darauf Kaminski zwischen den beiden Gendarmen nach seinem Hause gehen, wo er wahrscheinlich seine nothwendigsten Sachen holte. Eine halbe Stunde später kehrte er mit einem kleinen Koffer zurück, bei dessen Tragen ihm die Gendarmen behilflich waren. Sie brachten ihn bis an die Grenze des Bergwerkes, die durch einen großen hölzernen Zaun bezeichnet war, und einer von ihnen half noch Kaminski seinen Koffer bis nach dem Gasthof „Zum Bergknappen“ tragen. Der andere Gendarm kehrte zurück und meldete die Ausführung des ihnen gewordenen Auftrages.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Herbert, „für Ihre Beihilfe; ich wußte, daß ich dieselbe brauchen würde. Können Sie hier bleiben? Es handelt sich nicht um mich, sondern um die Sicherheit des Bergwerkes. Welchen Ton der Mann gegen mich angeschlagen hat, haben Sie ja wohl gehört; daß er sich nicht scheuen wird, die Arbeiter aufzuwiegeln, ist selbstverständlich. Aus dem Orte hinaus-

weisen lassen kann ich ihn nicht und muß mich also auf Alles gefaßt machen. Ich glaube, es ist im Interesse der öffentlichen Sicherheit nothwendig, daß Sie Beide oder wenigstens Einer von Ihnen hier im Orte bleiben, damit die Arbeiter sehen, daß sie beobachtet werden."

"Gewiß, Herr Baron," sagte der Beamte, "ich habe bereits mit meinem Kameraden gesprochen und werde hier bleiben. Mein Kamerad muß nach Beuthen zum Landrath, um die Sache zu melden und morgen wird wohl Verstärkung kommen. Ich glaube, es geschieht heute noch nichts; die Leute werden zu sehr verblüfft sein. Ich werde das Gasthaus 'Zum Bergknappen', wo Kaminski sein Quartier genommen hat, beobachten, und hoffentlich haben wir morgen hier einige berittene Gendarmen. Dann wird wohl den Leuten die Lust zu Gewaltthaten vergehen. Ich werde jetzt durch den Ort patrouilliren und mich besonders zur Mittagszeit mit meinem Kameraden immer noch auf dem Bergwerk und auf der Straße zeigen. Sehen Sie zu, daß ich irgendwo auf dem Bergwerke für die Nacht Quartier erhalten kann. Ich möchte am liebsten in Ihrer Nähe sein."

"Sie können," entgegnete Herbert, "hier im Verwaltungsgebäude schlafen; ich werde Ihnen ein Bett in meinem Arbeitszimmer aufstellen lassen."

"Sehr gut, Herr Baron. Machen Sie nur keine Umstände! Unserer ist es gewöhnt, im Dienst bald hier, bald dort zu schlafen."

Herbert bedankte sich nochmals bei dem Beamten, der sofort hinausging, um seinen Patrouillengang anzutreten.

Der oberschlesische Arbeiter, aber auch der polnische Bergmann von jenseits der Grenze hat doch eine gewisse Achtung vor der Autorität, und nur wenn er schwer gereizt oder, was noch schlimmer, angetrunken ist, vergreift er sich an der Obrigkeit. Insbesondere sind es die

Gendarmen, die durch ihre Entschlossenheit und ihre Geschicklichkeit in der Behandlung der Bevölkerung in großer Achtung stehen. Wiederholt haben zwei bis drei Gendarmen genügt, um Arbeiterhaufen von mehreren Hundert Köpfen zur Vernunft zu bringen. Es war also zu hoffen, das auch in diesem Falle das Erscheinen der Gendarmen das Aergste verhüten würde.

Noch war die Tagesaufgabe Herbert's nicht erfüllt. Er ließ sämtliche Beamten, die in den Büreaux beschäftigt waren und sich auf dem Bergwerk befanden, zusammensetzen, und eine Stunde später traf er sie im Konferenzsaal. Er sah die Bestürzung, die sich auf allen Gesichtern malte.

„Meine Herren,“ erklärte er, „ich habe mich genöthigt gesehen, den bisherigen Bergverwalter Kaminski seines Amtes zu entheben, und da er frech gegen mich geworden ist, habe ich ihn durch Gendarmen vom Bergwerk bringen lassen. Ich brauche Ihnen nicht meine Gründe auseinanderzusetzen, es ist Ihnen Allen nur zu wohl bekannt, daß er im Geheimen gegen mich gewühlt hat. Einige von Ihnen sind seine getreuen Mithelfer gewesen, ich will Sie indeß dafür nicht zur Rechenschaft ziehen; nur erkläre ich Ihnen, daß von heute an ein anderer Geist in den Beamten herrschen muß, daß von heute ab nur noch nach meinem Willen und vor Allem nach meinen Absichten gehandelt werden darf. Wer von den Herren sich an dieser neuen Ordnung der Dinge nicht betheiligen will, kann ohne Weiteres seinen Abschied nehmen. Ich bitte Sie, sich zu erklären.“

Tiefe Stille trat ein, als Herbert eine Pause machte. Die Beamten blickten sich untereinander an, insbesondere wechselten der Obersteiger, der Schichtmeister und der Materialienverwalter vielsagende Blicke.

Fast fünf Minuten dauerte die Stille, dann erklärte

Herbert: „Keiner von Ihnen will den Dienst verlassen. Ich nehme demnach an, daß Sie mit meinen Anordnungen einverstanden sind und daß Sie dieselben zu befolgen gedenken. Ihr Stillschweigen ist gewissermaßen ein Versprechen, und ich erwarte von Ihnen, als Ehre nmännern, daß Sie Ihr Wort halten werden. Ich erkläre Ihnen; Sie sollen es nicht bedauern, in dieser Stunde zu mir gehalten zu haben. Und nun bitte ich Sie, an Ihre Beschäftigung zu gehen und die Arbeiter, wenn es nothwendig sein sollte, zu beruhigen. Den Arbeitern wollen Sie ausdrücklich erklären, daß ich mit ihnen nichts vorhabe, und daß die Art und Weise, wie Strafen über sie verhängt worden sind, keineswegs meinen Absichten entsprochen hat.“

\* \* \*

Als Herbert sein Mittagbrod verzehrte, daß er sich aus dem Gasthof „Zum Bergknappen“ kommen ließ, konnte er sich eines Gefühls des Triumphes nicht erwehren. Er schien vollständig gesiegt zu haben. Er erfuhr durch den Gendarmen, der, während er aß, mit einer Meldung kam, daß Kaminski sich einen Wagen gemiethet und den Ort verlassen habe, um sich nach Rußland zu begeben. Er hatte eine Besprechung mit einer Anzahl von Arbeitern und auch mit den Verwandten unter den Beamten gehabt, war dann aber mit merkwürdiger Ruhe davongefahren. Unter der Arbeiterschaft war eine besondere Erregung nicht zu bemerken, der Gendarm wollte indeß für den Abend noch die beiden Gasthäuser im Auge behalten, um zu sehen, ob dort nicht auffallende Ansammlungen von Arbeitern und vielleicht lebhaftere Debatten stattfänden. Die Beamten waren anscheinend völlig verblüfft durch die vollendete Thatsache der schmählichen Entlassung ihres bisherigen höchsten Vorgesetzten. Vielleicht — das mußte Herbert sich auch sagen — wollten die nächsten Verwandten Kaminski's den Ort nicht verlassen, weil sie hier in seinem

Augen thätig sein konnten, und weil er durch sie mit dem Werke in Verbindung blieb. Herbert sagte sich auch, daß er sich nach anderen Beamten umsehen müsse; vorläufig aber hatte er das Heft in die Hand bekommen, er konnte aufathmen, er hatte der feindseligen Macht, die gegen ihn arbeitete, gezeigt, daß er doch mächtiger war, als sie, und nun konnte er daran denken, nach seinem Kopfe an seinen Plänen weiterzuarbeiten. Dieses Gefühl des Triumphes und der Befriedigung verließ ihn auch nicht, als er gegen Abend, wie immer, nach dem Häuschen ging, in dem Frau Makner mit ihrer Tochter wohnte.

Als er an die Thür klopfte, und Anna ihm öffnete, sah er ein Lächeln über ihr Gesicht fliegen, und in ihren Augen leuchtete etwas, was ihn mit einer plötzlichen Freude, ja mit einem gewissen Jubel erfüllte, den er mühsam unterdrückte.

„Sie haben gesiegt!“ sagte Anna, in hoher Freude. „Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch.“

Sie reichte ihm ihre Hand, und Herbert hielt diese Hand fest und blieb im Vorthur stehen, ohne in das Zimmer zu treten, in dem die Mutter saß.

„Ihre Hilfe war es,“ sagte er, „die mir ermöglichte, diesen entscheidenden Schritt zu thun. Ohne Ihre Freundschaft wäre ich ja nie dazu gekommen, die Umtriebe dieses Kaminski zu durchschauen.“

Er faßte ihre beiden Hände und führte sie an seine Lippen. Anna entzog sie ihm rasch und öffnete die Thür zu dem Zimmer, in dem die Mutter saß.

Frau Makner befand sich in einer gewissen Erregung. Am Nachmittag war Kaminski mit einem einspännigen Fuhrwerk an dem Hause vorübergefahren und hatte ihr mit der Faust gedroht und laut geschimpft, das Rasseln des Wagens hatte indeß seine Worte übertönt, so daß man nicht verstehen konnte, was er sagte. Die kranke

Frau fühlte sich dadurch beängstigt, aber Herbert beruhigte sie, und bald darauf begann der Unterricht.

Herbert erklärte, daß es jetzt dringender als je für ihn nothwendig sei, mit den Arbeitern direkt sprechen zu können, und bat um die Erlaubniß, fortan noch öfter kommen zu dürfen, und als Anna erröthend nickte, dankte er ihr mit einem Händedruck.

Herbert befand sich heute in einer Stimmung, die von der gewöhnlichen abwich. Auch Anna war zerstreut, versprach sich oft und machte allerlei Fehler. Nach einer Stunde wurde daher der Unterricht eingestellt.

Draußen war die Dunkelheit vollständig hereingebrochen, und Anna begab sich nach der Küche, um für den einfachen Imbiß zu sorgen. Als sie zurückkehrte und an der Thür vom Vorflur her nach der Klinke suchte, sprang Herbert auf, um ihr zu öffnen.

In diesem Augenblicke krachte es wie ein Gewitterschlag, Feuerflammen und Rauch erfüllten das Zimmer, der gellende Schrei einer Frauenstimme vermischte sich mit einem Schreckensruf aus Herbert's Kehle. Man hörte das Krachen von Holz, das Zusammenbrechen von Mauersteinen, das Nieseln von Schutt und Asche. Wo das Häuschen der Wittve Mahner gestanden, befand sich jetzt nur noch ein Trümmerhaufen, ein wirres Durcheinander von Steinen, Balken und halb zusammengewürfenen Mauern.

## 7.

In dem einzigen Gasthause des Bergwerksortes Morgenrothgrube saß in der Herrenstube, die gegenüber dem allgemeinen Schenckzimmer lag, eine Anzahl von Beamten beim Frühschoppen, unter ihnen Körner, der soeben die Bergverwaltung besucht hatte und hier noch mit den Beamten ein wenig plauderte. Es waren meist Gruben-

betriebsbeamte; zwei Steiger befanden sich sogar noch im Grubenanzug, da sie soeben erst von der Morgenrevision aus dem Bergwerk gekommen waren.

„Ja, meine Herren,“ sagte Körner am Schlusse einer Rede, bei der man ihm aufmerksam zugehört hatte, „wenn Sie tüchtige Kräfte wissen, die einen neuen Dienst brauchen, so schicken Sie sie nur nach Pniaki zum Baron. Der nimmt tüchtige Leute sofort an, denn er muß vollständig aufräumen, nachdem er einmal damit angefangen hat. Er hat mir die Entlassung des Bergverwalters Kaminski gestern mitgeteilt und mich gebeten, mich nach tüchtigen Beamten umzusehen.“

„Ganz gewiß muß er neue Beamte haben,“ erklärte einer der Steiger, „aber wer wird gern auf ein Bergwerk gehen, wo derartige Zustände herrschen! Wenn nicht die sämtlichen Beamten mit einem Schlage durch neue ersetzt werden, was nicht gut geht, dann haben diejenigen, die zuerst hinkommen, einen schwierigen Stand. Sie werden von den anderen Beamten, die alle zusammenhalten wie die Ketten, angefeindet werden bis auf's Blut. Auch die Arbeiter wird man gegen sie aufheizen. Und welches Lumpengefindel ist nicht auf ‚Amandus‘ und ‚Guter Hoffnung‘ angelegt! Fast alles Polacken von jenseits der Grenze, Leute, die zu jeder Gewaltthätigkeit bereit sind. Es ist kein Spaß, unter solchem Volk zu leben und unter solchen Verhältnissen zu arbeiten.“

„Ich finde,“ nahm ein anderer der Beamten das Wort, „es ganz unverständlich, den Kaminski nur zu entlassen, anstatt ihm sofort den Prozeß zu machen, denn die Betrügereien, die er verübt hat, übersteigen alle Begriffe. Ich habe unter meiner Belegschaft einige Arbeiter, die früher auf ‚Amandus‘ beschäftigt waren; die haben mir Wunderdinge von den Schwindeleien erzählt, die gegen die Besitzer seit Jahren verübt werden. Der Bergver-



walter hat im Einvernehmen mit den anderen Beamten zweiunddreißig Arbeitsstellen in den Büchern geführt, während nur zwanzig in Betrieb waren. Die Arbeiterverzeichnisse wurden ebenfalls gefälscht, und der Lohn für die Arbeiter der fingirten zwölf Stellen floß in die Tasche des Bergverwalters. Natürlich steckte der Schichtmeister mit ihm unter einer Decke, und wenn die Beläge revidirt wurden, befand sich Alles in Richtigkeit. Wenn heute sich Einer hinsetzen und die Beläge von ‚Amandus‘ und ‚Guter Hoffnung‘ durcharbeiten wollte, so würde er sie vollkommen stimmend finden. Sie haben es eben verstanden, sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten.“

„Und wer nicht mit ihnen war,“ sagte Körner, „den wußten sie hinauszubringen.“

„Gewiß,“ sagte ein dritter Beamter, „und wenn es sein mußte, durch eine falsche Anklage, wie bei dem alten Maßner. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß der Mann keine Unterschlagungen begangen hat. Aber er war dem Bergverwalter und seinen Verwandten im Wege, Maßner war ein ehrlicher Mann, der sich nicht zu Betrügereien hergab, und deshalb haben sie ihn um die Ecke gebracht. Ich möchte nicht die Meineide auf dem Gewissen haben, die in dem Prozesse gegen Maßner geschworen worden sind.“

„Aber,“ sagte wieder ein anderer der Steiger, „es fehlte doch Geld in der Kasse.“

„Natürlich,“ sagte Körner, „Geld hat gefehlt, aber wer weiß, wie das zuging. Der Schichtmeister eines großen Bergwerks, durch dessen Hände Hunderttausende monatlich gehen, der täglich große Posten einnimmt und ausgibt, kann nicht immer auf dem Laufenden sein und seinen Bestand genau wissen. Es kann an den Verbuchungen liegen.“

„Ja,“ meinte der Sprecher von vorhin, „es hat sich

aber herausgestellt, daß falsch gebucht war. Ich weiß, daß von unserem Schichtmeister, der die Revision der Bücher hatte, und den das Gericht als Sachverständigen vernahm, ausgesagt wurde, Mahner habe Defekte gehabt, die er durch falsche Buchungen hätte zu verdecken gesucht."

Es schien sich ein Streit über die längst abgethane Sache zu entwickeln, als die Thür hastig aufgerissen wurde, und ein junger Beamter hereinstürzte mit dem Rufe: „Wißt Ihr schon, was gestern Abend in Pniaki geschehen ist?"

„Was denn schon wieder?“ wurde von allen Seiten gefragt.

„Es hat geknallt,“ sagte der junge Beamte, „sie sind dem Baron mit Dynamit zu Leibe gegangen. Er war Abends bei der Wittwe Mahner und ihrer Tochter zu Besuch, und das Haus ist fast vollständig in die Luft gesprengt worden. Soeben kam der Gendarm durch, der es hier erzählt hat.“

„Und,“ sagte Körner erbleichend, „ist ein Unglück dabei geschehen?“

„Gewiß,“ versetzte der Steiger, „sie sollen alle drei todt sein, der Baron, die Wittve und die Tochter, oder wenigstens so schwer verletzt, daß sie nicht davontommen. Der Gendarm wußte es nicht genau, denn er war selbst nicht in Pniaki; er weiß nur, daß alle verfügbaren berittenen und Fußgendarmen dorthin geschickt worden sind. Der Staatsanwalt soll auch schon unterwegs sein, um die Untersuchung zu leiten, aber was dabei herauskommen wird, kann man sich denken.“

„Das ist die Rache Kaminski's,“ sagte einer der Beamten. „Das war die Antwort auf seine schimpfliche Entlassung. Natürlich hat er die Sache nicht selbst gemacht, so dumm ist er nicht, aber er hat seine Leute dazu angestiftet und sich selbst längst in Sicherheit gebracht.“

„Meine Herren,“ sagte Körner, sich erhebend, „ich will

sofort nach Pniaki hinüber. Können Sie mir einen Wagen besorgen? Oder es ist wohl besser, ich gehe selbst nach der Verwaltung hinüber und lasse mir ein Gespann Grubenpferde geben.“

Damit verabschiedete sich Körner von den Beamten; eine Viertelstunde später rollte sein Korbwagen, der mit zwei kräftigen Braunen bespannt war, nach dem ungefähr zwei Meilen entfernten Pniaki.

Als er sich der Ortschaft näherte, sah er an der Stelle, wo das Häuschen der Wittwe Makner bisher sich befunden hatte, eine Menschenansammlung, und bald begegnete ihm ein berittener Gendarm, dessen Silbertreffen auf den Achselklappen den Oberwachtmeister erkennen ließen. Er war ein Bekannter Körner's, und Letzterer ließ daher den Wagen halten.

„Nun, Herr Oberwachtmeister,“ fragte er erregt, „was ist geschehen?“

„Tolle Geschichten,“ sagte der Oberwachtmeister, „aber die Sache ist doch noch verhältnißmäßig glücklich abgelaufen; nur ein Todter! Die alte Frau ist vollständig zerschmettert, die Tochter durch einen herabfallenden Balken am Kopfe verletzt. Sie ist bewußtlos, wird's wohl auch längere Zeit bleiben; die Aerzte sagen aber, es sei Hoffnung, sie zu erhalten. Der Baron ist von dem Luftdruck bewußtlos geworden, aber wieder auf dem Posten. Alle Achtung vor dem Manne!“

Körner athmete auf. Baron Herbert war also noch am Leben.

„Und hat man keine Spur von dem Thäter?“ fragte er.

„Ei bewahre! Nur die Zündschnur hat man gefunden, sie ist gegen dreißig Fuß lang. Der Halunke, der die Dynamitpatrone abfeuerte, hat im Straßengraben gelegen, dort die Schnur angezündet und ist dann davongelaufen. Der alte Fabian behauptet, er habe kurz vor der Explosion

im Chauffeeegraben etwas aufblikken sehen; das war wahrscheinlich der Augenblick, in dem die Zündschnur in Brand gesteckt wurde. Diese Aussage und das Stück ausgebrannter Zündschnur mit Kautschukumhüllung, das sich vorgefunden hat, sind die einzigen Anhaltspunkte. Natürlich genügen sie nicht, um den Thäter sofort zu ermitteln, und alle Anstrengungen werden wenig helfen. Ich habe hier vier berittene und vier Fußgendarmen, und der Ort ist so umstellt, daß Niemand heraus kann. Aber der Verbrecher ist wahrscheinlich schon unmittelbar nach der That über die russische Grenze gegangen. Es sind ein paar Hausfuchungen gehalten worden, man hat auch Dynamit bei einzelnen Arbeitern gefunden, aber es kommt auch dabei nichts heraus; Dynamit hat eben beinahe jeder Arbeiter im Hause, weil die Kerle damit fischen und im Walde Baumstöcke zersprengen, um sich Brennholz zu besorgen."

"Wissen Sie, wo der Baron ist?" fragte Körner.

"Im Verwaltungsgebäude. Dort ist auch das Fräulein Wagner untergebracht. Es ist als ein wahres Wunder zu betrachten, daß die Beiden mit dem Leben davongekommen sind. Sie waren aber in dem Augenblicke der Explosion ziemlich weit von dem Fenster entfernt, unter dem die Patrone lag; die alte Frau saß dicht daran und hat so ihren Tod gefunden. Nun adieu, Herr Körner! Ich muß nach Beuthen zum Landrath, um Meldung zu machen."

Der Oberwachtmeister reichte Körner die Hand und ritt dann im Trab davon. Als Körner an dem Häuschen vorüberkam, in dem das Unglück geschehen war, sah er, daß die Vorderseite vollständig eingestürzt war; nur noch ein Theil des Daches war vorhanden, ebenso die Hintermauer mit einigen Bruchtheilen der Seitenmauern. Man sah einen wirren Haufen von Möbelstücken, Balken,

Steinen. Zwei Gendarmen hielten die Neugierigen zurück. Die Unthat schien im Orte Bestürzung und Aufregung hervorgerufen zu haben. Auch auf den Straßen und im Verwaltungsgebäude ging es lebhafter zu als sonst. In dem unteren St. Awerk des Letzteren war die Untersuchungsbehörde untergebracht, der Staatsanwalt mit seinen Schreibern. Hier wurden Leute vernommen. Die Beamten arbeiteten nicht, sondern unterhielten sich über den Unfall, und kaum fand Körner Jemanden, der bei Baron Herbert anfragen konnte, ober zu sprechen sei.

Mit einem trüben Lächeln empfing Herbert den Lieferanten. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Sie hatten Recht, Herr Körner; man scheut vor keinem Mittel zurück.“

„Ich habe das gefürchtet, Herr Baron, und kann Ihnen nur Glück wünschen zu Ihrer Rettung.“

„Leider ist Fräulein Mahner schwer verletzt. Aber nun scheint der höchste Trumpf gegen mich ausgespielt zu sein; ich hoffe, ich bin über das Schlimmste hinweg. Vorhin waren drei Häuer bei mir, die im Namen ihrer ortseingewesenen Kameraden mich zu sprechen wünschten. Ich habe so große Fortschritte im Polnischen gemacht, daß ich die Leute verstand. Sie baten mich, nicht zu glauben, daß einer von ihnen der Verbrecher sei, sie hätten die feste Ueberzeugung, daß im Orte selbst kein Bergmann wohne, der seinen Stand durch einen Mordversuch und durch ein solches Verbrechen beschimpfen würde. Nur ein Arbeiter von jenseits der Grenze könne der Thäter gewesen sein, und sie baten mich, sie das Verbrechen nicht entgelten zu lassen. Ich halte diesen Schritt der heimlichen Arbeiterschaft für einen moralischen Erfolg und für den Anfang einer Aenderung in der Gesinnung der Leute gegen mich.“

„Gewiß, Herr Baron,“ stimmte Körner zu, „die hiesigen Einwohner werden auf Ihrer Seite sein, aber es ist die

Minderzahl. Doch lassen wir das. In dem Augenblicke, wo Sie einer furchtbaren Gefahr entronnen sind, will ich nicht sofort wieder den Unglücksraben machen. Seien wir froh, daß das Unglück nicht größer geworden ist! — Kann ich Ihnen irgendwie dienen, Herr Baron, so sagen Sie es.“

Herbert zögerte einen Augenblick. „Ich möchte in der That Ihre Liebenswürdigkeit in Anspruch nehmen,“ entgegnete er dann, „wenn auch nicht für mich, so doch für Fräulein Magner. Die Aerzte hoffen, daß sie sich, wenn die Gehirnerschütterung nicht eine zu starke ist, bald wieder erholt. Inzwischen werde ich das Begräbniß der verunglückten Frau veranlassen, dann aber möchte ich Fräulein Magner hier aus dem Orte entfernt sehen. Man ist nämlich gegen sie ebenso erbittert, wie gegen mich. Ich weiß aber nicht, wo ich das junge Mädchen, dem gegenüber ich mich verpflichtet fühle, unterbringen soll. Könnte das in Ihrem Hause geschehen, Herr Körner, oder wissen Sie vielleicht Jemand, der das junge Mädchen aufnehmen würde?“

„Ich stehe Ihnen mit meinem Hause vollständig zur Verfügung, Herr Baron,“ versetzte der Kaufmann. „Meine Frau wird sich freuen, das junge Mädchen aufnehmen und ihm Trost und Muth zusprechen zu können. Sobald Fräulein Magner transportfähig ist, wird sie uns hoffentlich mit einem längeren Aufenthalt beehren.“

„Ich danke Ihnen, Herr Körner,“ sagte Herbert warm und drückte die Hand des Lieferanten. „Nun bin ich wenigstens über diesen Punkt beruhigt; Sie können mir glauben, die Angelegenheit des Fräulein Magner ist nicht die am wenigsten drückende für mich. Ich muß mir fast einen Vorwurf machen, daß ich sie mit in mein Unglück hineingezogen habe.“

---

## 8.

Langsam bewegte sich von Pniaki nach dem nächsten Kirchdorfe ein Leichenzug. Bergleute in Paradeuniform trugen die schwarze Bahre, auf welcher der Sarg der verunglückten Frau Wagner stand. Unmittelbar hinter der Bahre schritt als Leidtragender Herbert; ihm schloß sich ein großer Theil der Beamten an, dann aber sehr viele Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern. Die Verunglückte war ja doch nun einmal Angehörige des Ortes.

Anna war noch immer bewußtlos, und ihr Zustand flößte den Aerzten große Besorgnisse ein. Am meisten aber litt Herbert, denn in ihm hatte der schreckliche Vorfall die Erkenntniß gereift, wie unentbehrlich ihm Anna sei, und was er für sie empfinde.

Herbert's Beschäftigung, sein Aufenthalt auf einsamen Bergwerken, dann aber seine jahrelange Abwesenheit von der Heimath hatten ihn verhindert, viel mit Frauen zu verkehren. Er hatte wohl manchmal gewünscht, eine Lebensgefährtin zu finden, die seinen Neigungen und Ideen entsprach, aber es fehlte ihm die Gelegenheit, eine solche zu suchen. Er begehrte eine ernste, lebenskluge Frau, die ihn verstand, nicht eine Plerpuppe oder geschickte Haushälterin, sondern eine getreue Gehilfin und Gefährtin des Mannes, eine Frau, die er lieben konnte und die ihn wiederliebte. Er hatte sich immer gesagt, daß es schwer sein würde, eine solche zu finden. Auf den einsamen Bergwerken, auf denen er leben mußte, war dazu natürlich keine Aussicht, und wenn er sich unter den Damen umsah, die in den Städten oder auf den Gütern lebten, sagte er sich, daß wenige von ihnen geneigt sein würden, sich mit ihm zusammen unter halbgebildeten Menschen zu begraben, unter Verzicht auf alles das, was in diesen Kreisen als Genuß des Lebens gilt. Und hätten sie es auch gewollt, so wäre das, er fühlte es wohl, für beide Theile zum Unglück aus-

geschlagen. Die moderne Dame konnte ihm nie genügen, noch er ihr. Und jetzt hatte er ganz ohne sein Zuthun, infolge einer Schicksalsverkettung, gefunden, was er bisher vergebens gesucht. In Anna fand er das verkörpert, was er sich gewünscht hatte: Ernst, Lebensklugheit, ein unverborenes Gemüth, eine reine, unbefleckte Seele und treue Liebe. Von Tag zu Tag war ihm das junge Mädchen mehr und mehr werth geworden; aber es hätte wohl noch einiger Zeit bei ihm bedurft, ehe er sich über sein Gefühl für Anna klar geworden wäre. Da trat die Katastrophe ein. Als er von seiner Betäubung erwachte, als er Anna bewußtlos daliegen sah, wußte er mit einem Male, was sie ihm war, und was ihr Leben für ihn bedeutete. Daß sie ihm aber geneigt war, hatte er längst erkannt aus der Art und Weise, wie sie in der letzten Zeit seine Aufmerksamkeiten aufgenommen hatte, am deutlichsten aber im Augenblicke der Explosion selbst. Deutlich hatte er sie seinen Namen rufen hören. Sie dachte im Angesichte des Todes nur an ihn.

Sobald Anna wieder zu sich kam, wollte er ihr das Geständniß seiner Neigung machen und sie bitten, seine Gattin zu werden. Sie sollte dann eine Zeitlang sich in Körner's Hause aufhalten, bis die Verhältnisse in Pniaki geordnet waren, dann sollte sie als seine Frau zurückkehren. Es gab wahrscheinlich viel Gerede über diese Ehe, aber Herbert war vollständig unabhängig und konnte thun, was er wollte. Daß Anna's Vater im Gefängniß gestorben war, konnte ihn nicht abhalten, seiner Neigung Folge zu geben. In den Augen der Gutgesinnten war ja der ehemalige Schichtmeister ein Opfer elender Ränke, und auch er glaubte, daß dem so sei. Der Vater Anna's konnte kein Schurke gewesen sein.

---

Die Schollen rollten dumpf auf den Sarg der alten Frau. Der Geistliche richtete in polnischer Sprache an



die Trauerversammlung eine Rede, in der er auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und auf die Plöthlichkeit hinwies, mit welchen der Tod so viele Menschen dahintraffe. Dann ging die Trauerversammlung auseinander, und Herbert fuhr nach Pniaki zurück.

Als er in seine Wohnung kam, theilte ihm die barmherzige Schwester, die aus dem nahen Kloster herbeigerufen worden war, um Anna zu pflegen, mit, daß die Kranke wieder zu sich gekommen sei und sich sehr erschüttert über den Tod ihrer Mutter zeige. Der Arzt sei übrigens dagewesen und habe erklärt, diese seelische Erschütterung würde keine nachtheiligen Folgen haben.

Unmittelbar darauf hatte Herbert eine Besprechung mit dem Oberwachtmeister, dessen Entschluß, die Gendarmen zurückzuziehen, er billigte. Es hatte sich nicht die mindeste Aufregung unter den Arbeitern gezeigt, ebensowenig aber war eine Spur des Verbrechers entdeckt worden.

Gegen Abend rückten die Gendarmen ab, und die Beche lag wieder so ruhig da, als wäre sie nie der Schauplatz höchst aufregender Dinge gewesen.

\* \* \*

Es war am Sonntag. Feierliche Stille lag über dem sonst so geräuschvollen Pniaki. Heute rasselten nicht die schweren Lastwagen durch den Ort, von den Schächten her tönte nicht das Arbeitsgeräusch, und vereinsamt standen an der großen Laderampe die Eisenbahnwagen, in welche nicht, wie sonst, krachend die Förderkasten ihres Inhalts entladen wurden. Nur das Fauchen der großen Wasserhaltungsmaschinen, die in geregelten Zwischenräumen aus ihren Ausblaserohren den verbrauchten Dampf ausstießen, unterbrach die Stille.

Im zweiten Stock des Verwaltungsgebäudes waren an der Rückseite des Hauses die Fenster geöffnet, und man sah von hier aus weit hinüber nach Rußland, auf die

Wiesen, auf die Erlenhügel und die Kiefernwälder. In einem Lehnstuhl, den Kopf durch Kissen gestützt, die Füße auf einer Fußbank, saß Anna, die seit zwei Tagen bereits ihr Krankenlager verlassen hatte, und deren Genesung rasche Fortschritte machte.

Träumerisch sah sie in's Weite. Sie gedachte mit Schmerz der todtten Mutter, sie gedachte auch ihres Bruders, dessen Anwesenheit sie jetzt schwer vermißte. Was würde er sagen, wenn er wiederkehrte und den Tod der Mutter erfuhr. Er hatte lieblos genug stets von ihr gesprochen, aber Anna hoffte, er würde nicht ganz herzlos sein. Ob er nicht irgendwie, selbst wenn er sich jenseits der Grenze befand, Nachricht von dem schrecklichen Ende der Mutter bekam und dann doch wiederkehrte? Er war ja der Einzige, der ihr jetzt noch von Nahestehenden blieb.

Die Gedanken an den Bruder, ebenso an die Zukunft wurden bei Anna verdrängt durch das Gefühl der Freude über die Rettung Herbert's. Der Gedanke, daß das Schicksal ihn besonders geschützt habe, erfüllte sie immer wieder mit Entzücken. Wenn er auch getödtet worden wäre! Sie hatte das Gefühl, daß dann das Leben keinen Werth mehr für sie gehabt haben würde, daß es dann besser gewesen wäre, wenn auch sie nicht wieder das Licht des Tages erblickt hätte.

Die Pflegerin kam herein zu ihr mit der Frage, ob der Herr Baron sie sprechen könne. Anna erschrak — es war ein freudiger Schreck — und erklärte, daß sie sich stark genug fühle, um den Besuch zu empfangen. Sie setzte sich im Lehnstuhl zurecht, ordnete unwillkürlich noch etwas an ihrer Toilette; dann verließ die Pflegerin das Zimmer. Bald darauf klopfte es, und auf den halblauten Zuruf Anna's trat Herbert ein. Er blieb an der Thür stehen, ohne zu grüßen, und betrachtete Anna lange. Er war glücklich, wieder Röthe in ihrem Gesicht zu sehen,

nachdem er so oft ihr todtenbleiches Gesicht während ihrer Bewußtlosigkeit auf den Kissen liegen gesehen hatte.

Anna hatte aufgeblüht, als er eintrat, dann war sie aber heftig erröthet und hatte zitternd die Augen zu Boden geschlagen. Eine feierliche Pause entstand, dann zog Herbert einen Stuhl neben den Lehnstuhl, in dem Anna saß, nahm neben ihr Platz und ergriff ihre Hand.

„Endlich wieder,“ sagte er, „ist es mir vergönnt, Sie als Genesende wiederzusehen, nachdem wir Beide mit so knapper Noth dem Tode entronnen sind. Aber Sie haben Ihre Mutter verloren, und fast fühle ich mich mitschuldig daran. Allein stehen Sie jetzt in der Welt da. Es soll, soweit es an mir liegt, nicht lange so sein. Ich bin hierhergekommen, Anna, um eine Frage an Sie zu richten. Anna, lieben Sie mich, wollen Sie mein Weib werden?“

Erschreckt war Anna zusammengezuckt, dann betrachtete sie ängstlich Herbert, als habe sie ihn nicht verstanden. Herbert legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich, bis ihr Kopf an seiner Brust ruhte.

„Ich weiß, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, Anna, und daß Sie mir es nicht sind, das werden Sie längst gefühlt haben. Ich habe Sie geschätzt wie einen treuen Freund und Gehilfen und liebe Sie jetzt, wie man nur das Weib liebt, mit dem man sich auf immer verbinden will. Und Sie, Anna?“

Einen Augenblick zögerte Anna noch, dann hob sie den Kopf und blickte Herbert lange in's Gesicht. Ihre Augen leuchteten in feuchtem Schimmer, auf ihrem Grunde las Herbert die Innigkeit ihrer Neigung.

„Alles,“ sagte Anna endlich mit fester, eigenthümlich tief klingender Stimme, „Alles, was das Schicksal mir auferlegt hat von schlimmen Stunden, von bösen Tagen, von Wochen, Monaten und Jahren voll Bitterkeit, es ist wieder gutgemacht in diesem Augenblicke. Aber bevor

ich Ihnen antworte, muß ich Sie an etwas erinnern. Vergessen Sie nicht, wo mein Vater gestorben ist, vergessen Sie nicht, wen Sie zu Ihrer Gattin machen wollen, und daß eine Stunde kommen kann, in der Sie es bereuen könnten!"

"Ich werde es nie bereuen," sagte Herbert, „niemals! Ich glaube seit langer Zeit, daß Dein Vater unschuldig gewesen ist, und ich hoffe, seine Unschuld kommt noch einmal an den Tag. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, so würde ich es Dich nie entgelten lassen. Ich will Dir keinen Schwur leisten, nichts von Versicherungen werde ich Dir geben; wenn Du mich liebst, wird mein Wort Dir genügen. Nun gib mir eine Antwort!"

Noch einen Augenblick sah Anna in sein Gesicht, das so ernst und doch so freundlich ausah, dann schlang sie die Arme um seinen Hals und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Ihre Thränen fielen heiß auf seine Wange. —

Hand in Hand saßen die beiden Glücklichen noch bis zum Abend und plauderten von der Zukunft. Herbert erklärte, Anna müsse fort, wenigstens aus dem Verwaltungsgebäude, weil ihre Anwesenheit zu unnützem Gerede Veranlassung geben würde. Er theilte ihr aber seinen festen Entschluß mit, ihre Verlobung schon am nächsten Tage den Beamten mitzutheilen. Dann solle Anna bis zur Hochzeit Aufenthalt bei Körner nehmen, in der Zwischenzeit wolle er die Angelegenheiten des Bergwerks ordnen, so daß endlich ein geregelter Betrieb und normale Verhältnisse einträten. Dann solle die Hochzeit in aller Stille gefeiert werden, zumal ja Anna sich durch den Tod der Mutter in Trauer befand.

Mit dem Ernst ihres Wesens und der ganzen Klarheit und Aufrichtigkeit, die sie in allen Dingen auszeichneten, sprach Anna von ihrem Bruder. Herbert erklärte ihr, daß er sich natürlich unter allen Umständen seines

Schwagers annehmen würde. Er nehme an, Emil sei ein Mensch von empfindlichem Ehrgefühl, der durch das Unglück des Vaters einen moralischen Stoß erhalten habe, den er nicht überwinden könne. Er sei überzeugt, wenn Emil nur in gute Hände käme, unter eine zweckmäßige und gleichzeitig liebevolle Leitung, so könne aus ihm noch ein tüchtiger Mensch werden.

Anna war mit den Vorschlägen Herbert's einverstanden, sie bat ihn aber, sie nicht jetzt gleich fortzuschicken, sondern sie noch eine Zeitlang im Orte zu behalten. Sie hoffte ihm immer noch nützlich sein zu können, weil es noch manche Schwierigkeit für ihn gebe, und sie nun doch einmal seine getreue Helferin sei, wie er ihr selbst gesagt habe. Sie sei glücklich, daß sie es noch gar nicht fassen könne; und nun solle sie von ihm getrennt werden und ihn vielleicht erst nach Wochen wiedersehen!

Die natürliche und aufrichtige Zärtlichkeit Anna's rührte Herbert derart, daß er Anna in seine Arme nahm und sie herzlich küßte.

„Du hast Recht,“ sagte er. „Auch mir wäre es schwer gefallen, Dich zu entbehren. Nun magst Du meinentwegen noch eine Zeitlang hier bleiben, denn eine Gefahr für Dich und mich ist wohl nicht mehr vorhanden. Ich werde Dir das Häuschen einräumen lassen, in dem bisher der Bergverwalter gewohnt hat. Dort kannst Du Dich einrichten und aus dem Orte eine der Dir bekannten Bergmannsfamilien mit in das Häuschen nehmen, die Dich beschützen und die Dir alle Dienste leisten wird, deren Du bedarfst. Das Haus, in dem sonst mein Todfeind gewohnt hat, wird von jetzt ab mein Theuerstes und Liebstes in der Welt umschließen. — Doch nun lebe wohl! Es ist mir zwar schwer, jetzt von Dir zu gehen, aber ich fürchte, ich bin schon fast zu lange bei Dir gewesen, und Du regst Dich bei deinem leidenden Zustand zu sehr auf.“

Herbert küßte sie noch einmal und verließ dann rasch das Zimmer.

---

## 9.

Die Bergarbeiter waren mit ihrer Schicht fertig und saßen an der unterirdischen Arbeitsstelle auf mächtigen Steinkohlenblöcken umher. Eine Barrikade von großen und kleinen Steinkohlenstücken, die durch die Sprengschüsse entstanden war, bewies, daß die Arbeiter nicht gefeiert hatten. Noch war die Luft hier am Streckenende ziemlich schlecht, die Pulvergase waren noch nicht vollständig abgezogen. Wie ein leichter Schleier lag es in der Luft. Die Bergmannslampen, die mit ihren spitzen Fäden in die die Decke der Strecke tragenden Stempel gesteckt waren, hatten um ihre rothe rußende Flamme einen Hof, und die drei Arbeiter, die in der Nachtschicht an dieser Arbeitsstelle thätig gewesen waren, schickten sich an, die Luft noch zu verschlechtern, indem sie ihre kurzen Tabakspfeifen stopften und in Brand steckten.

„Sieh' doch einmal nach, Fristacki, wie spät es ist!“ sagte einer der Arbeiter in polnischer Sprache zu dem Jüngsten. Der junge Häuer zog die Uhr aus der Tasche, löste sie aus den beiden Metallkapseln, mit denen sie zum Schutz gegen die unterirdische Klässe umgeben war und erwiederte: „Es ist vier Uhr, über Tage ist es schon hell; willst Du ausfahren, Dombnit?“

„Das thäte ich schon ganz gern, aber es ist ja verboten, und man wird bestraft, wenn man vor fünf Uhr mit der Schale ausfährt! Nicht wahr, Flotera, Dich hat der Steiger Erbach erst vorige Woche aufgeschrieben?“

„Ja, und der Blik soll ihn zerschlagen, denn er ist eben so ein Schinder, wie der Baron. Aber das dauert ja nicht mehr lange. Man muß es nur noch eine Zeitlang aushalten,“ erklärte ingrimmig Flotera.

„Will er wieder fortgehen?“ fragte harmlos Fristacki.

„Du bist ein Dummkopf,“ entgegnete ihm Dombnik.  
 „Der und fortgehen! Der muß mit Gewalt fortgebracht werden. Aber er findet schon noch seinen Meister. Der Bergverwalter wird es ihm schon zeigen!“

„Welch' ein Herr ist doch der Bergverwalter!“ fügte Flotera hinzu. „Jetzt sieht man erst, wie gut er es mit den Arbeitern meint, und wie gut wir es bei ihm gehabt haben. Morgen gibt er wieder allen Arbeitern, die jenseits der Grenze zu Hause sind, eine Kollation in Bendzin, ebenso wie vergangenen Sonntag. Schnaps gibt es und Bier und sogar Meth. \*) Den mußt Du einmal kosten, Fristacki. Warum warst Du vergangenen Sonntag nicht mit dabei?“

„Ich war bei meinen Gevatterkleuten zu Besuch und konnte nicht nach Bendzin kommen, aber morgen komme ich bestimmt.“

„Du wirst es nicht bereuen. Auch Cigarren gibt es, so viel einer nur rauchen will. Und dann gibt uns der Bergverwalter gute Rathschläge, die sehr wichtig für uns sind. Ja, wenn wir den nicht hätten, müßten wir in ein paar Wochen Alle betteln gehen.“

„Sollen die Löhne herabgesetzt werden?“ fragte Fristacki ängstlich.

„Die Löhne herabgesetzt?“ höhnte Flotera, „o, das wäre das Wenigste. Aber um die Arbeit will uns der Schuft, der Baron, bringen, er will uns Arbeiter, die jenseits der Grenze zu Hause sind, alle zum Teufel jagen, und Keiner von uns soll für einen Pfennig mehr hier auf den Gruben Arbeit kriegen. Er wartet damit nur, bis er andere Arbeiter hat. Dann können wir sehen, wo wir bleiben. Drüben gibt es keine Arbeit, und wir können verhungern!“

---

\*) Meth ist eine Abkochung von Wein, Honig und Gewürzen, die man erstattet auf Flaschen füllt und die sehr berauschend ist.

„O, dieses Hundebhut!“ rief entrüstet Fristacki. „Uns will er fortjagen? Daß der feurige schweflige Blitz ihn erschlage! Aber ich kann es gar nicht glauben. Das darf er ja gar nicht!“

„Frag' nur den Bergverwalter!“ sagte Dombnit. „Der wird es Dir schon erklären. Der Schuft von Baron hat es zu allen Beamten gesagt, daß er uns forthaten will, und daß wir polnische Bestien und Spitzbuben wären. Da ist der Bergverwalter aufgestanden und hat gesagt, so ließe er seine Kameraden nicht beschimpfen. Da hat er einen harten Streit mit dem Baron gehabt, und der ist sehr böse auf ihn geworden. Dann nach ein paar Tagen hat der Baron wieder davon angefangen, daß er uns alle wegbringen wolle, und wer nicht ginge, den wolle er wegen Diebstahl in das Gefängniß bringen. Da hat sich der Bergverwalter wieder der Arbeiter angenommen, und da hat ihn der Baron sofort entlassen und ihn mit Gendarmen fortbringen lassen!“

„So einen Herrn und Freund der Arbeiter mit Gendarmen fortbringen zu lassen! Fürchtet sich der Schuft nicht vor der Sünde?“

„Der glaubt an keine Sünde. Der geht in keinen Kirche, der ist mit dem Teufel im Bunde. Der Teufel muß ihm helfen, sagt der Bergverwalter, dafür hat er ihm seine Seele verschrieben, und er hat ihm geholfen, wie die Explosion war. Darum ist er allein unverletzt geblieben. Aber wenn man es richtig anzustellen weiß, dann kann ihm der Teufel nicht mehr helfen und er muß unterliegen. Der Bergverwalter kennt das Mittel, und er wird es anwenden, da könnt ihr euch darauf verlassen.“

„Wenn er nun aber,“ sagte Fristacki ängstlich, „schon in der nächsten Zeit seinen Hundepfan ausführt und uns Alle fortjagt, was kann uns dann der Bergverwalter helfen?“



„Wir dürfen eben nicht mehr lange warten, und wer es mit sich und seinen Kameraden gut meint, muß morgen nach Bendzin kommen, damit wir erfahren, was wir thun sollen. Auch der Obersteiger und der Schichtmeister und der Materialienverwalter kommen, ich weiß es ganz gewiß. Denen geht es auch an den Kragen, der Baron will sie alle weggagen und lauter deutsche Beamte nehmen, damit er dann mit den Arbeitern thun kann, was ihm beliebt!“

„Was kann aber der Bergverwalter thun?“ fragte wieder Fristacki, der anscheinend etwas begriffsstutzig war, „er ist doch nicht mehr hier und hat nichts mehr zu sagen und zu befehlen.“

„Du bist zu dumm,“ sagte Motera, „der Bergverwalter soll gar nichts thun, er soll nur rathen, und wir selbst müssen etwas thun. Wir müssen den Schuft, den Baron, hier wegbringen, und wäre es mit Gewalt. Wer den todtschlägt, der thut ein gutes Werk. Man muß die Sache nur geschickt angefangen. Der Baron fährt ja sehr oft in das Bergwerk, und da kann ihm vielleicht was begegnen, so ganz zufällig, wo das Hundebhut um sein Leben kommt. Der Bergverwalter wird uns schon richtig rathen. Was geschieht, ist gleich, aber er muß fort. Dann kommt der Bergverwalter wieder, und dann kommt die gute Zeit für uns, das hat er uns geschworen. Er ist nämlich auch Besitzer hier, und dann kann er machen, was er will. Und nirgends sollen es die Bergleute so gut haben, wie hier, und die höchsten Löhne soll es geben, und Alles, was wir von Grubenmaterial brauchen können, dürfen wir uns dann nehmen, ohne zu fragen, und so viel Jeder will.“

„Das hat er gesagt,“ bestätigte Dombnik, „und so muß es auch sein. Wo so viel verbraucht wird, muß auch für die Arbeiter etwas abfallen. Zum Beispiel Holz!

Was schadet es, wenn man sich ein Stück Grubenholz zum Brennen mit nach Hause nimmt? Ist das ein Verbrechen? Hat der Herrgott nicht das Holz für alle Menschen wachsen lassen? Aber nein, das Hundeblood, der Baron, glaubt, das Holz ist nur für ihn gewachsen, und wenn sich Einer ein Stück davon mitnimmt, dann soll er gleich ein Spitzbube sein und vor Gericht kommen. Hat er nicht den Widera einsperren lassen?"

„Ja, der ist aber sechsmal hintereinander erwischt worden, wie er Holz nach Hause trug, und da hat ihn der Herr dem Gericht übergeben,“ bemerkte Fristadi.

„Das ist ja eben die Gemeinheit,“ erklärte Flotera, daß deshalb ein Mensch eingesperrt werden soll. Der Widera wollte eben zeigen, daß er sich nichts sagen läßt. Der Baron hätte ihn durchprügeln können, daß er liegen geblieben wäre, aber nicht ihn einsperren lassen. Er kann zwei Jahre Gefängniß bekommen, hat mir der Bergverwalter gesagt.“

Dombnik nahm wieder das Wort: „Ja, es ist eine Hundebloodsache! Zwei Jahre wegen ein paar Stückchen Holz, solche Gemeinheit hat der Bergverwalter mit uns Arbeitern nicht gemacht. Vor drei Jahren habe ich mir einmal aus der Maschine ein großes Stück Leder mitgenommen, weil es mir gut zu Stiefeln paßte. Der Maschinenwärter, der Lump, hat mich aber verklatscht, und der Herr Bergverwalter ist sehr böse gewesen, weil das Stück Leder zehn Thaler werth gewesen sein soll. Da mußte ich zu ihm kommen, und er hat seinen Stock genommen und mich so lange gehauen, bis ich liegen geblieben bin. Dann hat er mich vor die Thüre geworfen und hat mir gesagt, daß ich keine Arbeit mehr bekäme. Zwei Stunden habe ich vor der Thüre gelegen, weil ich so zerschlagen war, daß ich nicht aufstehen konnte, dann habe ich mich nach Hause geschleppt. Nach acht Tagen war mir wieder

besser, da bin ich zum Bergverwalter gegangen und bin vor ihn hingekniet und hab' ihm die Knie geküßt und die Hände und habe ihn gebeten, daß er mich wieder in Arbeit nimmt. Da hat er noch eine Weile geschimpft, mich aber doch wieder in Arbeit genommen. Ja, das war ein Herr für die Arbeiter, so einen guten kriegen wir nur, wenn er wieder kommt!"

Der Sprecher sah ganz begeistert aus und qualmte nach Beendigung seiner Worte gewaltig aus seiner kurzen Pfeife.

"Ja, er war ein vorzüglicher Herr!" bestätigte auch Flotera. "So gut, wie man sich ihn nur wünschen konnte. Leben und leben lassen galt bei ihm, man mußte es nur nicht zu toll machen. Und er muß wiederkommen, sonst gehen wir Alle zu Grunde!"

"So weit kommt es nicht," erklärte Dombnif. "Wenn wir gehen müssen, dann soll hier auch nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, dann soll es an allen Ecken brennen, alle Maschinen müssen demolirt werden, und an uns soll man denken."

"Das ist aber gefährlich," sagte der ängstliche Fristacki, "dann kommen Soldaten und schießen."

"Sie sind noch nicht da. Ehe die kommen, vergehen ein paar Stunden, und dann sind wir schon über der Grenze. Dort kann uns nichts geschehen. Die Moszolz\*) kümmern sich nicht um das, was in Preußen geschieht, und eine besondere Liebe haben sie auch nicht zu den preußischen Beamten. Dann denkt an den Bergverwalter! Ist der nicht gut Freund mit allen russischen Beamten, kann er nicht mit denen anfangen, was er will? Nein, nein, uns kann gar nichts geschehen! Wir haben Weib und Kind und Habe jenseits der Grenze und können hier nichts verlieren!"

\*) Schimpfname für Russen.

„Allerdings sind die preußischen Arbeiter, die hier wohnen, nicht ganz zuverlässig,“ meinte Motera. „Aber sie sind in der Minderzahl. Was wollen sie gegen uns ausrichten? Wenn etwas geschieht, sehen sie ruhig zu und mischen sich nicht ein.“

„Nun wird es aber, glaube ich, Zeit, daß wir ausfahren,“ sagte T istacki.

Es wurde nach der Uhr gesehen, dann erhoben sich die Arbeiter, hingen ihre ledernen Arbeitstaschen, in denen sie etwas Mundvorrath, sowie einen aus Horn gearbeiteten Oelbehälter zum Nachfüllen der Lampen mit in das Bergwerk nehmen, über die Schulter, zogen die Haken der Lampen aus dem Holze der Stempel, nahmen sie nach altem, durch die Praxis gebotenem Gebrauche in die linke Hand, griffen nach ihren Stöcken und sahen sich noch einmal um, ob sie nicht noch etwas vergessen hatten.

„Seid ihr so weit? Glück auf!“

„Glück auf!“ antworteten die beiden Anderen in deutscher Sprache, ebenso wie ihr Genosse den alten Bergmannsgruß deutsch gesprochen hatte. Dieser Gruß ist nämlich nicht in die polnische Sprache übersetzbar und wird selbst von stockpolnischen Arbeitern stets in deutschen Worten angewendet.

Die drei Arbeiter stiegen über den Bremsberg zur Grundstrecke hernieder und eilten von dort der Sohle des großen Förderschachtes zu, um an die Oberfläche der Erde zu gelangen.

Am selben Morgen, an welchem diese Unterredung stattfand, wurde das Häuschen, welches früher der Bergverwalter bewohnt hatte, von Herbert neu eingerichtet, der alte Fabian mit der Familie, bei der er bisher gewohnt hatte und die aus einem kinderlosen Ehepaar bestand, zog sofort ein, und am Nachmittage begab sich auch Anna

in ihr neues Heim. Sie konnte den Weg, gestützt auf den Arm Herbert's, zu Fuß zurücklegen.

Gleichzeitig gelangten sämtliche Beamten in den Besitz der Verlobungsanzeige, ebenso hatte Herbert eine solche an Körner gesendet.

Im Laufe des Nachmittags fanden sich die Beamten ein, um persönlich zu gratuliren. Der Schichtmeister aber saß in seinem Bureau mit dem Materialienverwalter Lobanow und dem Obersteiger Rawitzki zusammen in lebhafter, in polnischer Sprache geführter Unterhaltung.

„Was sagen die Herren dazu?“ fragte der Schichtmeister. „Sollte man nicht glauben, der Mensch sei plötzlich um den Verstand gekommen? Solche Dummheit kann doch nur ein Deutscher machen! Erst benimmt er sich, als wolle er Alles freissen, und um eine Schürze verliert er den Verstand. Nun, uns kann es recht sein; je verliebter er ist, desto sicherer ist es für uns. Ein Uuerhahn, der halzt, sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht.“

„Sollte das wirklich bei ihm zutreffen?“ sagte Lobanow. „So sieht mir der Mann doch nicht aus.“

„Bruderherz,“ lachte der Schichtmeister, „Du kennst die Deutschen nicht! Denke doch nur einmal daran, was der Mann sonst für Gründe hätte, das Frauzimmer zu heirathen. Sie hat nichts, sie ist nichts, eine besondere Schönheit ist sie auch nicht, er hat also keinen Vortheil davon, nur sie, und ich muß sagen, ich verstehe nicht, wie er dazu kommt, sich das Frauzimmer auf den Hals zu hängen. Wir haben das Mädchen stets über die Achsel angesehen und uns kaum darum gekümmert, daß sie lebt; und jetzt wird sie Baronin und die Frau unseres höchsten Vorgesetzten!“

„Nun,“ meinte Rawitzki, „so weit sind wir noch nicht, es kann noch Manches geschehen. Ich glaube noch nicht an die neue Baronesse. Aber wißt ihr auch, daß wir

sehr unrecht thun, hier zu schwagen, ohne unserem Freunde jenseits der Grenze Nachricht zu geben? Ich glaube, die Sache interessirt ihn auf das Lebhafteste. Ich möchte nur sein Gesicht sehen, wenn er erfährt, wer Baronin werden soll.“

„Ich muß sagen,“ erklärte der Schichtmeister, „daß ich im Augenblick, als ich die Nachricht erhielt, so verblüfft war, daß ich gar nicht daran dachte, Nachricht an Kaminski zu geben. In der That wird die Sache ihn außerordentlich interessiren. Er liebt ja das Frauenzimmer auch ganz besonders; in einem Löffel Wasser möchte er sie ertränken, und er hat nicht Unrecht. Sie hat am meisten gegen ihn geheßt, wie sie wahrscheinlich jetzt gegen uns heßen wird. Wie bekommen wir denn aber einen Boten?“

„Ich werde,“ sagte Rawizki, „einen Beutel\*) besorgen, der schleunigst nach Malkowice hinüberläuft und einen Brief an Kaminski bringt. Sollte dieser in Bendzin sein, dann muß der Bengel dorthin.“

Der Obersteiger ging hinaus und beauftragte einen der Assistenten, die er im Korridor fand, nach dem Schacht hinüberzugehen, nach dem Schlepper Franzek zu fragen und ihn nach dem Bureau des Schichtmeisters zu schicken. Dieser hatte unterdeß die Verlobungsanzeige aus der Tasche geholt und am Fuße derselben einige Notizen in polnischer Sprache niedergeschrieben. Er reichte dann den beiden Andern das Schriftstück, und diese schüttelten sich vor Lachen.

Einige Minuten später erschien in ziemlich unsauberem Zustande ein ungefähr vierzehnjähriger Junge.

„Das ist Franzek,“ sagte der Obersteiger Rawizki. „Hast Du den Brief schon geschlossen, Gasda?“

\*) Beutel oder Beitsik ist ein scherzhafter Name für die jüngsten Bergarbeiter in Oberschlesien, die über Tage oder auch unter Tage als Schlepper und Aufräumer beschäftigt sind.

„Ja,“ sagte der Schichtmeister, „hier ist er. Es ist besser, ich schreibe die Adresse nicht darauf.“

„Selbstverständlich,“ erwiderte der Obersteiger, „aber wickle ihn noch dreifach in Papier, damit diese junge Bestie ihn nicht schmutzig macht. — Und nun höre einmal, Du Hundeseele! Du weißt doch, wo drüben jenseits der Grenze der Herr Bergverwalter Kaminski wohnt, Du bist doch drüben zu Hause?“

„Jawohl,“ sagte Franzek, pfeffrig lächelnd, „gewiß weiß ich das!“

„Ist Dein Halbpaß in Ordnung?“

„Ja,“ sagte Franzek, „ich habe ihn in der Tasche; und wenn ich ihn nicht hätte, ich käme doch über die Grenze.“

„Du sollst aber nicht solche Dummheiten machen, die Russen werden Dich einmal todtschießen.“

Franzek schüttelte lachend den Kopf. „Die können lange schießen, ehe sie treffen.“

„Schon gut.“ sagte der Obersteiger. „Nun paß aber einmal genau auf, Du abgeschlagenes Stück von einem Menschen: Du packst Dich sofort über die Grenze und suchst den Herrn Bergverwalter Kaminski auf, übergibst ihm diesen Brief, natürlich ihm und keinem Anderen, hältst Dich nirgends auf, jagst Niemand, wo Du hingehst, und triffst Du den Herrn Bergverwalter nicht, so erkundigst Du Dich, wo er ist, und gehst ihm sofort nach. Wahrscheinlich wird er in Bendzin sein, wenn er nicht in Malkowice zu finden ist. Es fahren immer Wagen nach Bendzin, auf denen Du mitfahren kannst, wenn Du die Leute darum bittest; eventuell hängst Du Dich hinten an. Hier hast Du eine Mark, wenn Du unterwegs Geld brauchen solltest. Sobald Du den Bergverwalter getroffen hast, kommst Du zurück, wenn es heute noch geht; wenn nicht, morgen früh. Es ist jetzt kaum vier Uhr, Du kannst in einer Stunde in Malkowice sein, und um acht

Uhr wird die Kammer erst geschlossen. Du kannst also wieder zurück sein, selbst wenn Du noch einmal zu Deinen Eltern gehst. Führest Du Deinen Auftrag richtig aus, so werden Dir zwei Schichten angeschrieben; machst Du Dummheiten, so werden Dir beide Ohren abgeschnitten, und Du mußt sie selber auffressen."

Die letztere Drohung schien Franzek selbst nicht für ernst zu halten, denn er grinste vergnügt, nahm dann den Brief, steckte ihn in die innere Tasche seiner Puffjacke, die er wahrscheinlich von seinem Vater hatte, denn sie war ihm viel zu weit, knöpfte dann die Jacke zu, zog den Strick, mit dem sie in der Taille befestigt war, ordentlich zusammen, machte einen Krachfuß und verschwand mit einem „Glück auf!"

Kaum war er zur Thür hinaus, als ein Wagen in den Hof des Verwaltungsgebäudes fuhr, aus dem die Beamten Körner steigen sahen.

„Da ist ja der Körner wieder," sagte Gasda. „Der Gaudieb sollte auch seine Knochen besser in Acht nehmen. Er geht auf allen Werken herum, schimpft auf uns und trägt Klatschereien hin und her. Ich wünschte, es würde ihm einmal das Leder ordentlich voll gehauen. Verdient hat er's."

„Dieser Kerl ist schlau," sagte Nawizki, „er weiß sein Fell immer in Sicherheit zu bringen."

Körner, der natürlich keine Ahnung davon hatte, in welcher Weise man sich über ihn unterhielt, ging unterdeß die Treppe zu Herbert's Zimmer empor und ließ sich bei diesem anmelden. Mit gewohnter Liebenswürdigkeit wurde er empfangen.

„Seit wann sind Sie von Hause fort?" fragte ihn Herbert.

„Seit gestern," erklärte Körner.

„Nun, dann haben Sie jedenfalls die Nachricht noch



nicht bekommen, die ich gestern früh an Sie abgeschickt habe."

Er gab ihm ein Exemplar der Verlobungsanzeige, das Körner rasch durchflog. Er sah sehr erstaunt aus, dann sagte er aber voll aufrichtiger Herzlichkeit: „Man kann Ihnen zu der Wahl nur gratuliren, Herr Baron. Wenn sich ein Mensch freut, daß die Sache ein solches Ende nimmt, so bin ich es. Sie haben, ohne daß Sie es wollten, die junge Dame etwas in's Gerede gebracht, nun ist die Sache ja gut. Sie bekommen eine Frau, wie Sie sich sie unter hiesigen Verhältnissen nur wünschen können. Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch. Was wird sich meine Frau freuen! Nun werden wir doch um so eher das Vergnügen haben, Ihre Fräulein Braut bei uns zu sehen.“

„Ich fürchte,“ erklärte Herbert, „ich werde bei Ihrer Frau Gemahlin, die ich noch nicht zu kennen das Vergnügen habe, eine sehr schlechte Nummer bekommen, da ich sie vorläufig umsonst bemüht habe. Meine Braut hat mir erklärt, unter keinen Umständen von mir gehen zu wollen, und vorläufig will ich ihrem Wunsch Genüge leisten. Ich habe sie drüben in der früheren Wohnung Kaminski's untergebracht und will nicht mit Gewalt in sie bringen, mich zu verlassen. Bei mir ist auch ein wenig Egoismus im Spiel. Denken Sie, ich bin hier ganz einsam und verlassen, und wenn meine Braut hier ist, freue ich mich den ganzen Tag auf die Stunde, die ich Abends bei ihr verbringen darf. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wir werden von Ihrer Gastfreundschaft ganz bestimmt Gebrauch machen, wenn auch erst einige Tage vor der Hochzeit. — Doch was bringen Sie mir? Ihr Kommen galt doch wahrscheinlich etwas Anderem, als einem bloß freundschaftlichen Besuch, obgleich ich diesem von Ihrer Seite stets gern entgegenstehe.“

Körner zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Ja, ich kam eigentlich in anderer Angelegenheit, aber ich sehe, der richtige Moment ist heute nicht vorhanden. Sie sind glücklich, Herr Baron, und ich möchte Ihnen die Stimmung nicht verderben.“

„Sie irren sich,“ sagte Herbert ernst. „Ich scheue mich durchaus nicht, zuzugestehen, daß ich mich außerordentlich glücklich fühle, seitdem ich weiß, daß Anna mein Weib werden soll, aber ich bin doch kein schwärmerischer Gymnast mehr, der über seiner Liebe alles Andere vergißt. Ich bin also für ernste Erwägungen und Angelegenheiten stets zu sprechen. Bitte, geniren Sie sich nicht!“

„Sei es denn. Ich bringe ziemlich ungünstige Nachrichten. Ich habe mich hier und dort bemüht, Beamte für Sie zu beschaffen, aber selbst stellunglose Leute haben mir erklärt, daß sie um keinen Preis hierhergehen würden. Man weiß eben ringsum auf den Werken, daß Ihr früherer Bergverwalter jenseits der Grenze gegen Sie agitirt, und man erwartet allgemein eine Katastrophe. Kaminski hegt systematisch die Arbeiter von jenseits der Grenze auf, er ruft sie zu Versammlungen zusammen, in denen er sie traktirt und betrunken macht, und hält ihnen dann Reden, in denen er direkt zu Mord und Brand auffordert.“

„Ja, darf denn das der Mann?“ rief Herbert entrüstet. „Ist denn so etwas gestattet. Ich denke, gerade drüben geht man gegen Verschwörungen — und eine solche ist doch Kaminski's Handlungsweise — mit aller Härte vor.“

„Herr Baron,“ versetzte Körner achselzuckend, „man ist dort hart, ja grausam gegen Verschwörer, die russische Verhältnisse ändern, die russische Regierung umstürzen wollen. Was aber gegen Leute und Verhältnisse geplant wird, die jenseits der Grenze, in Preußen, wohnen, ist den russischen Behörden ganz gleichgiltig. Dazu kommt, daß Kaminski mit sämmtlichen Verwaltungs- und Steuer-

beamten und mit den Offizieren der Grenzwaſche ſehr gut befreundet iſt. Er weiß mit den Leuten umzugehen, und hat ihnen, als er hier noch Leiter des Bergwerkes war, viele Vortheile zugewendet. Zu machen iſt gegen den Mann abſolut nichts. Die preußiſchen Behörden gegen ihn aufzubieten wäre nutzlos, denn die Requiſitionen hätten drüben keinen Erfolg. Hier iſt man auf Selbſthilfe angewieſen, man muß dieſe Ruſſen mit ihren eigenen Waffen ſchlagen. Kaminski müßte über die Grenze gelockt und für einige Zeit unſchädlich gemacht werden, indem man ihn einſperrt. — Sie machen große Augen, Herr Baron, und denken an Beraubung der perſönlichen Freiheit und allerlei andere Dinge. Lieber Himmel, man nimmt das hier nicht immer ſo genau, und ein Mann, der ſo viel auf dem Kerbholze hat, wie Kaminski, würde wahrſcheinlich froh ſein, wenn man ihn nach einigen Wochen ſehr ſtrenger Privathaft wieder laufen ließe, und würde ſich hüten, Börm zu ſchlagen. Aber das iſt nichts für Sie, Herr Baron, ich weiß, Sie werden nie auf ſo etwas eingehen. Dagegen will ich Ihnen dringend empfehlen, ſich an unſeren Landrath zu wenden, damit dieſer für Sie militäriſche Hilfe beſorgt. Man könnte vielleicht unter dem Vorgeben einer theilweiſen Grenzbeſetzung eine Abtheilung Soldaten hierher nach Pniaki legen, und dadurch den ſonſt unvermeidlichen Aufruhr verhüten. Wenn Sie perſönlich unſerem Landrath, der mit den Verhältniſſen der Gegend ſehr genau vertraut iſt, Ihre Lage ſchildern, finden Sie bei ihm ſicherlich Entgegenkommen.“

Herbert dachte einen Augenblick nach und reichte dann Körner die Hand.

„Es läßt ſich gegen Ihren Vorſchlag,“ ſagte er, „nicht das Mindeste einwenden, und es bleibt mir nur übrig, Ihnen zu danken. Was Sie mir angedeutet haben, halte ich für richtig; Militär muß requirirt werden, und ich

werde den Landrath darum bitten. Ich bringe, wenn ich die Fahrt mache, meine Braut mit. Ich werde mich nun doch entschließen müssen, sie einige Zeit bei Ihnen zu lassen, denn wenn eine Katastrophe in Aussicht steht, soll sie dieselbe nicht mitmachen. Also übermorgen gegen Mittag treffe ich bei Ihnen ein. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und seien Sie selbst bestens bedankt für Ihren guten Rath."

## 10.

Franzef beeilte sich, den Auftrag, den er bekommen hatte, prompt auszuführen. Er war ein Vertreter des pfißigen polnischen Nachwuchses, der durch die häufige Berührung mit dem Deutschthum seine angeborene Verschlagenheit noch vermehrt hat und trotz der mangelhaften, um nicht zu sagen, vollständig mangelnden Bildung ein natürliches Raffinement in allen praktischen Dingen besitzt. So lange er glaubte, daß man ihn vom Verwaltungsgebäude aus beobachten könne, ging er im vollsten Sinne des Wortes im Galop; dann mäßigte er seinen Schritt, marschirte aber immerhin tapfer darauf los, bis er die letzten Häuser passirt hatte. Dann schlug er einen Feldweg ein, bis er an einen Bach kam. An diesem schritt er entlang, wohl eine Viertelstunde lang, bis er in die Nähe einer hölzernen Brücke gelangte. Jenseits des Baches befand sich hinter der Brücke ein Schlagbaum, der mit den russischen Farben, roth, weiß, orange und schwarz, angestrichen war. Auf der Brücke selbst stand ein Schilderhaus und neben diesem lehnte ein russischer Grenzsoldat, welcher der Bequemlichkeit halber das Gewehr neben sich an das Brückengeländer gestellt hatte. Er trug einen braun-grauen bis zu den Knien reichenden Friesrock mit grünem Kragen und einer Andeutung von grünen Aufschlägen. Einige Knöpfe an

dem Rocke fehlten. Unter demselben kam ein Paar grauer, ziemlich schäbiger Beinkleider zum Vorschein. Auch die Stiefel, die der Soldat trug, waren schadhast. Die grüne Mütze mit rothem Besatz hatte einen weit abstehenden Schirm. Ganz neu und vorzüglich aussehend war das naturfarbene Lederzeug.

Franzef verstand sich selbstverständlich als polnischer Junge sehr gut auf die Formalitäten bei Ueberschreitung der Grenze. Er zog aus seiner Tasche einen zusammengefalteten, mit verschiedenen rothen und blauen Stempeln versehenen Bogen Papier hervor und zeigte ihn dem Soldaten. Dieser nickte darauf mit dem Kopfe. Franzef ging an ihm vorbei und trat durch den Schlagbaum. Jenseits desselben standen wieder zwei Soldaten Posten, d. h. sie saßen auf dem Geländer, das rechts und links von der Brücke aus den Weg einsäumte, und bis zu einem einstöckigen Holzgebäude mit einem Giebeldach führte, über dessen Thür der russische Adler prangte. Hier war die „Kammer“, d. h. der Grenzübergang. Einige Häuser, ungefähr hundert Schritt hinter dem Kammerhause, bildeten den Ort Malkowice. Auch den beiden Soldaten, die sich eifrig unterhielten, zeigte Franzef seinen Halbpaß. Sie nickten ihm zu und untersuchten das Papier nicht erst, was ihnen auch nichts genügt hätte, da sie nicht lesen konnten.

Vor der Kammer selbst stand ein alter Unteroffizier; er hatte einen mächtigen Schnurrbart und sah höchst bärbeyßig drein; aber Franzef schien ihn nicht zu fürchten. Er hielt ihm wieder seinen Halbpaß unter die Nase, und der Unteroffizier fragte ihn: „Wo willst Du hin, Hundebhut?

„Zum Bergverwalter Kaminski.“

„Dann mache, daß Du davon kommst und gehe nicht erst nach Malkowice. Er ist in Bendzin und bleibt dort über Nacht.“

Franzef kratzte sich hinter den Ohren, ging dann aber auf einen Wink des Unteroffiziers in das Kammergebäude hinein.

Vom Hausflur aus betrat er ein Dienstzimmer, in dem durch eine Schranke ein besonderer Raum für das Publikum abgegrenzt war. Hinter der Schranke saß eine Anzahl von Schreibern, die mindestens zehn Minuten lang keine Notiz von Franzef nahmen. Endlich wendete sich einer der Schreiber an ihn, indem er ihn ansah, worauf Franzef ihm seinen Halbpapier hinhielt. Der Beamte prüfte das Papier, drückte dann auf die Rückseite einen blauen Stempel und fügte das Datum mit Tinte hinzu, dann reichte er wortlos das Papier zurück und wies nach der Thür. Nachdem der Junge dieselbe passiert hatte, revidierte der Unteroffizier den versirten Halbpapier und sagte dann freundlich: „Du kannst gehen.“

In der That lag jetzt das russische Reich frei vor Franzef, der einen Halbpapier besaß, welcher von der russischen Behörde ausgestellt war. Hätte er einen preussischen Halbpapier besessen, so durfte er sich nur in einem Gebiet, das nicht weiter als vier Meilen von der Grenze entfernt liegt, bewegen.

Er hatte noch über 1½ Meilen zurückzulegen. Aber Franzef machte sich aus dieser Entfernung nicht viel, er war an Strapazen gewöhnt. Er piffte sogar gellend laut, trotzdem er tapfer marschirte, und zur Belohnung für seine heitere Lebensauffassung wurde er bald darauf von einem polnischen Bauernwagen eingeholt, dessen kleine ponnhartigen Pferde für ihre Magerkeit und ihr struppiges Aussehen überraschend schnell liefen. Franzef rief den Bauer an. Dieser gestattete ihm, sich auf den Wagen zu setzen, und nun ging es rasch vorwärts.

Abends gegen sieben Uhr war Franzef an seinem Bestimmungsorte angelangt und hatte den Brief glücklich

dem Bergverwalter Kaminski überliefert. Dieser zog den Boten zur Belohnung ein wenig an den Ohren, so daß dieselben fast um einen Zoll länger wurden; der Bergverwalter Kaminski war eben ein höchst spaßhafter Mann. Dann schenkte er ihm zehn Kopfen, und Franzel eilte davon, um in der Nähe der Stadt bei Verwandten ein Unterkommen zu suchen, da er vor acht Uhr abends den Grenzübergang nicht mehr erreichen konnte.

Der Bergverwalter aber prüfte den Inhalt des ihm zugegangenen Schreibens, biß sich auf die Lippen, sah sehr zornig aus und brach dann in ein gezwungenes Lachen aus. Eine halbe Stunde ging er in seinem Zimmer auf und ab; dann schien ihm ein Gedanke gekommen zu sein. Er eilte aus dem Gasthose, in dem er abgestiegen war, nach dem Marktplatz, wo der Ortsvorsteher, der Naczelnik, wohnte. Er traf diesen zu Hause an und fragte ihn schon beim Eintreten unmittelbar nach der Begrüßung: „Lieber Herr Bruder, wird es mir möglich sein, Deinen Gefangenen auf einen Augenblick zu sprechen?“

Der Naczelnik lächelte und sagte: „Wie Du willst, Herr Bruder. Laß Dich doch von einem der Soldaten draußen zu dem deutschen Halunken hinführen. Hole mich dann ab, wir wollen ein Glas Wein trinken gehen.“

---

 11.

Es war ein herrlicher Sommertag. Schon seit fünf Uhr war Herbert wach und kleidete sich besuchsmäßig an. Er wollte heute nach Beuthen fahren und hatte am Abend vorher schon das Nöthige mit Anna verabredet.

Pünktlich um sechs Uhr kam der Wagen. Herbert stieg ein und fuhr im Schritt bis zu dem Häuschen, in dem Anna wohnte. Zu seinem Erstaunen fand er die Fensterläden, die vom Innern des Hauses her zu schließen waren,

noch geschlossen. Sollte Anna die Zeit verschlafen haben? Er klopfte an die Thür; Niemand antwortete. Er klopfte zum zweiten und dritten Mal, dann drückte er auf die Klinke und fand, daß die Thür verschlossen war. Er pochte heftig an die Fensterladen, ohne daß sich Jemand in den Zimmern regte.

Eine unbestimmte Besorgniß bemächtigte sich Herbert's. Er eilte nach der anderen Seite des Hauses, wo im Unterstock der Bergmann mit seiner Frau und im oberen Stock Fabian wohnte, und fragte, ob man irgend etwas von Anna wisse. Der Bergmann war bereits zur Morgenschicht, weder die Frau noch Fabian wußten etwas. Sie hatten am Abend noch Anna gesehen, waren aber nachdem Herbert sie verlassen hatte, nicht mehr bei ihr gewesen. Durch die Verbindungswand, welche die hintere Hälfte des Hauses, wo Fabian und das Bergmannshepaar wohnten, von den Vorderräumen trennte, wo Anna ihre Wohnung hatte, führte eine Klingel, die Anna nur zu ziehen brauchte, um sofort Jemand herbeizurufen, der ihr ihre Wünsche oder Aufträge erfüllte.

Die Klingel war seit dem Abend vorher nicht gezogen worden. Herbert entschloß sich nach abermals vergeblichem Pochen nunmehr, den einen Laden aufzubrechen. Er drückte dann eine Scheibe ein, öffnete den Fensterflügel und stieg in das Zimmer. Alles war in Ordnung. Er ging nach der Thür, die zum Schlafzimmer Anna's führte. Er klopfte an dieselbe, erhielt aber keine Antwort. Schon das Aufbrechen des Fensterladens hätte Anna wecken müssen, selbst wenn sie einen todtenähnlichen Schlaf gehabt hätte. Von heftiger Angst erfaßt riß Herbert die Thür, die nicht verschlossen war, auf. Anna's Bett war unberührt, von ihr selbst aber keine Spur. Nirgend's ein Zeichen, eine Erklärung für das plötzliche Verschwinden des jungen Mädchens, nirgend's ein Anhaltspunkt, von dem aus man



hätte darauf schließen können, wohin sie gegangen sei, ob sie wiederkommen würde oder nicht, ob sie freiwillig gegangen oder gewaltjam fortgeschleppt sei.

Nichts! Nichts! Man durchsuchte das Haus vom Keller bis zum Boden, durchsuchte den Garten hinter dem Hause und die Umgebung. Nirgends eine Spur von Gewalt! Nirgends eine Spur von Unordnung! Alles vorhanden, nur Anna verschwunden — auf unerklärliche Weise verschwunden!

\*                    \*                    \*

Im Herthaflöz der Amandusgrube, in der letzten Abbaustrecke, wurde in der Nachtschicht „geraubt“. An der höchst gefährlichen und doch dringend nothwendigen Arbeit des Raubens betheiligten sich unter Aufsicht des Steigers Bluda vierzehn Häuer. „Rauben“ nennt der Bergmann die Entfernung von Holz, welches zum Ausbau der Strecken, d. h. zum Stützen der Decken in den unterirdischen Gängen verwendet wurde. Wenn der Bergmann die unterirdischen Gänge, die Strecken, vorwärts treibt, muß er dafür sorgen, daß ihm das Gestein über seinem Kopf, das sogenannte „Hangende“ oder die „Firste“, nicht herunterbricht; es werden deshalb an den Seitenwänden der Strecken, den sogenannten „Stößen“, Rundhölzer aufgerichtet, welche den Namen Stempel tragen. Oben unter der Firste wird ein gespaltenes Rundholz, also ein halbrundes Stück Holz angebracht, die sogenannte Kappe, welche mit den Stempeln thürstockartig verbunden und von diesen gegen die Firste gepreßt wird. Ist das Hangende brüchig und nicht, wie meist im Steinkohlengebirge, Sandstein oder Schiefer, so muß Stempel gegen Stempel gesetzt werden, und da die Strecken oft sehr hoch sind, und man zu den Stempeln und Kappen nur kerngesund Holz der Fichte und Tanne verwendet, sind die Kosten für den Grubenausbau beträchtlich. Ist man mit einer Abbaustrecke bis zu Ende ge-

langt, also bis dorthin, wo das Flöz aufhört oder wo über der Erde die Grenze des Grubenfeldes sich befindet, so gibt man sie auf und betreibt sie nicht länger. Es schadet dann auch nichts, wenn sie einstürzt und deshalb geht man daran, das Holz herauszunehmen, da man es anderweitig sehr gut noch verwenden kann. Die Stämme leiden unter Tage fast gar nicht, und das Holz ist noch nach Jahren frisch und kerngesund.

Die Arbeit des „Kraubens“ ist deshalb eine gefährliche, weil meist unmittelbar, nachdem die Stempel entfernt sind, die Decke zusammenbricht. Das Krauben wird daher nur von besonders geschickten Leuten ausgeführt und theurer als jede andere Bergmannsarbeit bezahlt. Man geht gewöhnlich so vor, daß man die Stempel in ihrer Stellung etwas lockert und starke Hanfseile um sie herumlegt. Dann gehen die Arbeiter ein Stück zurück in die Strecke, da wo es noch sicher ist, und durch gleichmäßiges, ruckweises Anziehen werden die Stempel vermittelst der Laue umgeworfen und von ihrem bisherigen Standpunkte weggerissen. Es muß dies höchst gleichmäßig geschehen, da sonst auf der einen Seite die Strecke noch unterstützt bliebe, während sie auf der anderen Seite schon zusammenbräche. Es gehört zu dieser Arbeit ein geschultes Auge und Erfahrung, soll sie ohne Unglück vorübergehen. Wie das Vertrautsein mit der Gefahr den Bergmann aber in vielen anderen Fällen unvorsichtig macht, so auch beim Krauben.

Es war schon gegen Morgen, und die Zahl der weiter zurück in der Strecke übereinander aufgeschichtet liegenden Stempel bewies, wie eifrig die Leute während der Nacht gearbeitet hatten. Wieder war ein Stempelpaar mit Hanftauen umschlungen worden, und auf das Kommando „Ho — ruck!“ eines der älteren Häuer spannten die vierzehn Arbeiter taktmäßig in regelmäßigen Zwischenräumen

ihre Kräfte an. Dieses Stempelpaar aber schien mit dem Gestein verwachsen zu sein; es rückte und rührte sich nicht. Wiederholt sprangen Arbeiter vor, welche mit den Köpfen der Keilhauen die Stempel aus ihrer senkrechten Lage zu bringen suchten. Immer wieder wurde kommandirt, immer wieder zogen die Leute mit allen Kräften, ohne die beiden Stempel auch nur um einen Zoll aus der Lage bringen zu können. Das machte sie grimmig.

Ohne Kommando sprang plötzlich ein Häuer, während noch an den Tauern gezogen wurde, vor und schlug mit aller Kraft gegen den Stempel am rechten Stoß. Dieser wich, und in demselben Augenblicke kam krachend das Gestein von der Decke herunter. Der Häuer sprang zwar zurück, aber zu spät, das Gestein von oben traf ihn mit gräßlicher Wucht und schmetterte ihn zu Boden.

Man eilte ihm sofort zu Hilfe und fand, daß er nur mit dem Unterkörper im Gestein steckte. Man schaffte dieses mühsam beiseite und zog den Bewußtlosen hervor. Beide Füße waren ihm zerschmettert, und die Bergleute, die mit solchen Verwundungen nur zu sehr vertraut sind, betrachteten kopfschüttelnd den Bewußtlosen und sagten einander leise: „Der ist fertig!“

Man holte Wasser von der Grundstrecke her, und Boten liefen nach dem Schacht, um nach oben zu melden, daß ein Unglück geschehen sei.

Der Häuer Muschalič, so hieß der Verletzte, wurde auf eine vom unterirdischen Stall hergeholtte Pferdedecke gebettet und kam, nachdem man ihn mit kaltem Wasser bespritzt hatte, wieder zu sich. Er fing jetzt entseztlich an zu wimmern und nach Weib und Kind zu jammern. Vorsichtig wurde er auf der Pferdedecke aufgehoben und in einen Förderkasten gelegt. Er schrie trotzdem herzzerreißend bei jeder Bewegung, die man mit ihm vornahm. Der Förderkasten wurde auf den kleinen Schienen bis zum

nächsten Bremsberge gestoßen, hier wurde er in die Kette eingehängt, die über dem Bremshaspel lag und dazu diente, mit einem ihrer Enden die leeren Kasten auf der schiefen Ebene des Bremsberges hinauf- und mit dem anderen Ende den vollen Kasten die schiefe Ebene hinunterzuschaffen. So vorsichtig als nur möglich wurde der Förderkasten über die Schienen heruntergelassen, auf den Eisenplatten am Eingange der Grundstrecke wurde der Wagen umgedreht und in die Spur des Grundstreckengeleises gestoßen, was natürlich nicht ohne Erschütterung und fürchterliche Schmerzen für Muschalid möglich war. Bald darauf brachte das Fördergestell den Verunglückten mit seiner Begleitung an die Oberfläche. Man hob ihn aus dem Kasten heraus — blutüberströmt, der untere Theil des Körpers eine formlose Masse — und bettete ihn unter einen offenen Schuppen in der Nähe der „Hängebank“, d. h. der Plattform, welche die Schachöffnung umgibt. Masse Tücher wurden auf die zerschmetterten Beine gelegt und dem Armen etwas Wein eingesflößt, der aus dem Bechenshause herbeigebracht wurde.

Der Obersteiger Rawizki erschien und kratzte sich den Kopf. „Machen Sie sofort Meldung,“ sagte er zu dem Steiger Bluda, „an den Geschworenen. Das gibt wieder eine schöne Untersuchung.“

Man machte auch den Versuch, die Familie des Verunglückten kommen zu lassen, indem man einen Wagen über die Grenze schickte.

Der Transport von der Unglücksstelle bis zur Oberfläche hatte fast eine Stunde gewährt, es war als ein Wunder zu betrachten, daß sich Muschalid noch nicht verblutet hatte; es mußte durch einen Zufall eine Verstopfung der großen Beinarterien eingetreten sein, sonst hätte der Unglückliche nicht mehr Leben können.

Vom Kirchdorfe her kam, so rasch die Pferde laufen

konnten, einer der Korbwagen, die ebenso wie das Gespann dem Bergwerke gehörten, und brachte den Geistlichen. Es war ein weißhaariger alter Herr, der mit gefalteten Händen auf einem Bunde Stroh saß, über das man eine Pferdedecke gebreitet hatte. Er trug den bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Rock und darüber das weiße Chorhemd, um den Hals die Stola und auf der Brust eine seidene, goldgestickte Tasche, in der sich in einer Goldkapsel die Hostie befand, die dem Verunglückten gereicht werden sollte.

Auf dem Vordersitze neben dem Kutscher saß im weißen Chorhemde mit rothem Schultertragen ein Ministrant, ein Knabe von vierzehn Jahren, der mit einigen Altersgenossen Dienste bei den rituellen Amtshandlungen verrichtete. Der altehrwürdigen Sitte folgend, trug er trotz des hellen Tages eine brennende Laterne in seiner linken Hand, in der rechten hatte er eine Klingel, mit der er ein Zeichen gab, sobald Jemand dem Wagen begegnete.

Als der Wagen den Ort erreichte, stürzten Frauen und Kinder aus den Häusern und fielen, sobald das Klingelzeichen gegeben wurde, im Staub der Straße auf die Kniee, bis der Wagen an ihnen vorübergefahren war. Der Geistliche, der, so lange er die Hostie bei sich trägt, nicht sprechen darf, segnete die Leute mit dem Kreuzeszeichen, während der Wagen in unterminderter Gangart den stark ansteigenden Weg nach dem Amandusschacht emporjagte.

Auch oben auf der Hängebank knieten bei seiner Ankunft Arbeiter und Beamte nieder und entblößten ihre Häupter. Der Pfarrer stieg vom Wagen, begrüßte die Anwesenden mit einem Neigen des Kopfes und eilte dann auf den Verunglückten zu, dessen Lager man ihm gezeigt hatte.

Die brennende Laterne setzte der Ministrant neben dem

Lager des sterbenden Häuers nieder, dann zog er sich zurück.

Der greise Pfarrer kniete neben dem Sterbenden nieder, schob seinen linken Arm unter dessen Rücken und hob ihn empor, bis er an seiner Brust lag; dann neigte er ihm das Ohr zu, um die Beichte des Verlegten, das Bekenntniß des dem Tode Verfallenen zu hören. In weitem Umtreife, in ehrfurchtsvoller Entfernung standen schweigend, mit entblößten Häuptern, Arbeiter und Beamte. Das tiefe Schweigen wurde selbst durch den Betrieb nicht unterbrochen, den man während dieser Zeit einstellte.

Dieses Bild des Schweigens, diese Männer mit entblößten Häuptern, dort unter dem Schuppen der Sterbende mit dem Priester an seiner Seite, hätte auf jeden unbetheiligten Zuschauer sicher tief ergreifend gewirkt; unwillkürlich fühlten sich aber auch die an Schrecknisse aller Art gewöhnten Bergleute und Beamten gepackt.

Die Beichte dauerte lange, auffallend lange. Man sah, wie der Pfarrer auf den Unglücklichen einsprach und ihm wieder sein Ohr zuwendete. Immer und immer wieder kam es zu geflüsterten Zwiegesprächen zwischen dem Häuer und dem Pfarrer. Endlich hob der Geistliche die rechte Hand und segnete den Sterbenden ein. Er erteilte ihm die Absolution.

Der Ministrant trat heran und gab das Glockenzeichen, auf welches hin die Anwesenden niederknieten. Der Sterbende nahm die Hostie, die ihm der Priester reichte, empfing dann die Salbung mit geweihtem Del und war nun fertig, um vor Gottes Thron zu treten.

Als der Pfarrer sich vom Lager des Sterbenden erhob, schien alles Blut aus seinem Gesichte gewichen zu sein, er sah so blaß aus, daß der Obersteiger an ihn mit der Frage herantrat: „Kann ich Ihnen mit einer Stärkung aufwarten, Herr Pfarrer?“

Der Pfarrer schüttelte nur den Kopf und fragte: „Ist der Herr Baron da? Ich möchte ihn sprechen!“

„Nein,“ erklärte der Obersteiger Nawitzki, „der Herr Baron ist seit gestern in Beuthen.“

„Dann möchte ich,“ sagte der Pfarrer, „die Tochter der neulich verunglückten Wittwe Mahner sprechen. Wo kann ich sie treffen? Ist sie hier im Ort?“

Nawitzki zuckte die Achseln und sagte: „Sie ist seit gestern fort, Niemand weiß wohin.“

„Nun,“ erklärte der geistliche Herr, „dann muß ich mich an die Gerichte wenden.“

Er trat wieder zu dem Sterbenden, dem er eine Mittheilung machte. Muschaliak stöhnte auf; augenscheinlich fühlte sich sein Gewissen durch irgend etwas bedrückt.

Der Wagen des Arztes kam angejagt, und der Geistliche machte dem Kreisphysikus Platz, denn jetzt war für diesen die Zeit des Handelns gekommen. Der Arzt entfernte die blutgetränkten Tücher vom Unterkörper des Verwundeten und warf nur einen Blick auf die zerschmetterten Glieder. Dann befahl er, ihn wieder zudecken und wendete sich zu den Beamten.

„Da ist Alles vergeblich,“ sagte er, „Ich will weder verbinden noch operiren. Der Tod muß binnen kürzester Zeit eintreten, keine Operation kann den Unglücklichen mehr retten, und wozu sollen ihm unnütz Schmerzen bereitet werden?“

Wieder trat der Geistliche an seinen Platz neben dem Lager des Kranken. Er betete neben dem Unglücklichen leise.

Nach ungefähr zehn Minuten begann er laut zu beten. Der Todeskampf hatte bei Muschaliak begonnen. Die Anwesenden knieten nieder und beteten leise mit.

Noch fünf Minuten dauerte das laute Gebet des Geistlichen, zwischen dessen Worten man das Röcheln des Sterbenden hörte.

Der Geistliche schwieg und legte segnend die Hände auf den Kopf des Verstorbenen. Der Arzt trat heran und konstatierte den Tod.

Schweigend trat eine Anzahl von Arbeitern heran, hob die Decke mit der Leiche auf, um sie nach dem dafür bestimmten Todtenhäuschen zu tragen, wo sie liegen bleiben mußte, bis die Vernehmungen und amtlichen Handlungen, die sich auf die Untersuchung des Unglücksfalls bezogen, durch den Berggeschworenen, der erst am Nachmittag eintreffen konnte, vollzogen waren.

Als die Leiche zwischen den Beamten und Arbeitern durchgetragen wurde, entblößten diese ihre Häupter zu einem letzten Gruß für den Kameraden.

---

 12.

Wiederholt hatte Herbert Untersuchungen des Gartens und der Umgegend anstellen lassen. Er hatte sich im Orte erkundigen lassen, ob nicht irgend Jemand Anna gesehen habe. Niemand wußte etwas von ihr. Da sich nirgends eine Spur von Gewalt zeigte, mußte man annehmen, daß Anna sich freiwillig fortbegeben habe. Warum aber auf so geheimnißvolle Weise? Warum hatte sie den Ort und ihren Verlobten verlassen, ohne ihm etwas davon zu sagen?

Endlich faßte Herbert den Beschluß, allein den Besuch bei Körner zu machen. Der Wagen fuhr auf guter Straße, so rasch die Pferde laufen konnten. Die Gegend, durch die man kam, war wenig interessant. Es wechselten Wald und Feld miteinander ab. Manchmal kam man durch einen kleinen Industrieort, wo aber nicht Steinkohlen, sondern Galmei, das gelbe Pflanzerg, zusammen mit silberhaltigem Blei, gegraben wurde.

Wäre Anna nicht ein so verständiges und kluges



Mädchen gewesen, so hätte Herbert glauben können, es seien ihr Bedenken gegen eine Verbindung mit ihm aufgetaucht. Allein er wußte, daß sie in diesem Falle ihre Bedenken ruhig mit ihm besprochen haben würde, sie hätte ihm dann ihren Entschluß mitgetheilt, aber sie wäre nicht geflohen.

Und eine Flucht war diese freiwillige Entfernung doch. Sie war freiwillig gegangen, daran war kein Zweifel. Mit Gewalt hätte man sie nicht fortbringen können, wer sollte das auch gethan haben? So lag also hier ein Räthsel vor, an dessen Lösung Herbert in keiner Weise herankommen konnte.

Körner und seine Frau waren kaum weniger bestürzt als Herbert, als sie von dem plötzlichen Verschwinden Anna's hörten. Körner faßte sich jedoch schnell und meinte, die Sache werde wohl auf einem Mißverständnis beruhen, das sich wahrscheinlich aufklären werde. Der Baron solle sich nur beruhigen. Er werde jedenfalls bei seiner Rückkehr nach Pniaki Anna dort wiederfinden und dann von ihr volle Aufklärung erlangen. Er wußte diese Meinung so gut zu begründen, daß Herbert wieder zu hoffen begann und sich von ihm nach dem Landrath'sgebäude führen ließ.

Hier hatte er eine Unterredung mit dem Landrath, dem er die schwierige Lage, in der er sich befand, auseinandersetzte. Der Beamte erklärte, es würde nicht gut angängig sein, jetzt schon Soldaten zu schicken. Militärische Hilfe dürfte erst beschafft werden, wenn eine Gefahr eingetreten sei oder doch unmittelbar bevorstehe. Dagegen stehe er auf telegraphische Benachrichtigung jeder Zeit mit Hilfe zur Verfügung. Er werde seine vorge setzte Behörde und auch die Kommandeure der benachbarten Garnisonen davon benachrichtigen, daß in der nächsten Zeit eine plötzliche Requisition kommen könne.

Herbert erkundigte sich nach den Verhältnissen zu den russischen Behörden, und der Landrath erklärte ihm offen: „Wir stehen mit den russischen Behörden hier überall an der Grenze keineswegs auf so gutem Fuße, wie es eigentlich die Nachbarschaft erfordern würde. Wir thun den Russen alle Gefälligkeiten, wir machen ihnen hier ihre Deserteure dingfest und liefern sie ihnen aus. Wir folgen jeglicher Requisition, wir finden aber fast nie Gegendienste. Wenn wir etwas wollen, dann gibt es tausend Ausflüchte. Es besteht gerade hier an der Grenze ein großer Haß Seitens der russischen Beamten gegen das Deutschthum; sie erschweren auch unseren Leuten trotz der besten Pässe und Legitimationen den Zutritt nach dem russischen Gebiete, sie stören oft auf's Empfindlichste Handel und Wandel, und die Grenzbewohner sind doch in vielen Dingen aufeinander angewiesen. Aber dagegen ist einmal nichts zu machen. Das Auswärtige Amt hat sich der Sache angenommen, in Petersburg durch den Botschafter Vorstellungen machen lassen und die tröstlichsten Versicherungen erlangt. Natürlich blieb es bei diesen Versicherungen, denn der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit. Vielleicht sind auch von Petersburg aus Verfügungen erlassen worden, welche aber von den Beamten und Verwaltungsbehörden einfach nicht beachtet werden; kurz, wir erfüllen auf's Peinlichste alle Pflichten des Nachbarn und erfahren dafür nur Undank von Seiten der Russen. Wir schweigen aber still, wenn die Geschichte nicht gar zu toll wird. Requiriten Sie also nur bei mir Hilfe, wenn Sie glauben, daß es nothwendig ist. Den Umtrieben jenseits der Grenze stehen wir machtlos gegenüber.“

Körner hatte sich während dieser Unterredung mit dem Kreissekretär unterhalten und sich von diesem einen neuen Halbpaß ausstellen lassen. Als er mit seinem Gaste nach

Hause kam, war es Tischzeit, und Herbert bemühte sich, wenigstens etwas zu sich zu nehmen, um Frau Körner's Mahl die nöthige Ehre anzuthun, aber es kostete ihn große Ueberwindung die Unruhe betreffs Anna's zu unterdrücken. Er mußte sich nach Tische auch noch das Zimmer ansehen, das für Anna's Aufnahme vorbereitet war, und er dankte gerührt der Hausfrau für die Sorgfalt, mit der sie Anna einen behaglichen Aufenthalt zu schaffen versucht hatte.

Weder Körner noch seine Frau hielten ihn zurück, als er dann hat, sich empfehlen zu dürfen, da ihm die Aufregung und Angst um seine Braut keine Ruhe ließ. Sie sahen ihm Beide mitleidig nach, als er vor der Thür in den Wagen gestiegen war und davonfuhr.

Als Körner mit seiner Frau allein war, jagte er zu ihr: „Die Sache steht schlimm, außerordentlich schlimm. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß das junge Mädchen verlockt worden ist, sich aus dem Hause zu entfernen, und daß man sie über die Grenze gebracht hat. Der Bergverwalter hat seine Hand im Spiel. Ist sie aber in seine Gewalt gerathen, dann kommt sie nicht mit dem Leben davon. Mich ergreift tiefes Mitleid, wenn ich an die Gefahr denke, in der sich das junge Mädchen befindet. Ich habe dem Baron nichts von meinen Befürchtungen mitgetheilt, weil er ohnehin den Kopf voll hat. Er wird noch früh genug sein Unglück erfahren. Ich werde aber einmal Nachforschungen jenseits der Grenze anstellen und ein paar Rubel springen lassen, um etwas zu erfahren. Vielleicht gelingt es mir, etwas zur Rettung des Mädchens zu thun.“

„Julius,“ sagte seine Frau, „ich bitte Dich, sei vorsichtig und bringe Dich nicht in Ungelegenheiten, noch dazu wegen Sachen, die nicht die Deinen sind.“

„Beruhige Dich,“ lächelte Körner, seiner Frau einen

Kuß gebend, „Kindereien begehre ich alter Knabe nicht mehr. Aber wo man helfen kann, da darf man auch die Hände nicht in den Schoß legen. Ich will doch einmal sehen, ob ich noch soviel Schlaueheit besitze, wie nothwendig ist, um mit dem Bergverwalter und seinen Helfershelfern jenseits der Grenze fertig zu werden. Ich werde heute mit dem Zuge nach Myslowitz und von dort nach Sosnowice fahren. Gerade, damit man nicht glaubt, ich komme spionierend, will ich von Sosnowice erst nach Bendzin hinüber, damit es aussieht, als käme ich in Geschäften. Laß mich nur machen und sei unbesorgt.“

Die Pferde vor Herbert's Wagen liefen zurück noch besser wie am Morgen, sie wußten ja, daß es der Krippe zunging. Herbert war immerfort der Spielball von Hoffnung und Verzweiflung. Auch er dachte daran, daß seine Feinde, die gleichzeitig die Gegner Anna's waren, etwas gegen sie verübt haben könnten. Menschen, die vor Dynamitattentaten nicht zurückschreckten, scheuten sich auch nicht, Gewalt gegen ein wehrloses Mädchen zu gebrauchen.

Als er gegen Abend nach Pniaki kam, fuhr er direkt nach dem Häuschen, in dem Anna die wenigen Tage gewohnt hatte. Sie war nicht zurückgekehrt, aber ein kleiner Junge von ungefähr acht Jahren hatte einen Brief für sie gebracht. Natürlich hatten die Leute den Jungen gefragt, woher er komme; er hatte gesagt, der Brief sei ihm heimlich von einem Grenzwächter zugesteckt worden.

Herbert öffnete den Brief und fand darin ein Stück mit Bleistift beschriebenen Papiers, auf dem die Worte standen: „Es ist die höchste Gefahr! Komme sofort! Emil!“

Im ersten Augenblick wußte Herbert nicht, was er aus diesem sonderbaren Schriftstück machen sollte. Bald aber fiel ihm ein, daß Emil der Name von Anna's ver-

schollenem Bruder sei. Es schien ihm diese Erinnerung nicht in die Sache zu bringen. Wie, wenn Anna in Angelegenheiten des Bruders fort war?

Eine Fülle von Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe. Er begann wieder zu hoffen. Er kannte die Handschrift des Bruders nicht und wollte sich in Pniaki auch Niemand anvertrauen. Jedenfalls aber kannte Körner die Handschrift. Die Sache schien Herbert so wichtig, daß er befohl, neue Pferde vorzulegen, um nach der Stadt zurückzufahren.

Er ging vorher nach dem Verwaltungsgebäude und konstatarie, daß nichts von Belang in seiner Abwesenheit vorgefallen war, erklärte den Beamten, daß er am nächsten Tage wiederkehren würde, und fuhr gegen Abend noch einmal nach Beuthen zurück.

Seine Fahrt war vergeblich; er traf Körner nicht mehr an.

Herbert blieb in Beuthen über Nacht und kehrte am nächsten Tage mit dem Wagen zurück, zeitig genug, um von dem Grubenunglück, das beim „Rauben“ geschehen war, zu erfahren.

Am Nachmittag kam der Berggeschworene zur Amtshandlung, und Herbert mußte ihn dabei unterstützen. Der Geschworene ist ein königlicher Bergbeamter, der die Aufsicht über einen bestimmten Betriebsbezirk führt. Er ist ein Mann aus der höchsten Bergkarriere, hat also sein Bergassessor-Examen gemacht und vertritt die Rechte des Staates gegenüber den Werken, soweit es sich um Abgaben von dem Ertrage der Bergwerke handelt. Der Berggeschworene überwacht die Ausbildung der Beamten, prüft Steiger und Obersteiger, die in seinem Bezirk neu angestellt werden, überwacht die Volontäre, die sich der höchsten Bergkarriere widmen wollen, und führt bei allen Unglücksfällen die Untersuchung, um festzustellen, ob nicht Nachlässigkeiten vorgekommen sind, durch welche die Un-

glücksfälle entstanden, und die das Einschreiten der Gerichte nothwendig machen.

So auch in diesem Falle. Der Geschworene vernahm die Bergleute, die bei dem Unglück zugegen gewesen waren, besichtigte die Unglücksstelle und die Leiche und fällte schließlich den Spruch, daß der Tod durch Unvorsichtigkeit des Arbeiters selbst eingetreten sei. Dann fuhr der Geschworene gegen Abend wieder ab. Gleich darauf ließ sich der Steiger Erbach bei Herbert melden und theilte ihm mit, daß der Pfarrer ihn zu sprechen gewünscht habe. Herbert drückte sein Bedauern darüber aus, den geistlichen Herrn nicht getroffen zu haben, wurde aber aufmerksam, als er erfuhr, daß der Geistliche sich auch nach Anna erkundigt habe. Die Annahme lag nahe, daß Muschalick der Verbrecher gewesen sei, der die Dynamitpatronen unter dem Fenster der Frau Mazner entzündet hatte und so zum Mörder geworden war. War dies der Fall, so hatte ihn jetzt sein verdientes Schicksal ereilt.

Obgleich Herbert das Zwecklose seines Weges einsah, ging er doch noch einmal nach dem Häuschen, in dem Anna gewohnt hatte, fragend, ob sie wiedergekehrt sei. Er befahl auf's Strengste, jeden Boten, der etwa kommen würde, zurückzuhalten und sei es selbst mit Gewalt. Dann legte er sich zu Bette, ermattet von all' den Aufregungen, die er in den zwei letzten Tagen gehabt hatte, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Es war ungefähr Mitternacht, als er davon erwachte, daß Jemand heftig draußen an der Klingel riß. Er machte Licht, zog sich nothdürftig an, nahm den Revolver, der neben ihm auf dem Tische lag und ging zur Hausthür. Ehe er öffnete, fragte er erst, wer draußen sei.

„Herr Baron!“ hörte er eine Stimme rufen, in der er die des Steigers Erbach erkannte, „kommen Sie doch schnell nach dem Amandusschacht.“

„Was ist denn geschehen?“

„Es ist Feuer im Bergwerk, im westlichen Feld. Vom „Alten Mann“\*) her ist es plötzlich durchgebrochen. Es sind mir sieben Leute durch Gase betäubt worden, aber ich habe sie gerettet. Er herrscht furchtbare Aufregung in der Grube. Ich muß die Leute vom westlichen Felde ausfahren lassen, da die Gase jetzt die ganze Luft verderben.“

„Es ist gut,“ sagte Herbert, „ich komme sofort. Lassen Sie Lehm und feuchte Erde an den Schacht schaffen, so rasch als möglich.“

Hastig begann sich Herbert anzukleiden. Der Ruf „Feuer im Schiff“ soll auf See schrecklich sein. Aber kaum minder schrecklich ist Feuer im Steinkohlenbergwerk, wo es fortwährend neue Nahrung findet, und man nur sehr schwer desselben Herr wird. Auch dieses Feuer war eine Folge der Lüderlichkeit, die auf dem Bergwerk bisher geherrscht hatte. Feuer in den Bergwerken entsteht fast ausnahmslos durch Selbstentzündung der Kohlen, und zwar der kleinsten, bei dem Abbau gewonnenen Kohlentheilchen, der sogenannten Kleinkohle. Bleibt diese in Haufen in der Grube liegen, so entzündet sie sich nach einiger Zeit unter dem Zutritt von Luft von selbst, schwält dann wochenlang, faßt aber gleichzeitig die unter ihr liegenden festen Steinkohlenmassen, das „Liegende“, und frißt sich in dieses mit einer wahren Gier ein.

Bei den bergmännischen Affordarbeiten erhalten die Bergarbeiter Bezahlung nach der Anzahl Kasten Stück- und Würfelkohle, die sie herausfördern. Die Kleinkohlen, für die man auch sehr gute Verwendung hat, insbesondere zur Heizung von Kesseln, müssen sie ohne besondere

\*) „Alter Mann“ heißt ein verlassener Theil des Bergwerks, der bereits abgebaut ist, und den man durch Ausrauben des Holzes hat zu Bruche gehen lassen.

Bezahlung herausfördern. Natürlich umgehen die Arbeiter, wenn irgend möglich, dieses Herauschaffen, und wenn nicht eine sehr strenge Kontrolle vorhanden ist, sammeln sich solche riesenhaften Massen im Bergwerk an, daß das Ausbrechen eines Feuers fast unvermeidlich ist.

Vielleicht war in diesem Augenblicke schon das Bergwerk verloren, wenigstens der Amandusschacht mit seinen reichen Feldern, die noch mindestens sechzig Jahre Ausbeute versprachen.

Die Rettungsarbeiten mußten sofort begonnen werden, höchst gefährliche Arbeiten wegen der sich entwickelnden Gase und der Verschlechterung der Luft durch dieselben.

Es war gegen zwei Uhr morgens, als Herbert durch die finstere Nacht zur Grube hinüberschritt, wo er unmittelbar darauf mit den rasch geweckten Beamten und dem Obersteiger einfuhr.

## 13.

Körner war noch mit dem Abendzuge bis Rattowitz gefahren. Von dort aus konnte er binnen einer Viertelstunde aus dem deutschen Kaiserreiche in das Kaiserreich Oesterreich oder in das Kaiserreich Rußland gelangen. Ebenso konnte er ohne alle Schwierigkeiten wieder binnen wenigen Minuten die Grenze zwischen Oesterreich und Rußland überschreiten. Für Rußland hatte er seinen neu ausgefertigten Halbpaß, für Oesterreich war und ist kein Paß nothwendig.

Durch das Zusammenstoßen der drei großen Kaiserreiche, welche sich hier in einem einzigen Punkte treffen, durch die Möglichkeit, in kaum einer Stunde das Gebiet aller drei Reiche berühren zu können, entstehen höchst eigenthümliche Verhältnisse, wie sie an keinem anderen Punkte Deutschlands sich wiederfinden. Verhältnisse in Grenzländern haben ja stets Absonderlichkeiten, die man



in anderen Gegenden nicht kennt; hier handelt es sich aber für drei Staaten um je zwei Grenzen, und die Behauptung, daß dadurch eigentlich sechsfache Grenzverhältnisse entstehen, ist keine übertriebene, wenn auch eine arithmetisch falsche.

Der Zutritt nach Rußland ist nicht so leicht, wie der nach Oesterreich. Man bedarf dazu der Legitimation und kann den Uebergang nur an bestimmten Stellen, welche indeß wegen des außerordentlich starken Verkehrs zwischen den Nachbarreichen ziemlich dicht nebeneinander liegen, bewerkstelligen. Der Eintritt nach Deutschland und nach Oesterreich ist dagegen ein außerordentlich bequemer und kann, wenn man nicht steuerbare Güter zu verzollen hat, erfolgen, wo man will. Man darf nur auf deutscher Seite den patrouillirenden Steuerbeamten, auf österreichischer den Mannschaften der Finanzwache gegenüber sich nicht des Schmuggels schuldig machen, um ungenirt täglich zehnmal die Grenze hin und zurück zu passiren.

Ueberall gibt es Eisenbahnlinien, manchmal selbst doppelte in derselben Richtung. Das Eisenbahnnetz im ober-schlesischen Industriebezirk ist ein so dichtes, wie man es nur noch in Westfalen, im Ruhrgebiet, wiederfindet. Auch Oesterreich hat jenseits der Grenze eine starke Industrie und ein dichtes Eisenbahnnetz, und das preußische und das österreichische Eisenbahnnetz steht wieder mit verschiedenen russischen Eisenbahnlinien in Verbindung. Rechnet man dazu den außerordentlich lebhaften Verkehr zu Fuß und zu Wagen und die zahlreichen und guten Landstraßen, so wird man sich mit ziemlicher Leichtigkeit einen Begriff von den verwickelten Grenzverhältnissen zwischen den drei Reichen machen können. Es wird auch klar, daß ein Mensch, der sich verbergen will, seinen Aufenthalt mit großer Leichtigkeit aus einem der drei Reiche in das an-

dere verlegen kann, wenn er nur die nothwendigen Legitimationen und Geld besitzt.

Auf Oesterreich richtete Körner sein Augenmerk nicht. Dort konnte die Verschwundene sich nicht befinden. In Oesterreich herrscht prompte Justiz und eine gute Verwaltung, wenn sie auch nicht so straff ist, wie die deutsche. Anders steht aber die Sache mit Rußland. Körner beschloß also seine Untersuchungen auf russischem Boden zu beginnen und zwar vom äußersten Punkt aus. Er benutzte die Bahn, die ihn bald nach Myßlowitz brachte, und befand sich hier am eigentlichen Treffpunkt der drei Reiche, deren Grenzen ungefähr ein Kilometer von der Stadt, an der sogenannten „Dreikaiserecke“, sich begegnen. Von einer Eisenbahnbrücke aus kann man hier gleichzeitig in die drei Reiche hineinschauen. Der Grenzfluß Przemssa trennt Deutschland von Rußland und Oesterreich, ein künstlicher Wassergraben, der senkrecht zum Flußlauf gezogen ist, bildet wiederum die Grenze zwischen Rußland und Oesterreich. Dörfer, Weiler und einzelne Häuser liegen dicht an der Grenze, das Terrain sind feuchte Wiesen, mit kleinen Nadelgehölzen und Weiden und Erlengebüsch bewachsen. Diesseits und jenseits des Flusses und des Wassergrabens stehen die Grenzpfähle der drei Reiche. Hier reitet, mit der Flinte auf dem Rücken, der Lanze in der Faust, der russische Grenzkosak, da drüben patrouillirt, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnet über der Schulter, die österreichische Finanzwache, und am diesseitigen Ufer entlang sieht man in Gruppen von zwei bis drei Mann, das Gewehr unter dem Arm, die deutschen Steuerbeamten auf der Streife.

Am frühen Morgen des nächsten Tages stand Körner auf der langen hölzernen Brücke, welche, über die Przemssa und deren Ueberschwemmungsgebiet führend, Myßlowitz mit der polnischen Stadt Modrzejow verbindet. Wer

diese Brücke überschreitet, an deren Ende die ersten russischen Posten am Schlagbaum stehen, hat einen Weg von vielleicht hundert Schritten zurückgelegt, ist aber aus einer Kulturzone in eine durchaus andere getreten. Hier sieht er die massiven, sauberen und zum Theil ansehnlichen Gebäude von Myslowitz, die Kirchtürme, die Schloten von Bergwerksanlagen, gewissermaßen die letzten Ausläufer deutscher Industrie, deutschen Gewerbfleißes, deutscher Kultur, mit welcher Recht und Gesetz, Reinlichkeit und Ordnung verbunden sind; hat er den Schlagbaum passiert, so befindet er sich in einer aus erbärmlichen Holzbuden bestehenden Stadt, deren Einwohnerschaft größtentheils aus polnischen Juden gebildet wird. Dann beginnt eine sandige Ebene mit sehr armer Bevölkerung, in welcher erst in dem letzten Jahrzehnt sich durch den Unternehmungsgeist von Franzosen und Engländern, denen später die Deutschen folgten, eine Industrie entwickelt hat.

Körner wurde, nachdem er das Bisum seines Halbpasses in der „Kammer“ von Modrzejow erhalten, von polnischen Juden umringt, die stets vor der Kammer auf der Lauer liegen, um Geschäfte zu machen. Er wünschte einen Wagen und erhielt einen solchen auch schleunig; mit demselben fuhr er nach dem kaum eine halbe Meile entfernten Sosnowice. Nur einige Stunden hielt er sich dort auf. Er beobachtete auf dem Bahnhofe die Ankunft der deutschen Züge, weil er bei dieser Gelegenheit wieder Geschäftsfreunde traf.

Sobald die Züge in den Bahnhof von Sosnowice einfahren, tritt an jedes Koupée ein russischer Soldat als Wache. Das Koupée darf nicht geöffnet werden, bevor nicht die kontrollirenden Beamten am Zuge entlang gegangen sind und jedem Ankommenden den Paß oder Halbpaß abgenommen haben. Wer keine Grenzlegitimation hat, darf den Zug nicht verlassen und wird ohne

Weiteres wieder über die Grenze zurückbefördert. Dann werden durch ein Spalier von Soldaten die Angekommenen, ganz gleich, ob es Russen, Polen oder Fremde sind, in den großen Wartesaal gebracht, dessen Thüren ebenfalls von Soldaten besetzt sind. In einem Nebenzimmer werden die Pässe und Halbpässe visirt, unterschrieben und unterstempelt; dann hat auf den Namensaufruf Jedermann zu antworten, seinen Paß in Empfang zu nehmen und sich nach dem Revisionsaal zu begeben, wo das gesammte Gepäck auf Revisionsstischen bereit liegt. Die Passagiere haben sämtliche Behälter zu öffnen, und die Revision vollzieht sich außerordentlich rasch. Wer steuerbare Sachen hat und die russische Art kennt, schätzt sich selbst ein, indem er einen Betrag von fünf bis zehn Rubeln in einem Bankbillet zu oberst auf das Gepäck legt; der revidirende Beamte nimmt dann wortlos das Geld, wirft einen flüchtigen Blick in den Koffer oder die Reisetasche, um zu sehen, ob für den Tribut, der ihm gezahlt wurde, auch nicht zu arg geschmuggelt wird, winkt dann ab, und auf Tasche und Koffer wird eine Papiermarke geklebt, die den russischen Adler zeigt und das Merkmal der vollzogenen Zollrevision ist. Erst nach Erledigung dieser Formalitäten kann der Reisende ein Billet zur Weiterfahrt lösen oder den Bahnhof verlassen.

Gegen Mittag fuhr Körner nach der nächsten Kammer, an der man von Deutschland nach Rußland übertreten kann, nach dem Dorf Dombrowka. Er schickte dem Grenzkapitän, der sich in seinem Bureau befand, seine Karte, und dieser erklärte dem Soldaten, der sie überbrachte: „Sage dem verdammten Deutschen, ich habe für ihn keine Zeit, er soll sich zum Teufel scheeren.“

Körner, der auf derartige „Scherze“ seit langer Zeit vorbereitet war, holte einen Briefumschlag aus der Tasche, in dem sich ein Behnrubelschein befand, und schickte ihn

durch den Soldaten, dem er ein Zehntropfenstück in die Hand drückte, an den Kapitän. Dieser prüfte den Inhalt des Umschlags und sagte dann sehr freundlich: „Herr Körner ist willkommen, führe ihn nur hierher, ich werde mich freuen, ihn zu sehen.“

Er begrüßte den Eintretenden mit einer übertriebenen Liebenswürdigkeit, bot ihm eine Cigarette an und sagte: „Nun, was wünschen Sie? Gibt es irgend ein Geschäft zu machen, soll etwas über die Grenze gebracht werden?“

„Ich beabsichtige nichts derartiges,“ versetzte Körner. „Mir liegt nur daran, Ihnen, Herr Kapitän, einmal guten Tag zu sagen, und mich bei dieser Gelegenheit nach einer Person zu erkundigen, die mich interessiert. Es handelt sich um ein Mädchen im Alter von vielleicht zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, deren Spur ich suche und die vielleicht hier die Grenze passiert hat.“

Der Kapitän lächelte. „Sieh einer, sieh!“ sagte er. „Herr Körner, Sie sind ein Schwerenöthler! Hinter jungen Mädchen fahren Sie also her!“

Körner lächelte schlau, als ginge er auf den Scherz ein, und sagte: „Es läge mir in der That viel daran, die Spur des Mädchens zu finden, selbst wenn ich ein Geldopfer bringen müßte.“

„Was verstehen Sie unter Geldopfer?“ fragte der Kapitän gespannt.

„Nun, wir wollen nicht handeln und hin- und herreden, die Zeit ist mir zu kostbar. Es soll mir auf fünfzig Rubel nicht ankommen, wenn ich etwas Sicheres erfahren kann.“

„Wir wollen sehen,“ meinte der Kapitän und verließ das Zimmer. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte: „Ich glaube, ich kann Ihnen etwas mittheilen, etwas durchaus Sicheres. Aber sagen wir hundert Rubel.“

„Herr Kapitän,“ erklärte Körner, „diese Summe ist mir zu hoch. So weit geht mein Interesse an der gesuchten Person nicht.“

„Hm! Was meinen Sie zu neunzig Rubel?“

„Auch das ist zu viel. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich die richtige Spur erfahre. Es handelt sich doch schließlich nur um eine Andeutung. Oder hat die junge Person hier die Grenze passiert?“

„Nein, hier nicht, aber ich kann Ihnen eine sehr wichtige Mittheilung machen. Sagen wir fünfundsiebzig Rubel, aber das ist das äußerste Gebot.“

Körner holte seine Brieftasche heraus und zählte fünfundsiebzig Rubel auf den Tisch. Der Kapitän fuhr fort: „Fahren Sie hinüber nach Malkowice. Dort ist vorgestern eine junge Person verhaftet worden, weil sie ohne Legitimation über die Grenze kam. Ich wollte meinen Kopf darauf wetten, es ist das Mädchen, das Sie suchen. Fahren Sie nur hinüber nach Malkowice und ziehen Sie Erkundigungen dort ein. Wenn Sie wieder etwas haben, sprechen Sie nur bei mir vor. Adieu, Herr Körner, auf Wiedersehen!“

Der Kapitän begleitete den Kaufmann bis vor die Thür; dieser bestieg seinen Wagen, der, nach seiner Anweisung, so rasch die Pferde laufen wollten, nach der nächsten Grenzübergangsstelle Malkowice seinen Weg nahm.

---

14.

Anna war am Abend vor ihrem räthselhaften Verschwinden in ihrer Wohnung damit beschäftigt, ihre Toilette für die morgige Fahrt nach Veuthen zurechtzulegen, als es klopfte. Auf ihren Ruf öffnete sich die Thür, und eine Frau in der bäuerlichen Tracht der Gegend trat herein. Sie trug einen rothen Rock mit großer, schwarzer Schürze,

eine schwarze Jacke, und hatte ein buntes Umschlagetuch über den Kopf und um die Schultern gelegt, dessen Enden sich über der Brust kreuzten und auf dem Rücken zusammengebunden waren.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte sie beim Eintritt.

„In Ewigkeit!“ antwortete nach Landesgebrauch in polnischer Sprache Anna. „Was bringt Ihr?“

„Allergnädigstes Fräulein,“ sagte die Frau, „ich bringe einen Brief, der sehr wichtig sein soll.“

Sie nahm aus dem Korbe an ihrem Arme einen Brief, den sie Anna überreichte. Diese erkannte sofort die Handschrift ihres Bruders. Etwas wie freudiger Schreck kam über sie. Also doch eine Nachricht von ihm, endlich — endlich! Der Brief lautete:

„Liebe Schwester!

Ich befinde mich in großer Noth und Gefahr. Willst Du mich retten, so komm' zu mir; es steht sehr schlimm mit mir. Zögere nicht, der Ueberbringerin zu folgen. Vom Tode der Mutter habe ich leider vernommen. Es grüßt Dich

Dein Bruder Emil.“

„Ihr kommt von meinem Bruder?“ fragte Anna erregt. „Wo ist er?“

„O,“ sagte die Frau, „er ist hier ganz in der Nähe in einem Häuschen an der Grenze. „Aber er ist krank, sehr krank, und kann sich nicht bewegen, und er wünscht so sehr das gnädige Fräulein zu sprechen.“

„Ich will sofort mit Euch,“ sagte Anna, ohne einen Augenblick zu zögern. „Aber wenn er krank ist, müssen wir einen Wagen besorgen.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte die Bauersfrau, „es ist ganz in der Nähe. Es sind Männer da, die ihn tragen können. Er ist seit heute früh bei uns, er ist über die Grenze gekommen und vor unserer Thür ohnmächtig ge-

worden. Wir haben ihn aufgenommen, weil wir ihn erkannt haben, den lieben jungen Herrn; wir haben ihn gepflegt, und als er zu sich kam, schrieb er diesen Brief."

Anna setzte ihren Hut auf, nahm ein Umschlagetuch, verschloß die Thür und folgte der Frau, die ihr den Weg wies. Niemand begegnete ihnen während der jetzt fast vollständig hereinbrechenden Dunkelheit. Die Frau plauderte noch und schwatzte allerlei von der Pflege, die sie und ihre Familie dem kranken jungen Herrn habe angedeihen lassen, Anna aber achtete kaum auf sie.

(Fortsetzung folgt.)

---



# Der Rabe.

Novelle

von

Friedrich Jacobsen.

(Nachdruck verboten.)

Ueber uns flog eine Schaar krächzender Raben dahin, und mein Gefährte hob die weisse Hand gegen den dunkel umwölkten Himmel.

„Wir dürfen nicht glauben,“ sagte er im Anschluß an unser soeben geführtes Gespräch, „daß dieses eintönige Geschrei, oder daß überhaupt ein thierischer Laut lediglich die unwillkürliche Kundgebung gewisser Triebe bedeutet, sondern ich hege die Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer thierischen Sprache, die sich für den letzten Fall nach einzelnen Gattungen scheidet und von den Mitgliedern der betreffenden Gattung gemeinsam verstanden wird.“

„Mit andern Worten, Sie glauben an eine Thierseele,“ warf ich ein.

Der alte Herr wiegte nachdenklich den Kopf. „Es ist nicht unbedenklich, diesen Ausdruck zu gebrauchen,“ entgegnete er. „Weder Sie noch ich werden behaupten wollen, daß es an einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Mensch und Thier mangelt, an einer Scheidewand, die vielleicht erst nach dem Tode deutlich sichtbar wird; wir wollen nicht den Menschen zum Thier machen und ebensowenig das Thier zum Menschen.“

Aber dennoch glaube ich, daß jene tausend Wesen, die mit uns den gleichen Bedingungen des physischen Lebens unterworfen sind, auch in geistiger Hinsicht dieselbe Stufenleiter berühren, die so unendlich viele Sprossen hat, daß Thorheit und Weisheit auf ihr Raum finden. Stellen Sie das Thier auf die unterste Stufe, stellen Sie es unter den Idioten, aber ein Gemeinsames bleibt."

"Und das ist?"

"Die Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden," sagte der Alte ernst. — „Wir gingen von der thierischen Sprache aus," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wenn dieselbe wirklich vorhanden ist, dann wird sie ein Zeichen der Vernunft. Und für diese spricht wiederum jenes vorhin erwähnte Unterscheidungsvermögen. Sie bestreiten vielleicht das Vorhandensein dieser Fähigkeit, die, tiefsinnig genug, unserm Urahn erst nach dem Sündenfall gegeben sein soll, aber ich könnte Ihnen einen Beweis dafür liefern. Das Geschrei der Raben, welches wir vorhin vernahmen, bringt mich darauf. — Ich glaube übrigens, Herr Kollege, wir werden gut thun, in das Haus zu gehen, die Dämmerung kommt."

Der alte pensionirte Kreisgerichtsrath Wellborn, dessen Gast ich war, stand bei diesen Worten langsam auf und nahm meinen Arm.

Wir gingen durch den Garten in das freundlich gelegene Landhaus; über uns zogen sich die Wolken immer dichter zusammen, und die Raben flatterten jetzt abseits um den alten Thurm der Dorfkirche.

"Das ist eine unangenehme Gesellschaft," sagte ich, nach oben deutend, „man schreibt diesen Vögeln allerhand Unheil zu."

"Ich habe sie gern," entgegnete Jener. „Sie stehen uns Menschen näher als manches andere Thier, selbst als

Hund und Pferd. Sie erreichen unser Alter und gehen darüber hinaus; sie erlernen Laute unserer Sprache und wir könnten sie als rückfällige Diebe verurtheilen, wenn es ein Strafgesetz für diese Halunken gäbe. Das schafft ein Gefühl der Solidarität."

Wir lachten Beide und betraten das Haus.

Die tabakdurchdunstete Stube des alten Herrn nahm uns auf, und Wellborn drückte mich in eine Ecke des niedergelassenen Sopha's. Während er sich eine Pfeife stopfte, huschte plötzlich ein dunkler Schatten durch das offene Fenster herein, und gleich darauf bemerkte ich auf einer neben dem Ofen angebrachten Eisenstange die Gestalt eines großen schwarzen Vogels.

"Sollte das ein Beweis Ihrer Theorie sein, Herr Rath?" frug ich scherzend. "Vielleicht haben die Spitzbuben draußen Ihre Lobrede gehört, und senden eine Dankadresse; mich dünkt, wir sehen dort das ausgewachsene Exemplar eines Raben."

"Ein sehr ausgewachsenes," bestätigte Jener. "Es ist mein alter zahmer Jakob, und wie mir scheint, haben seine wilden Brüder da draußen ihm das Gefieder zerhaut, wir wissen ja, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Ist es nicht so, Alter?"

"Verdammtes Vieh," sagte der Rabe ernsthaft.

Ich mußte lachen, aber über Wellborn's Gesicht glitt ein Schatten.

"Dieses Fluchen ist eine schlimme Gewohnheit von dem Thier, und ich habe sie in achtunddreißig Jahren nicht bessern können. Es ist fast, als ob auch die Thiere das Böse leichter lernen und schwerer vergessen, als das Gute. Dieses Wort freilich mag wohl tausendmal und öfter zu ihm gesprochen worden sein."

"Dann wird er es wohl verdient haben."

Der Kreisgerichtsrath sah mich mit einem seltsamen

Blick an. „Meinen Sie wirklich, lieber Kollege? Nun, Sie können freilich nicht wissen, wie das zusammenhängt, aber ich glaube, daß der Mund, welcher so sprach — er ist nun längst verstummt — wohl häufiger in graufiger Angst, als in berechtigtem Aerger geflucht haben mag.“

Ich war an den Raben herangetreten und betrachtete ihn mit Interesse. Dahinter steckte ganz gewiß eine absonderliche Geschichte aus dem Leben des alten Juristen, aber es fragte sich, ob er sie preisgeben werde, denn sein Gesicht war in diesem Augenblick tiefernst.

Fast so ernst, wie das trübe Auge des Vogels. Der saß ganz still auf der Stange und sträubte die Federn; entweder hatte die schwarze Bande draußen ihm wirklich übel mitgespielt, oder er war krank.

„Wie alt ist das Thier?“ frug ich.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir schreiben jetzt Anno achtzig, also jedenfalls achtundsechzig Jahre. Vermuthlich ist er älter, vielleicht um Vieles.“

Dieses „jedemfalls“ war wiederum sehr merkwürdig. Es gab also irgend ein, acht und sechzig Jahre zurückliegendes Ereigniß, welches mit diesem Raben in Zusammenhang stand und noch heute unversehrt war. Ich forschte weiter. „Spricht er noch mehr Sätze?“

„Nur noch einen einzigen. Ich habe ein Mittel, denselben hervorzulocken, aber ich wende es nicht gerne an. Nun, heute Abend mag es ausnahmsweise geschehen, und dann will ich Ihnen die Geschichte dazu erzählen.“

Wellborn verließ daß Zimmer und kehrte nach einer Weile zurück. Er trug einen Hammer in der Hand, dessen absonderliche Form mir auffiel. Der Stiel war sehr kurz, so daß eine kräftige Männerfaust ihn vollständig zu umschließen vermochte, während das Eisen verhältnißmäßig schwer zu sein schien und nahezu einen Würfel bildete. Es war ein altes, mit Rost bedecktes Instrument.

Der Kreisgerichtsrath näherte sich dem Raben und hielt ihm den Hammer dicht unter die Augen, und in diesem Augenblick geschah etwas höchst Seltsames. Der Vogel begann zunächst ängstlich mit den Flügeln zu schlagen, dann fiel er wie betäubt von seinem Sitz auf den Erdboden, und endlich brach aus seinem Schnabel ein heller, kreischender Laut, dessen einzelne Silben dennoch mit unheimlicher Deutlichkeit an mein Ohr schlugen:

„O mon dieu!“

Wir sahen uns Beide einen Augenblick stumm in die Augen. Ich vermochte mich eines sonderbar unheimlichen Gefühls nicht zu erwehren, und auch der Alte, dem doch diese Scene nicht unerwartet sein konnte, schien, vielleicht aus einer Erinnerung heraus, meine Empfindungen zu theilen.

Endlich brach ich den Bann und begann: „Weßhalb das Thier auf Französisch ‚O mein Gott‘ ausruft, kann ich mir natürlich nicht deuten, wohl aber seine Angst. Der Rabe ist wahrscheinlich früher einmal mit einem Hammer verletzt worden und erschrickt vor dem Anblick eines solchen Instrumentes.“

Der Rath schüttelte den Kopf. „Diese Erklärung scheint naheliegend, Herr Kollege, aber sie trifft nicht zu. Jakob hat, bevor er in meinen Besitz überging, viele Jahre lang einem Schmiedemeister gehört; ich sah ihn zu verschiedenen Zeiten zwischen Hämmern aller Art herumhüpfen, ohne das geringste Zeichen von Angst oder Aufregung zu verrathen — ein Hammer wie dieser war freilich nicht darunter.“

Der Alte schob das unheimliche Instrument in die Tasche und streichelte den Kopf des alten Vogels.

„Sei gut, mein Thier,“ sagte er fast zärtlich, „ich thue es nicht wieder. Wir zwei sind in die Jahre gekommen, da wird die Erinnerung an unsere Jugend lebhafter. Aber es ist nicht immer gut.“ —

Die Dämmerung des Herbsttages war inzwischen tiefer herabgesunken; draußen fuhr der Wind durch die halb kahlen Bäume, und trug das Krächzen der Raben herüber. Wellborn setzte sich neben mich auf das Ledersopha und zündete seine Pfeife an. Eine Weile blies er schweigend und nachdenklich den Rauch von sich und begann dann plötzlich ohne Anknüpfung mitten aus der Erinnerung heraus:

„Das war im Jahre 1842, lieber Herr Kollege. Ich hatte damals meine erste Kreisrichterstelle bekommen, für jene Zeit früh genug, nämlich mit dreißig Jahren. Freilich, das Nest, in welches ich verschlagen wurde, war auch darnach. Es liegt ganz oben, dicht an der russischen Grenze, der Name thut ja nichts zur Sache. Schön war's doch. Ich ging mit jenem schneidigen Jugendeifer in das Zeug, der uns Alle 'mal beseelt hat, und den die Tretmühle des Lebens erst so nach und nach herausquetscht.

Das Gericht und meine Dienstwohnung lag in einem alten Schloß, Gott mag wissen, wer es gebaut hat, wahrscheinlich waren es die Templer. Eigentlich bestand das Gebäude aus zwei Theilen. In dem Erdgeschoß des größeren befanden sich die Amtszimmer, große, düstere Räume mit klasterdicken Mauern und beständig von Moderduft durchweht; über diesen hauste ich selbst in einer Reihe von Gemächern, die für zwei Familien ausgereicht hätten, während ich selbst unverheirathet war.

Die Fenster gingen auf einen kleinen, verwahrlosten Garten, dann kam ein zerfallenes Stadet, ein schmaler Fußweg, und an diesen grenzte der zweite Theil des umfangreichen Baues.

Das war ein langes, niedriges und ziemlich tiefes, aus grauen Feldsteinen zusammengefügtes Gebäude, das in alten Zeiten wahrscheinlich mit der Hauptburg durch

Seitenflügel verbunden gewesen und zu Stallungen benutzt worden sein mochte. Man hatte dann später die Verbindung abgetragen, den Hofraum zum Garten umgewandelt, und einen Fußsteig quer hindurch gelegt.

Seitdem war jener Theil abgetrennt geblieben und gehörte, wie ich später erfuhr und aus den Grundakten feststellte, gar nicht mehr dem Fiskus.

Die Burg lag mit ihren Nebengebäuden etwa zehn Minuten vom Städtchen entfernt, und ich glaubte anfangs, daß ich mit dem alten Amtsdienner der einzige Bewohner — dieser Gärte sei; aber schon der erste Abend belehrte mich eines Anderen. Ich hatte, um wenigstens vor der Hand einen Geschäftsüberblick zu gewinnen, den ganzen Tag angestrengt gearbeitet; es störte mich Niemand, denn es standen keine Termine an, und mein Aktuar Jost, ein altes verhußeltes Inventarstück, versicherte wiederholt, daß es mit Ausnahme des Markttagess die ganze Woche hindurch fast ebenso einsam auf dem Gerichte sei.

Es ging in den Herbst und es war ungefähr ein Wetter wie heute, stürmisch und umwölkt. Ich stand ermüdet am Fenster meines Bureau's und blickte nachdenklich in die wehenden Büsche des verwahrlosten Gartens; es ward allmählig dunkel. Da schlug plötzlich ein helles Klängen an mein Ohr.

Dasselbe kam aus dem gegenüberliegenden niedrigen Gebäude, und als ich dorthin schaute, fesselte ein seltsam düsteres Bild meine Aufmerksamkeit. Die breiten, in der Mitte des Baues liegenden Thorflügel waren weit geöffnet, und ich sah in einen tiefen, schwarz geräucherten Raum, dessen massive Dicke von zahlreichen Pfeilern gestützt ward.

Weit im Hintergrunde glühte aus einer gewaltigen Esse helles Feuer, und vor diesem stand am Umbos eine hohe, dunkle Gestalt.

Die Flamme lohete von Zeit zu Zeit düfter strahlend auf, und dann traten die Umrisse des Mannes schärfer hervor; er hob die mächtigen Arme, schlug auf das sprühende Eisen, und in jeder seiner Bewegungen lag eine sonderbare Hast.

Hinter mir ging der Amtsdienner durch das Zimmer und räusperte sich; das sollte wohl eine Mahnung sein, die Geschäftsstunde zu schließen.

„Mortag,“ sagte ich, ohne den Blick abzuwenden, „was bedeutet das da drüben? Ich denke, wir wohnen hier ganz allein —“

Der Alte — sie waren dort alle alt und eingeroftet — stellte sich neben mich. „Ja so, der Herr Kreisrichter meinen den Madhen in der Schmiede. Freilich, viel Freude erleben wir nicht dabei, aber man wird das allmählig gewohnt. Der Herr Kreisgerichtsrath hat auch jahrelang geschimpft, aber zuletzt ist er stille gewesen.“

„Nun,“ entgegnete ich beschwichtigend, „so war es nicht gemeint. Im Gegentheil ist es ja recht erfreulich, daß wir einen Nachbar haben, aber das alte Gebäude macht einen durchaus verödeten Eindruck, und tagsüber habe ich kein Leben darin bemerkt.“

„Davon werden der Herr Kreisrichter auch für die Zukunft wenig verspüren. Nämlich tagsüber. In der Nacht ist das freilich ganz anders.“

„Wieso?“

Mortag packte ein Altkenbündel zusammen und brummte in seinen Bart: „Man thut am besten, nicht viel darüber zu reden. Der Madhen hört es nicht gerne, und böse Nachbarschaft — na ja. Aber das ist die Wahrheit; tagsüber steckt er drinnen, oder draußen, oder Gott mag wissen, wo — wenn es aber dunkel geworden ist, dann geht das Hämmern los — bis in den grauen Morgen.“



Nun, das war ja eine recht angenehme Aussicht. Es ließ sich vielleicht mancherlei durch Strafandrohung wegen nächtlicher Ruhestörung ändern, aber wer mochte denn gleich Streit anfangen? Und dann empfing ich den Eindruck, als ob Niemand sich gerne mit dem seltsamen Kauz befassen möchte.

„Lebt der Mann ganz allein, Mortag?“

„Wenn man das Vieh abrechnet, Herr Kreisrichter, so wird er wohl allein sein.“

„Was für ein Vieh? So sprechen Sie doch deutlich, Mensch!“

„Na, sehen der Herr Kreisrichter es denn nicht?“

Nun sah ich es in der That, und es war sonderbar, daß mir der Umstand nicht früher aufgefallen war. Ueber dem Sims der Esse, da, wo die Werkzeuge der Schmiede, die Hämmer und Zangen angebracht zu sein pflegen, befand sich eine eiserne Querstange, und auf dieser saß ein Rabe.

Ich glaubte zuerst, daß das Thier ausgestopft sei, weil es so gar regungslos verharrte, aber dann trat eine Aenderung dieses Zustandes ein.

Der Schmied hatte nämlich seinen Hammer hingelegt und war im Hintergrund der Schmiede verschwunden; nach einer Weile tauchte er wieder, wie aus einer Tiefe emporsteigend, auf, und trug eine Mulde voll Steinkohlen auf seiner Schulter.

Und in diesem Augenblick wandte der Rabe den Kopf zur Seite. Ich konnte in dem Feuerschein genau beobachten, daß der Vogel mit den Flügeln schlug, und daß der Schmied darauf die Faust hob.

„Jetzt haben sie sich gezankt,“ sagte Mortag.

„Thorheit! Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen! Das sind doch nicht zwei Menschen?“

„Na, aber fast,“ beharrte der Alte hartnäckig. „Die

Leute wollen es mit angehört haben, daß der Rabe zuweilen spricht, und daß sein Herr alsdann ganz wild wird, mit der Faust droht, und ‚Verdammtes Vieh‘ ausruft. Den letzten Ausdruck hat sich der Racker richtig gemerkt, und schimpft mich, so oft er meiner ansichtig wird — aber seinem Herrn gegenüber gebraucht er nur andere, unverständliche Worte.“

„Sonderbar. Also Madhen heißt der Mann? Das ist ein hier zu Lande ungewöhnlicher Name.“

„Hans Madhen, Herr Kreisrichter. Er stammt auch nicht aus der Gegend; die Leute meinen, er sei aus Jütland eingewandert, aber das ist schon lange her. Anno 12 glaub’ ich, als die Franzosen aus Rußland zurückkamen, oder da herum.“

„Da hat er wohl wenig Verkehr mit den Nachbarn?“

„Gar keinen, Herr Kreisrichter.“

Es war eigentlich seltsam, und wohl nur eine Folge der Einsamkeit, daß wir uns so eingehend über den Mann unterhielten, denn ich wußte nicht, daß ein allein wohnender, und vielleicht etwas wunderlicher Handwerker geeignet wäre, ein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen.

Ich brach dann auch ab und ging hinauf in meine Gemächer.

Die wenigen Sachen, welche ich damals mein eigen nannte, standen noch unordentlich umher. Alles machte einen unbehaglichen Eindruck, und dazu ging der Wind immer heftiger um das frei liegende Gemäuer. Auch schlossen die Fenster so schlecht, daß meine Lampe unruhig zu flackern begann, und allerlei tanzende Schatten an die nackten Wände warf.

Ein Gefühl unsäglicher Einsamkeit überkam mich, und ich beschloß auszugehen. Frau Mortag, welche das Abendbrod abräumte, theilte mir auf mein Befragen mit,

daß unten im Städtchen ein Wirthshaus sei, wo man den Herrn Oberförster, den Doktor und einige Gutsbesitzer aus der Umgegend treffen könnte, und obgleich es schon auf neun Uhr ging, hing ich doch noch meinen Mantel um und machte mich auf den Weg.

Dieser führte mich durch das wüste Gärtchen und eine der Schmiede gegenüber liegende Pforte; die Thorflügel der ersteren standen jetzt angelehnt, aber durch den klaffenden Spalt sah man noch das sprühende Feuer und vernahm die klingenden Hammerschläge auf dem Ambos.

Ich weiß nicht mehr, ob der Gedanke an die abgenutzten Fensterriegel, oder ein anderes, weniger praktisches Gefühl meine Handlungen bestimmte, aber einer plötzlichen Eingebung folgend, öffnete ich den einen Thorflügel und betrat die Schmiede.

Hans Madhen hob den Kopf und ließ seinen schweren Hammer auf das Eisen niedersinken. Er mochte einige fünfzig Jahre alt sein, war herkulisch gewachsen und trug einen buschigen, damals ziemlich ungewöhnlichen Vollbart, dessen dunkle Farbe von zahlreichen Silberfäden durchwirrt war.

Er hatte einen scheuen Blick und musterte mich flüchtig von der Seite.

„Was wollen Sie?“

„Ich bin Ihr Nachbar, Herr Madhen, der neue Kreisrichter.“

„So, hm. Und was weiter?“

Der Mann war durch meine Vorstellung nicht höflicher geworden, und ich will gerne gestehen, daß es mich etwas wurmte. Ich fuhr daher kühl fort: „Die Fenster in meiner Wohnung schließen nicht gut, ich möchte mir gerne neue Haken machen lassen.“

„Dagegen kann ich nichts einwenden, Herr Kreisrichter.“

„Das versteht sich wohl von selbst; allein ich bezweckte

natürlich durch meine Mittheilung Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.“

Der Mann stützte sich auf seinen Hammer und blickte finster in's Feuer. „Ich bin kein Schlosser, Herr, sondern Grobschmied.“

Grob genug war er. Ich gewann sofort die Ueberzeugung, daß seine Weigerung einen tiefer liegenden Grund haben müsse, denn dergleichen Arbeiten fertigt doch jeder Schmiedemeister an. Er wollte offenbar nichts mit mir zu thun haben, aber es blieb zweifelhaft, ob meine Person oder mein Amt seine Abneigung hervorrief.

Ich hätte nunmehr gehen können, und Madhen schien das auch anzunehmen, denn er wandte sich ab und schob das kalt gewordene Eisen in's Feuer.

„Sie machen spät Feierabend, Meister,“ sagte ich, schon im Begriff, mich zu entfernen.

Da ging ein unheimliches Zucken über sein finsternes Gesicht; vielleicht war es nur das Aufleuchten der Kohlengluth, vielleicht auch etwas Anderes.

„Also darum kamen Sie zu mir, Herr Kreisrichter? Ich hätte das ungefähr denken können, die Herren beklagen sich Alle über das nächtliche Pochen, sie finden keinen Schlaf. Ich kann auch nicht schlafen, und im Landrecht steht ja wohl nichts davon, daß die Arbeit verboten wäre.“

Seine durchfurchte Stirn legte ein Zeugniß dafür ab, daß hinter ihr wohl manche Gedanken wühlen mochten, die den Schlaf fern hielten. Aber die körperliche Anstrengung mußte doch erschöpfen, und der Mann sah aus wie ein Herkules. Schließ er denn am Tage, und warum drehte er die Zeit um?

Der Rabe hatte bisher unbeweglich auf seiner Stange gesessen; nun bewegte er den Kopf, und sah mich mit seinen klugen Augen an.

Ich habe stets ein großes Interesse für Thiere gehabt, und das da schien mir besonders intelligent zu sein. Ich streckte die Hand aus und lockte den Vogel an mich. Er hüpfte auch mit einer gewissen scheuen Vertraulichkeit auf meinen Arm und ließ sich streicheln, aber seine Augen verließen keine Bewegung seines Herrn.

„Arbeiten Sie meinetwegen ruhig weiter, Meister Madhen,“ sagte ich, „es ist ein einsames Schaffen, aber dieser schwarze Gesell hilft Ihnen wohl die Zeit kürzen.“

Die Funken flogen mir fast in das Gesicht, so heftig schlug ener auf sein Eisen.

„Zeit kürzen? Nun, ich meine, sie geht langsam genug. Und der da?“

„Verdammtes Vieh,“ sagte der Kabe ganz deutlich.

Ein böser Blick schoß aus den Augen des finsternen Mannes herüber. Es lag etwas Niederträchtiges in diesem Zusammenziehen der buschigen Brauen, Gr. II und geheime Angst.

Mir ward seltsam zu Muthe, und ich wandte mich nach dem Ausgang der Schmiede.

Mein Blick streifte noch einmal flüchtig zurück, und ich sah im Hintergrund des tiefen Baues eine dunkel gähnende Oeffnung. Es mußte ein Keller sein, und ich entsann mich, daß vor einigen Stunden der Schmied aus seiner Ofen mit einer Schippe voll Kohlen aufgetaucht war, vermuthlich hob er dort seinen Vorrath auf.

Es war eine vollständig gleichgiltige Beobachtung, so unwesentlich, daß ich derselben unter anderen Umständen gar nicht erwähnen würde, aber sie steht im Zusammenhang mit späteren Ereignissen, und es überläuft mich noch heute, wenn ich an diese schwarze geheimnißvolle Tiefe zurückdenke.“ — — —

Der Kreisgerichtsrath machte eine Pause, und sog an seiner erloschenen Pfeife.

„Ich weiß nicht recht,“ fuhr er dann fort, „wie ich Ihnen die Ereignisse der auf diesen Abend folgenden Nacht anschaulich schildern soll. Man kann ja auch eigentlich kaum von Ereignissen reden, und vielleicht schenken Sie mir nicht einmal Glauben. Aber Träume waren es auch nicht, und ob man mit offenen Augen Visionen haben kann, das will ich dahingestellt sein lassen.“

Ich hatte im Städtchen einige Bekanntschaften angeknüpft und beim Glase Grog — denn was Anderes trank man damals an der Grenze nicht — mehrere Stunden verplaudert. Es wurde, wie das so geht, über dies und jenes gesprochen, und auch meines seltsamen Nachbarn geschah Erwähnung. Nicht von den Anderen, sondern von meiner Seite, und darauf stockte das Gespräch plötzlich.

„Hat man etwas gegen ihn?“ frug ich.

Schweigen.

„Kann man ihm irgend einen Vorwurf machen?“ frug ich weiter.

„Er lebt nun wohl bald dreißig Jahre am Orte,“ sagte der Oberförster, „aber wir wissen nichts über ihn.“

Nun, lieber Kollege, das kann man wenden, wie man will; es bedeutet bald ein Lob und bald einen Tadel. Es ist meistentheils gut, wenn wir über unsern Mitmenschen nichts zu sagen wissen, aber wir möchten es doch gar zu gerne, und wir nehmen es ihm fast übel. Aber die Sache kann auch anders gedeutet werden.

„Fragen Sie seinen Raben, Herr Kreisrichter, der weiß vielleicht was,“ sagte der Apotheker.

Das war ein dürrer, geheimnißvoller Mensch, scheinbar ein bißchen romantisch angelegt, und er hatte an jenem Abend auch schon einen kleinen Hieb, wie man zu sagen pflegt. Wir hatten ihn vielleicht Alle.

„Unsinn, meine Herren,“ entgegnete ich kopfschüttelnd, aber da wurden mehr Stimmen laut.

„Krause hat gar nicht so Unrecht, das Rabenvieh besitzt Verstand wie ein Mensch. Und sie haben was miteinander, das steht bombenfest.“

„Der Schmied haßt den Raben, und der Rabe den Schmied,“ sagte ein dicker Gutsbesitzer aus der Umgegend; „ich ließ 'mal spät Abends mein Pferd von Madhen beschlagen, und da habe ich es bemerkt.“

„Warum schlägt der Schmied das Vieh denn nicht todt?“ warf ich ein.

Wieder allgemeines Stillschweigen. Dann kam eine dünne Stimme hinter dem Ofen heraus:

„Hans Madhen fürchtet sich vor seinem Raben; er hat ein böses Gewissen.“

Es war die steinalte Ruhme des Gastwirthes, die das sagte. Sie galt, wie ich später erfuhr, für halb blödsinnig, und war es wohl auch, aber dennoch fuhren wie Alle mit den Köpfen herum und starrten in die dunkle Ecke, als ob dort eben eine Stimme aus dem Jenseits gesprochen hätte.

„Weißt Du etwas darüber, Maruschka?“ frug der Oberförster.

„Es ist zu lange her, ich weiß nichts,“ murmelte die Alte, „aber es liegt auf dem Gericht.“ —

Wir brachen bald hernach auf und gingen auseinander. Das Gespräch hatte nicht mehr in Gang kommen wollen, es lag etwas auf der Gesellschaft.

Der Oberförster begleitete mich eine Strecke Weges bis an den Fußpfad, der zum Kreisgericht hinaufführte. Vom Städtchen her schlug es Zwölfi, und oben hörten wir die Hammerschläge Madhen's durch die Nacht.

„Glauben Sie nicht den Unsinn, Herr Kreisrichter,“ sagte er plötzlich mit der Hand aufwärts deutend, „der Madhen ist ein ganz braver Kerl. Es geht ihm eben wie allen Fremden, er steht allein.“

„Aber, Herr Oberförster,“ warf ich ein, „es hat ja eigentlich Keiner etwas Schlimmes von dem Manne behauptet; was soll ich denn nicht glauben?“

Da blickte er mir verdutzt in's Gesicht. „Sie haben Recht, die Maruscha zählt nicht, die ist ja verrückt. Nein, nein, wir haben Alle nichts gesagt, man denkt nur manchmal so wunderliches Zeug.“ — — —

Ja freilich, man denkt manchmal Sonderbares, das sollte ich an mir selbst erfahren.

Ich war in meinem einsamen Zimmer angelangt, kleidete mich aus und ging zu Bett. Die Bettstelle schwankte ein bißchen, denn der Grog war schwer gewesen. Und dann kam so Allerlei hinzu.

Sie wissen, Kollege, daß es keinem Menschen behaglich ist, in einem fensterlosen Raume zu schlafen; man will doch etwas sehen, und wenn man die Augen öffnet, die Gewißheit haben, daß nicht plötzlich Blindheit über uns gekommen ist. Aber man will auch nicht zu viel sehen, denn die Nacht ist keines Menschen Freund. Die zwei Fenster meines Schlafzimmers waren sehr groß und ohne Vorhänge, denn ich hatte mich noch nicht einrichten können.

Draußen mußte irgenwo der Mond am Himmel stehen, und zwar vermuthlich hinter Wolken, denn er schien nicht in mein Gemach, aber dasselbe war von einem unangenehmen Licht erfüllt, in welchem jeder einzelne Gegenstand deutlich und doch schattenhaft hervortrat. Ich glaube, die Maler nennen es „hellsdunkel“ und ich habe solche Bilder niemals leiden können. Das ist wie Blei und legt sich wie Blei auf die Schläfen. Ja, Sie lächeln, Kollege, und denken, daß es der Grog war, und ich will dem auch nicht widersprechen. Aber betrunken war ich jedenfalls nicht.

Unter mir in dem alten Gerichtsgebäude hörte ich





förmlich die Stille und Einsamkeit; ich kann mich nicht anders ausdrücken, aber Sie verstehen wohl, was ich damit bezeichnen will. Und dann war es mir, als sagte eine alte dünne Stimme: „Es liegt auf dem Gericht — es liegt auf dem Gericht —“ Wahrhaftig, das war zum Verrücktwerden!

Wenn der Kerl drüben noch wenigstens gehämmert hätte, das wäre doch ein von einem Menschen herrührender Laut gewesen, aber das „Kling, Kling“ war verstummt. Schlafen that er auch nicht, von Zeit zu Zeit quietschte und schrillte es so abscheulich herüber, daß mir die Nerven zitterten. Wahrscheinlich feilte er irgend sich eine Teufelei zurecht, vielleicht einen Dietrich zum Einbrechen, oder Gott mag wissen was.

Endlich hielt ich es nicht mehr in meinem Bette aus und erhob mich, um an das Fenster zu gehen. Zunächst war es nur meine Absicht, ein Laken vor die Scheibe zu hängen, mit der Dunkelheit kam dann vielleicht auch der Schlaf.

Die Landschaft lag in einer seltsamen Beleuchtung vor mir.

Sie ist nicht schön, Herr Kollege, das wissen wir ja Beide, ich habe sogar selten etwas gesehen, das in gleichem Maße öde, traurig und gottverlassen gewesen wäre.

Ich übersah von meinem erhöhten Standpunkt eine erhebliche Fläche; sie war baumlos bis auf den dunkeln Streifen verkrüppelter Kiefern am Horizont. Zwischen diesem und dem Schlosse lagen Sand und Stoppelfelder, hie und da auch schwarze Wassertümpel. Unter mir wehten die halb entlaubten Büsche des wüsten Gartens gleichsam fröstelnd im Herbstwind, und über jeden Gegenstand rieselte — nein, an jedem Gegenstand klebte das stumpfe, umflorte Mondlicht.

Nacht und unfreundlich hoben sich drüben die plumpen beruhten Mauern der Schmiede in die kalte Luft; aus dem Schlot quoll ein schwerer, schwelender Rauch und wälzte sich langsam seitwärts — aber ich sah kein belebendes Feuer. Die Thorflügel klappten handbreit; es glimmte wohl ein wenig, aber das war keine Gluth.

Es lief mir kalt über den Leib, und ich dachte daran, wie sehr wohl der schlaflose Mann frieren mochte; warum legte er sich auch nicht in's Bett? Man versucht doch wenigstens zu schlafen.

Und dann kommen die Gedanken wie Nachtschatten.

Ich hatte unwillkürlich hinter mich geblickt nach der verschlossenen Stubenthür, und als ich den Kopf nun wieder dem Fenster zuwandte, kam wirklich etwas wie ein Schatten durch die Luft.

Es währte einige Augenblicke, bis ich erkennen konnte, daß es Hans Madhen's Rabe war.

Das Thier flatterte mit unsicheren Flügelschlägen über das niedrige Stacket in meinen Garten und setzte sich auf den dünnen, schwankenden Zweig einer Weide. Es mußte sich fest krallen, um nicht heruntergeweht zu werden, und da saß es nun wie ein Flüchtling, wie ein Ausgestoßener.

Hatten sie sich da drüben wieder einmal gezanft, und war das Thier dann, von Grauen gepackt, vor dem Menschen in die Nacht hinaus geflüchtet?

Es war ein toller, sputhafter Gedanke, aber er fand doch Nahrung. Denn plötzlich ward der eine Flügel des Thores anigestoßen, und Hans Madhen trat auf die Schwelle.

Er trug ein Gewehr in der Hand, blickte sich nach allen Seiten um, und hob dann die Mündung der Waffe gegen meinen Garten.

Es galt offenbar dem Raben, und nun geschah etwas höchst Seltsames.

Während ich jeden Augenblick erwartete, daß der Feuerstrahl aufzuden, und das Thier zu Boden taumeln werde, wandte letzteres plötzlich den Kopf und schrie einige Worte herüber, wirkliche menschliche Laute, deren Sinn ich aber nicht verstehen konnte. Entweder verwehte sie der Wind, oder es lag irgend eine andere geheimnißvollere Ursache zu Grunde.

Hans Madhen aber ließ, wie vom Schlage getroffen, das Gewehr sinken, trat in die Schmiede zurück, deren Thür offen blieb, und wenige Augenblicke später sah ich das Feuer der Esse, vom Blasebalg angefacht, hell auflodern.

Der Schmied riß eine Eisenstange aus der Gluth, stützte sich gegen den Ambos, und hielt sie wie eine Waffe vor sich hingestreckt. — — —

Ich habe mich in dem unruhigen Träumen der folgenden Stunden mit einer seltsamen Frage beschäftigt, Herr Kollege, und dieselbe ist seitdem bei mir zwar nicht zum Abschluß, aber auch niemals zur Ruhe gekommen. Es ist jene Betrachtung, die uns am Beginn unseres Gesprächs bewegte, über die geistigen Beziehungen zwischen Mensch und Thier.

Es wurde nicht nur von der Volksstimme behauptet sondern meine eigenen Beobachtungen hatten es bestätigt, daß hier eine solche geheimnißvolle Beziehung vorliege.

„Sie haben etwas miteinander,“ sagten die Leute in scharfer Umgehung des unsaßbaren Bindeglieds, und nur das halb blöde Weib drückte es deutlicher aus: „Er fürchtet sich vor dem Thiere.“

Wir können uns wohl vor der rohen Kraft eines wilden Stieres, wohl vor den Zähnen eines bössartigen Hundes fürchten, aber wir spannen den Stier in das Joch, und legen den Hund an die Kette; dann haben wir die Furcht gebannt, es waren rein körperliche, keine seelischen

Beziehungen. Aber wenn wir uns vor einem Thiere fürchten, welches unsere Faust zerdrücken kann, wenn wir dieses Thier wie einen Menschen hassen und es doch nicht zu tödten wagen, dann scheuen wir ein anderes Element in ihm, als die physische Kraft.

Dann, Herr Kollege, betrachten wir es als ein Wesen unserer Gattung, und die Scheu muß einen absonderlichen Grund haben.

Vielleicht ist es Aberglaube, aber dieser muß auch seinen Ursprung aus einem Ereigniß nehmen, denn er liegt nicht in der Volksanschauung.

Ich bin immer geneigt gewesen, diejenigen Thiere für geistig bevorzugt zu halten, welche es verstehen, sich dem Menschen zu assimiliren, und ihn gewissermaßen nachzuahmen; der Rabe gehört in außerordentlich hohem Grade zu solchen Wesen.

Und es schien mir nicht unmöglich zu sein, daß —

Wir wurden unterbrochen durch die Magd, welche die Lampe brachte.

Der Kreisgerichtsrath sah einen Augenblick nachdenklich in das stille Licht, und fuhr dann fort:

„Es ist vielleicht ganz gut, daß ich den Faden verlor. Ich stand im Begriff, Ihnen etwas mitzutheilen, was mir in jener Nacht als Ergebnis meines halbawachen Grübelns wie eine Möglichkeit, ich will sagen, wie eine gewisse Wahrscheinlichkeit aufstauhte. Aber es ist wohl besser, die Ereignisse der Folge nach reden zu lassen. Sie können dann der Entwicklung meiner Ideen besser folgen. Jedenfalls ohne Vorurtheil.“

Die nächsten Tage brachten mir trotz der geringen Amtsthätigkeit ziemlich viel Arbeit. Ich mußte mich doch erst einleben, und mein Amtsvorgänger war ein alter, bequemer Herr gewesen, der nur die nothdürftigste Ordnung gehalten hatte.

Da war der Aktuar Jost ein Juwel für mich. Er lebte fünfundzwanzig Jahre am Orte, kannte alle Verhältnisse, alle Akten und allen Klatsch. Man muß auch das Letztere zu würdigen wissen, wenn man sich zurechtfinden will. Während unserer gemeinsamen Arbeit warf ich einmal gelegentlich ein Wort über meinen geheimnißvollen Nachbar ein, aber sonderbar genug, auch dieser Weltweise suchte die verwachsenen Schultern.

„Ich weiß nichts von ihm, Herr Kreisrichter, Niemand weiß etwas.“

Aber doch, etwas wußte er, und zwar amtlich. Ich erzählte nämlich die wunderliche Rede der alten Maruschka, und da fing er an zu lachen.

„Dabei dürfen Sie nichts Schlimmes denken, Herr Kreisrichter, das hängt ganz einfach zusammen, und liegt allerdings auf dem Amte, nämlich in den Grundakten. Der Maruschka ihr Bruder, der Vater von dem jetzigen Wirth, hat nämlich so um Anno 12 herum das Gebäude drüben vom Fiskus kaufen wollen, um eine Kneipe für das Gerichtspublikum darin einzurichten. Es sollte wahrscheinlich eine feine Spekulation werden. Der Madhen wohnte schon damals darin zur Mieth, er war als junger Kerl eben zugezogen und hatte wohl ein paar Groschen mitgebracht, denn er kaufte dem Wirth das alte Gerümpel vor der Nase weg. Das ist nach den Grundakten im Frühjahr 1813 gewesen, und die Verhandlungen mit dem Wirth gingen vorher. Der Maruschka ihr Bruder mag wohl weidlich geschimpft haben, daß ihm das Geschäft aus den Händen schlüpfte, und daran denkt das verrückte Frauenzimmer noch immer. Ich entsinne mich jetzt, sie redet manchmal davon, daß der Madhen den Zuschlag erhalten, oder wie sie sich ausdrückt, daß er ‚zuge schlagen‘ hätte — ha ha ha — und daß es auf dem Amte läge. Sie ist eben närrisch, Herr Kreisrichter.“

Nun freilich, das war eine einfache Lösung, und der Zusammenhang mit dem Raben erschien als eine dumme Phantasie. Ich dachte denn auch nicht weiter daran. Es gab allerlei einzurichten in meinem Bureau, und es war Alles morsch. Eines Tages prasselte die große Landkarte herunter, und die ganze preußische Monarchie lag da wie ein Haufen Unglück.

Mortag war natürlich über Land, das war er immer, wenn man ihn einmal ausnahmsweise brauchte, ich mußte also selbst Hand anlegen, um mein Vaterland festzunageln.

„Herr Aktuar, haben wir einen Hammer?“ rief ich in das Nebenbureau.

„Nein, Herr Kreisrichter, den liefert Fiskus nicht,“ war die Antwort.

Das wußte ich freilich selbst, aber die deutsche Faust reichte doch nicht dazu aus.

Mein alter Jost legte den Finger an die Nase und meinte: „Wie wär' es, Herr Kreisrichter, wenn wir 'mal in der Observationskammer nachsähen? Vielleicht befindet sich dort in den aufbewahrten Sachen was zum Klopfen; unsere Bauern sind nicht wählerisch mit ihren Hieb-  
waffen.“

Wir kletterten also auf den Boden, denn ich hatte ohnehin dieses Stiefkind aller Gerichte, in welchem man nie findet, was man sucht, noch nicht in Augenschein genommen.

Da lag ein wüstes, mit Spinnegeweben bedecktes Chaos. Knüppel, Alexte, Hacken, vorsintfluthliche Donnerbüchsen, Schnapsflaschen, alte Stiefel, Drahtschlingen und ähnliche „*corpora delicti*“.

„Hier ist wohl lange nicht aufgeräumt worden,“ sagte ich.

Der Aktuar zuckte die Achseln. „Lieber Gott, Herr Kreisrichter, das Zeug soll ja von Zeit zu Zeit verauf-

tionirt werden, aber wer kauft denn den Krempel? Die Leute haben ein Grausen davor."

Er sah sich um und deutete in eine mit Spinnweben ganz besonders dicht überspinnene Ecke.

„Da liegt ja schon, was wir suchen: ich dachte doch gleich, daß man nur unter den Uffervaten nachzusuchen braucht, um einen ganzen Haushalt auszustatten.“

Es lag da in der That ein Hammer, oder wenigstens ein Gegenstand, der Vorstellungen in uns zu wecken pflegt, welche auf dieses nützliche Handwerksgeräth Bezug haben. Ich gebrauche mit Absicht diese Redewendung, lieber Herr Kollege, denn die etwas abweichende Form dieses Hammers hat mir später zu mancherlei Ideenverbindungen Anlaß gegeben. Wir besitzen jetzt Bulldoggmeißer und Bulldoggrevolver; man will mit diesem Ausdruck das Kurze, Kräftige, Gedrungene der Waffe bezeichnen, und so könnte ich auch mit Fug von einem Bulldogghammer reden. Natürlich, das alte Ding da vor mir war keine Waffe, sondern es war zu friedlichen Zwecken bestimmt, aber die Thatsache, daß der Hammer hier auf dem Gerichte schlummerte, verlieh ihm eine absonderliche Bedeutung.

Er fiel durch zweierlei auf; erstens durch die Form des Eisens, und zweitens durch den Stiel. Das erstere hatte die Gestalt eines in die Länge gezogenen Würfels, es fehlte ihm vollständig die charakteristische Abdachung oder Zuspizung der einen Seite; man konnte gleichmäßig mit beiden Endflächen zuschlagen, dagegen nicht jene feineren Arbeiten vornehmen, zu denen man einer kleinen Schlagfläche bedarf, wie z. B. das Festklopfen eines Nagels an Stellen, die schwer zugänglich sind.

Im Gegensatz zu dem verhältnißmäßigen Gewicht des Hammers stand der auffallend kurze Stiel; eine kräftige Männerfaust vermochte denselben vollständig zu um-

schließen, dagegen bei dem Schlagen nur geringe Wucht auszuüben, weil die Hebelkraft eine geringe war.

Diese Beobachtungen und Folgerungen gingen mir natürlich nicht in jenem Augenblick durch den Kopf, als ich nach dem Hammer griff; sie find mir erst später zum Bewußtsein gekommen, während ich damals froh war, für meinen Zweck ein geeignetes Instrument zu finden; wohl aber schien bei meinem Begleiter die absonderliche Gestalt des Werkzeugs auch eine absonderliche Vorstellung zu wecken. Er griff an seine Stirn, schüttelte den Kopf, und sagte:

„Merkwürdig, Herr Kreisrichter, das Ding da fällt mir auf. Natürlich, es befindet sich in dieser Kammer wohl kein Asservat, was nicht durch meine Hände gegangen wäre, aber im Gedächtniß bleibt es doch nicht haften. Was es mit diesem Hammer für eine Bewandniß hat, kann ich heute auch nicht mehr sagen, aber ich spürte förmlich einen Ruck im Gehirn, als ich das plumpe Ding erblickte. Jedenfalls liegt der Hammer schon lange, lange Zeit hier oben, man hat ihn vollständig vergessen, und was einmal damit geschehen ist, das mag auch vergessen sein.“

Ich drehte den Stiel um und streifte das Spinnewebe ab. „Da klebt auch das Aftenzeichen, Herr Amtuar, und hier lese ich die Jahreszahl 1812, der Hammer liegt demnach schon dreißig Jahre hier oben.“

„Dann war es vor meiner Zeit,“ sagte Jost, „denn ich bin erst fünfundzwanzig Jahre an diesem Amte.“

„Lassen wir die Sache ruhen. Gott mag wissen, wer ihn gestohlen hat, und bei wem. Es ist jedenfalls längst Gras über die Geschichte gewachsen, und ich denke, wir nehmen den dicken Kerl mit uns hinunter; wir brauchen immer 'mal einen Hammer, und es wird kein Unrecht sein, wenn wir diesen da in Benutzung nehmen.“



Wir verließen den staubigen Boden und stiegen die Treppe hinab.

Meinem alten Aktenfresser schien der Fall noch immer durch den Kopf zu gehen. Der gute Jost war schon ein bißchen stumpf geworden, und liebte es, auf geringfügige Dinge ein übermäßiges Gewicht zu legen. So murmelte und brummte er denn allerlei unverständliches Zeug in seinen grauen Stoppelbart, während er in sein Bureau zurückging.

Er war ein verhältnißmäßig schöner Tag; die Spätherbstsonne schien warm vom Himmel nieder, und ich hatte in meinem Amtszimmer das Fenster geöffnet, um die überflüssige Ofenwärme hinauszulassen.

Ich ging sofort daran, die heruntergefallene Landkarte zu befestigen, und legte alsdann den Hammer auf das Fensterbrett, wo, vielleicht zum ersten Mal nach vielen Jahren, die Sonne auf das alte mit Rost bedeckte Eisen schien. Dann nahm ich am Schreibtisch Platz, um einige eingegangene Aktenstücke zu erledigen.

Eins derselben fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Es war ein Schreiben der Kreisverwaltung, und betraf die Entmündigung der ledigen Maruschka Sladack, und die Unterbringung derselben in einer Irrenanstalt. Die Behörde stellte nicht gerade einen dahingehenden Antrag, aber sie gab anheim, eine Untersuchung der Person anzustellen, und nahm Bezug auf ein anonym eingegangenes Schreiben, in welchem darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Sladack mit zunehmendem Alter Spuren gefährlicher Wahnvorstellungen zu zeigen beginne, welche ihre Einschließung wünschenswerth erscheinen ließen. Der Schreiber des Briefes entschuldigte seine Anonymität mit der Furcht vor Familienhaß.

Maruschka Sladack war die alte Wuhme des Wirths, bei welchem ich den ersten Abend nach meiner Ankunft

zugebracht hatte, und ich schüttelte den Kopf über das seltsame Schriftstück, denn das vertrocknete Weiblein hinter dem Ofen hatte damals durchaus nicht den Eindruck gefährlichen Wahnes auf mich gemacht.

Mir kamen allerlei absonderliche Gedanken, während mein Auge auf der steifen, unbeholfenen Schrift des Briefes ruhte.

Da störte mich ein Geräusch vom Fenster her, und in demselben Augenblick streifte ein Schatten über meinen Arbeitstisch.

Auf dem Sims saß Hans Madhen's Rabe.

Ich hatte schon häufig die Beobachtung gemacht, daß der Garten des Kreisgerichts von dem Burschen bevorzugt wurde; wahrscheinlich lockte die weiche, von Büschen beschattete Erde zur Jagd auf allerlei Kerbtbiere, vielleicht war es auch eine beabsichtigte Auflehnung gegen die feindselige Stellung seines Herrn zum Gericht und Allen, die mit demselben zu thun hatten; ich war in meiner Werthschätzung der thierischen Intelligenz bereits so weit gelangt, daß dieser Gedanke mir nicht gerade thöricht erschien, aber was ich jetzt beobachtete, erregte doch ein fast unheimliches Gefühl in meiner Seele.

Der Rabe hatte es offenbar nicht auf einen amtlichen Besuch, sondern vielmehr auf meinen Hammer abgesehen. Unruhig und ängstlich mit den Flügeln schlagend, hüpfte er um das harmlos daliegende Werkzeug und betrachtete es von allen Seiten; dann blieb er eine Weile regungslos sitzen und senkte den Kopf wie in tiefem Nachdenken, endlich aber brachen aus seinem breiten Schnabel einige Laute, die mich vom Stuhle emportrieben.

Wir wissen ja, daß die eingelernten Worte eines Raben, einer Elster oder eines Papagei meistentheils mechanisch hergeplappert werden; sie kommen häufig zu unpassender Zeit zum Vorschein, und verrathen nicht

gerade immer eine besondere feelische Stimmung; aber hier lag die Sache ganz anders.

Es war ganz offenkundig, daß die Worte, welche das Thier noch dazu mit dem deutlichsten Ausdruck des Entsetzens ausrief, im Zusammenhang mit dem aufmerksam betrachteten Werkzeug standen, das Unheimliche und Räthselhafte aber lag gerade in dem Umstand, daß ein ersichtlicher Zusammenhang einst bestand."

Wellborn schwieg einen Augenblick und schraubte die düster brennende Lampe etwas höher. Dann versank er in Nachdenken.

"Und welches waren die Worte des Raben?" frug ich endlich.

"Sie haben dieselben vorhin mit eigenen Ohren gehört," nahm der Kreisgerichtsrath wieder das Wort, „und Sie werden jetzt nicht mehr im Zweifel sein, daß jenes alte Thier dort am Ofen dasselbe ist, welches sich vor Jahren in Madhen's Besitz befand, und daß der Hammer hier in meiner Tasche jener selbige Hammer ist. Ja, lieber Kollege, dieses seltsame „o mon dieu!“ stieß damals der Rabe bei dem Anblick des Werkzeugs aus, und dann flatterte er, von dem Geräusch meines Stuhles verschreckt, über den Garten auf das Dach der einsam und schweigend aufragenden Schmiede.

Ich stand noch immer regungslos und ließ meine Gedanken wandern. Es ward mir sofort klar, daß hier eine geheimnißvolle Beziehung obwalten müsse. Der Rabe lebte seit Jahren drüben in der Schmiede, also an einem Orte, wo gerade jedes zweite oder dritte Werkzeug ein Hammer zu sein pflegt. Es war geradezu undenkbar, daß der Anblick eines solchen ihn in Aufregung versetzen könnte, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, wenn intelligente Thiere einen auffälligen Vorgang beobachten; es mußte also gerade dieser Hammer sein, der, vielleicht insolge seiner

absonderlichen Gestalt, irgend eine Erinnerung weckte, gerade so wie es auch mit dem alten Jost der Fall gewesen war. Und diese Erinnerung mußte wieder im Zusammenhang stehen mit dem auffälligen fremdländischen Ausruf, der plötzlich und unvermittelt sich dem Thiere von der Zunge löste, denn man hatte ja behauptet, daß der Rabe sonst nur einen Ausdruck kenne — nämlich das oft gehörte Wort „Verdamntes Vieh!“

Ich empfand nunmehr ein lebhaftes Interesse, zu erfahren, auf welche Weise das geheimnißvolle Instrument in den Besitz des Gerichtes gelangt sei, ob durch eine Uebelthat des Eigenthümers oder durch ein gegen denselben gerichtetes Verbrechen. Und mit diesem Gedanken ging ich in das Bureau des Aktuars. Der Alte saß über einem Haufen staubiger Register gebeugt und blätterte eifrig in denselben. Als ich eintrat, hob er den Kopf und sagte kläglich:

„Sie gehen nicht mehr so weit zurück, Herr Kreisrichter, aber die Akten selbst müssen doch noch vorhanden sein, die kann man noch nicht eingestampft haben.“

„Also Sie grübeln noch immer über den alten dummen Hammer?“ warf ich möglichst harmlos ein.

„Er will mir nicht aus dem Kopfe, Herr Kreisrichter. O, dieser alte wurmstichige Kopf, das ist ein Leiden! Ich weiß ja ganz genau, daß der alte Herr — der frühere Chef — sich noch damals, als ich hierherkam, die Akten jedes halbe Jahr vorlegen ließ, bis auch das unterblieb; ich weiß, daß er manchmal den Kopf geschüttelt hat, wenn das Fascikel ihm in der Registrande wieder einmal unter die Finger kam; aber was sonst damit zusammenhängt, das ist mir rein aus dem Gedächtniß entwischt.“

„Wir wollen 'mal suchen, Herr Aktuar,“ sagte ich tröstend, „sonst kommen Sie ja doch nicht zur Ruhe.“

Das war leicht zu sagen, aber schwer auszuführen. Der alte Kasten steckte bis unter das Dach voll Akten,

und aus diesem Wust ein längst vergessenes Fascikel aus dem Jahre 1812 hervorzufinden, war keine geringe Arbeit. Ich fügte deshalb sofort hinzu:

„Gelegentlich natürlich. Ich werde ohnehin einmal gründlich revidiren, ich glaube, daß unter den laufenden Akten eine Menge stecken, die zum Reponiren reif sind. Heute gibt es wichtigere Dinge zu thun.“

Mein Entschluß stand fest. Ich wollte selbst suchen und zwar allein. Es hat einen unsäglichen Reiz, in stiller Abendstunde einen ungeheuren Stoß alter Akten zu durchwühlen; die Geister derer, die daran schrieben, werden wieder lebendig und treten um uns.

Der Abend kam, und das Gerichtspersonal verließ die Diensträume. Ich sagte zu meinem alten Mortag, daß ich noch unten arbeiten und nicht gestört werden wolle, schloß mich ein und begann mein Werk.

Die Bureaux lagen alle in einer Reihe, und ich ging nachdenklich mit der Lampe von einem Zimmer in das andere, zweifelhaft, wo ich beginnen sollte. Oben auf dem Boden lagen die endgiltig geschlossenen und reponirten Akten; aber es erschien nicht wahrscheinlich, daß das gesuchte Fascikel sich dort befinden sollte. Wäre es dort nach abgeschlossenem Verfahren hinaufgeschafft worden, dann hätte man wohl auch nach Gerichtsbrauch eine Verfügung über das Offervat getroffen, und es nicht in der Kammer liegen lassen. Es konnte auch anders sein, aber ich hatte das unbestimmte, ich möchte sagen instinctive Gefühl, daß hier ein nicht beendigtes, vergessenes Verfahren stattgefunden habe. Ich begab mich also zunächst in dasjenige Bureau, welches die laufenden Kriminalakten barg, und griff zunächst auf gut Glück den einen oder andern alten Band heraus. Meine Vermuthung, daß das Amt nicht sehr sorgfältig verwaltet worden sei, bestätigte sich sofort: ich traf überall auf Aktenstücke, die längst hätten

ausgeschlossen werden müssen. Mein Vorgänger, der „alte Herr“, war eben recht alt gewesen.

Dennoch mußte ein besonderer Umstand obwalten, wenn ein Kriminalaktenstück volle dreißig Jahre unerledigt liegen bleiben konnte.

Da fiel mein Auge auf einen Schrank. Er mochte schon lange an seinem Platz gestanden haben und war so ungeschickt aufgestellt, daß er die äußerste Ecke einer langen Aktenrepositorie verdeckte. Nachdem ich ihn mit einiger Anstrengung weggerückt hatte, wurden vier bis fünf Fächer frei, die mit einer dicken Staubschicht bedeckt und anscheinend leer waren. Freilich nur anscheinend, denn als ich hineingriff, fühlte ich unter meinen Fingern ein ganz dünnes Aktenfascikel, welches gerade infolge seines geringen Umfangs vollständig unter dem Staub vergraben war.

Ich zog es an das Licht der Lampe und überzeugte mich sofort, daß das verblaßte Aktenzeichen mit demjenigen übereinstimmte, welches auf den Stiel des Hammers geklebt war.

Ich will gerne gestehen, Herr Kollege, daß mich ungeachtet dieses günstigen Erfolges ein Gefühl der Enttäuschung beschlich.

Wir besitzen gewiß in jüngeren Jahren eine lebhaftere Phantasie, als in reifem Alter, und die meinige hatte bereits einen höchst verwickelten Fall aufgebaut; was aber konnte Wichtiges auf den wenigen Blättern stehen, welche dieses erbärmlich dünne Aktenheft einschloß?

Dennoch setzte ich mich mit einer gewissen Spannung auf meinem Richterstuhle zurecht und betrachtete zunächst den Kartondeckel.

Der Vordruck lautete wie gewöhnlich: „Kriminalakten, betreffend die Untersuchung gegen . . ., wegen . . .“ Aber sowohl die Bezeichnung der Person wie der Sache fehlte, und der leere Raum war in beiden Fällen mit

einem gewaltigen Fragezeichen ausgefüllt. — Wir kennen Akten gegen „Unbekannt“ wegen eines festgestellten Verbrechens, und Untersuchungen gegen bekannte Personen, bei denen andererseits das Vergehen noch nicht feststeht; ein doppeltes Fragezeichen aber ist mir nicht wieder unter die Augen gekommen.

Ich schlug das Fascikel auf; es begann mit einer Registratur, die von der Hand des alten Kreisgerichtsraths selbst niedergeschrieben war. Fast Wort für Wort steht sie in meinem Gedächtniß, unheimlich in ihrer Kürze.

Da stand geschrieben:

„Registrirt am 10. Dezember 1812.

In der verfloßenenen Nacht wurde ich, der Endesunterzeichnete, zwischen zwölf und ein Uhr durch ein heftiges Klirren aus dem Schlafe aufgeschreckt. Da in jetzigen unruhigen Tagen und bei der Menge des durchziehenden Gesindels Einbrüche nicht zu den Seltenheiten gehören, und in dem Deposito hiesigen Gerichts zur Zeit nicht unerhebliche Geldsummen aufgehoben werden, begab ich mich in das unter meinem Schlafzimmer belegene Amtsklokal, woher das verdächtige Geräusch zu kommen schien. Unter Zuziehung des Amtsdieners wurden die sämtlichen Diensträume einer sorgfältigen Durchsuchung unterzogen, und es fanden sich folgende Indizien eines beabsichtigten Einbruchs, nämlich:

a) Die oberste Eckscheibe des mittleren Fensters im Dienstzimmer No. 2 war zertrümmert.

b) In der Mitte des Zimmers lag auf dem Fußboden ein etwas ungewöhnlich geformter gedrungener Hammer.

c) An besagtem Hammer befanden sich verdächtige Spuren, welche sehr wohl von Blut herrühren können.

Vermuthlich hat sich der Einbrecher bei dem Zertrümmern der Scheibe die Hand verletzt, darauf das Werkzeug fallen lassen und sodann, durch das Klirren der Scheibe verschreckt, die Flucht ergriffen.

Fußspuren oder sonstige verdächtige Werkzeuge haben sich nicht vorgefunden.

So nachrichtlich.

Hennig, Kreisrichter."

Neben diesem kriminalistischen Meisterstück war der Beschluß aufgetragen: „Der Hammer ist zu afferviren; es sind Nachforschungen anzustellen, und die Akten nach vier Wochen wieder vorzulegen.“

Worin die angeordneten Nachforschungen bestanden haben mögen, wenn sie überhaupt stattgefunden haben, das ist ein Geheimniß geblieben und wird es bleiben. Die Akten enthielten nichts weiter als eine „gehorsamste Vorlageregistratur“ des Aktuars und die Verfügung „Nach sechs Monaten.“ Dann abermals derselbe Vermerk und derselbe Beschluß. So ging es etwa fünf Jahre lang fort. Natürlich hatte dieser bureaukratische Mechanismus lediglich den Zweck, dem einmal angelegten Aktenstück eine Scheineexistenz zu verleihen, man wußte eben nichts mit der Sache anzufangen und begnügte sich mit der inhaltslosen Formel. Endlich war man der Sache müde geworden. Zuletzt hatte der neueingetretene Aktuar Jost die Akten vorgelegt, es war darauf verfügt worden „Nach Jahresfrist,“ aber aus dem Jahre war ein Vierteljahrhundert geworden.

Nun, lieber Kollege, Sie theilen wohl mit mir die Ansicht, daß jene Niederschrift meines Herrn Vorgängers nebst den darin ausgesprochenen Vermuthungen zu den erheblichsten Bedenken Anlaß geben muß.

Der für einen Kriminalisten fast unverzeihliche Fehler, einer vorgefaßten Meinung die Thatfachen anpassen zu wollen, anstatt aus den Thatfachen einen Schluß zu ziehen, tritt hier in unverhüllter Form zu Tage und führt zu den sonderbarsten Auswüchsen menschlichen Denkens.

Der Herr Kreisrichter spricht zunächst die für jenen un-



ruhigen Winter gewiß zutreffende Thatsache aus, daß sehr häufig eingebrochen werde, folglich hat man auch gegen das Gericht einen Einbruch geplant. Diese Folgerung mag zur Noth gelten, obgleich die Erfahrung lehrt, daß Verbrecher den Ort, wo ihre Verbrechen Sühne finden, mit einer instinktiven Scheu vermeiden. Aber wie denn ist der Einbruch verſucht worden?

Zunächst zertrümmert der Verbrecher eine Fensterscheibe mittelst eines Hammers. Das klingt schon so unwahrscheinlich, daß man bereits dieser Vermuthung gegenüber stutzig zu werden beginnt. Unsere Herren Verbrecher hatten bereits am Anfang dieses Jahrhunderts, und wahrscheinlich schon viel früher, eine ganz bestimmte Praxis, sie klebten ein Pechpflaster auf die Scheibe, oder beschmierten dieselbe mit Lehm; alsdann erfolgte das Eindringen vollständig geräuschlos, denn das Klingeln niederfallender Glasscherben wurde durch den Ueberzug erstickt.

Weiter geschah das Eindringen der Scheibe lediglich deshalb, weil auf andere Weise der im Innern befindliche Riegel nicht aufgewirbelt werden konnte; nach der Niederschrift des Kreisrichters ist aber die oberste Gäßcheibe des Fensters zertrümmert worden, und gerade diese ist von dem Riegel soweit entfernt, daß der beabsichtigte Zweck überhaupt nicht, oder nur mit erheblicher Schwierigkeit erreicht werden konnte. Warum der Spitzbube eine solche Thorheit begangen haben sollte, vermag ich mir schlechterdings nicht zu erklären.

Wir kommen nunmehr zu jener geheimnißvollen Anmerkung, daß an dem Hammer Spuren bemerkt worden sind, die sehr wohl von Blut herrühren konnten. Wenn diese zweifelhaft — und fahrlässiger Weise zweifelhaft gelassene Thatsache wirklich auf Wahrheit beruht, dann ist ihre Erklärung geradezu absurd. Der Einbrecher soll sich nämlich die Hand an der Scheibe verletzt haben. Das er-

scheint zunächst unwahrscheinlich, weil er eben den Hammer und nicht die nackte Faust benutzt haben soll, ist es aber dennoch geschehen, dann könnte doch höchstens der Griff des Hammers, nicht aber dieser selbst befleckt worden sein.

Und nun bitte ich schließlich zu erwägen, an welchem Orte das Instrument gefunden wurde. Wenn der Einbrecher es wirklich, vielleicht infolge der Verletzung fallen ließ, dann würde es auf dem Fensterbrett, oder unmittelbar vor letzterem gelegen haben, nicht aber, wie die Niederschrift feststellt, in der Mitte des Zimmers.

Vollends gekrönt wird die unsinnige Deduktion schließlich durch die ausgesprochene Vermuthung, daß der Einbrecher sich durch das Klirren der Scheibe habe verschrecken lassen; wenn er in plumper Weise das Glas mittelst eines Hammers zertrümmerte, dann mußte er diesen Erfolg voraussehen, und wird sich schwerlich durch denselben in seinem ferneren Handeln haben beeinflussen lassen.

Alle diese Erwägungen gingen mir durch den Kopf, während ich das alte verstaubte Aktensstück vor mir liegen hatte, und dann nahm ich den Hammer zur Hand, um ihn noch einmal bei dem Licht der Lampe aufmerksam zu betrachten.

Von jenen geheimnißvollen Spuren, die mein Nachdenken am meisten herausforderten, war natürlich nichts mehr zu entdecken; die Zeit hatte das Eisen gleichmäßig mit einer Rostschicht überzogen, dieser Zeuge vermochte nicht mehr zu reden, aber dennoch lief mir ein seltsamer Schauer bis in die Fingerspitzen, ähnlich jenem Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir vor der Lösung eines dunkeln Räthfels stehen und den letzten Vorhang nicht aufzuheben wagen.

Es ist Ihnen sicherlich schon begegnet, Herr Kollege, daß Sie plötzlich aus irgend einem grübelnden Gedanken aufgeschreckt wurden, ohne im Stande zu sein, die Ursache

der Störung sofort zu ergründen. Und wenn Sie dann nachforschten, so ergab sich, daß nicht ein neuer Zustand eingetreten war, sondern daß etwas aufgehört hatte zu sein. Meinetswegen das Ticken einer Uhr oder das Rauschen eines Wehrrs. So erging es mir auch an seinem Abend. Ich hatte plötzlich die Empfindung, daß man mich beobachte, und fast in demselben Moment fiel es mir ein, daß die gewohnten Hammerschläge von drüben schwiegen. Ob sie vorher erklungen waren, vermochte ich nicht zu sagen, denn die Gewöhnung war schon zu weit vorgeschritten, indessen machte ich eine plötzliche Wendung und trat an's Fenster.

Die Thür der Schmiede war weit geöffnet, und in der Esse brannte das Feuer. Hans Madhen stand unthätig hinter dem Ambos und stützte beide Hände auf den Hammer. Sein Gesicht war dem Ausgang zugewendet und nicht von der rothen Lohe beleuchtet, so daß ich den Ausdruck seiner Züge nicht zu erkennen vermochte, aber es erschien mir unzweifelhaft, daß seine Augen auf den unverhüllten Fenstern des Gerichts ruhten, hinter denen zur ungewöhnlichen Stunde ein Licht sichtbar war.

Und vermuthlich sah er jede Bewegung meiner Gestalt ganz deutlich. Die Entfernung war ja nicht groß, und es ist sicherlich kein Zufall gewesen, daß Madhen sich in demselben Augenblick, wo ich meinen Kopf an die Scheiben drückte, seiner Arbeit wieder zuwandte, so daß jener Zustand lauernder Beobachtung gleichsam wie ein Blitz an meinen Augen vorüberglitt.

Ich konnte mich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren; man beobachtete mich bei meinem Thun und Treiben, und suchte diese Thatsache zu verschleiern! Möglicherweise konnte diesem Gebahren eine harmlose, wenn auch lästige Neugier zu Grunde liegen, wahrscheinlicher aber erschien es mir, daß sich zwischen den beiden,

früher zusammengehörigen Gebäuden unsichtbare Fäden spannen, deren Ausgang oder Ende vielleicht in jenem verstaubten seltsamen Altentstück gesucht werden mußte. --

Am einem der nächsten Tage kam das Ansuchen der Kreisverwaltung zur Erledigung. Ich hatte bei Sladeck anfragen lassen, ob die alte Maruschka behufs einer Vernehmung auf dem Gericht erscheinen könne, und eine bejahende Antwort erhalten. Der Wirth kam dann auch selbst zur Terminstunde mit der Muhme angezogen und sagte, um seine Gegenwart zu entschuldigen: „Wissen Sie, Herr Kreisrichter, die Maruschka ist ja noch leidlich auf den Beinen, sie läuft den ganzen Tag in Haus und Hof herum. Aber weiter hinaus ist sie seit vielen vielen Jahren nicht mehr gekommen, und vor dem Gericht hat sie eine ganz absonderliche Scheu.“

„Das geht andern Leuten auch so, Herr Sladeck.“

„Na ja, es ist aber doch anders. Da unten am Fußwege, wissen Sie, wo der alte Hollunderbusch steht und die Steinbank, da wollte die Maruschka absolut nicht weiter. Man wolle sie todt schlagen, sagte sie. Du lieber Gott, Herr Kreisrichter, in dem alten Kopfe mag es wunderbarlich genug aussehen!“

„Wie alt ist sie denn eigentlich?“

„Achtzig Jahre.“

„Und sie ist immer so gewesen?“ forschte ich weiter, und machte eine Bewegung nach der Stirn.

„Simpel und wunderbarlich immer, Herr Kreisrichter. Aber was man so richtig verrückt nennt, das wurde sie erst mit ungefähr fünfzig Jahren. Sie machte damals noch Gänge als Botenfrau, aber da hat sie sich 'mal so um die Winterzeit bei einer Nachttour verkühlt und ein schweres Nervenfieber gekriegt. Das konnte ihr schwacher Kopf nicht vertragen, und seitdem ist auch das Gedächtniß hin!“

Ich warf einen mitleidigen Blick auf die alte, unglückliche Frau. Sie saß ganz still auf einem Stuhl mitten im Zimmer und starrte theilnahmslos vor sich hin. Was gesprochen wurde, schien sie nicht zu hören, oder wenigstens nicht darauf zu achten. Nur zuweilen flogen ihre Augen mit einem blöden, scheuen Ausdruck nach dem Fenster.

Der ebenfalls vorgeladene Kreisphysikus war noch nicht erschienen, und ich zeigte inzwischen dem Wirth das anonyme Schreiben, welches die Kreisverwaltung erhalten hatte.

„Das ist wunderbar,“ sagte der Mann kopfschüttelnd. „Ich müßte doch am besten wissen, wenn die Maruschka gefährlich wäre, und ich würde dann selbst auf ihre Unterbringung in einer Anstalt dringen, denn eine Last ist sie ja gewiß. Nein, Herr Kreisrichter, die ist so harmlos wie ein Kind. Wunderliches Zeug schwagt sie wohl bisweilen, aber kein Mensch kümmert sich darum, oder hört auch nur darauf hin. Und sie hat ja nicht lange mehr zu leben!“

In diesem Augenblick trat der Kreisphysikus ein. Er wußte schon, um was es sich handelte, und brummte allerlei respektwidriges Zeug von bürokratischem Unsinn und dergleichen.

„Legen Sie los mit Ihrem Verhör, Herr Kreisrichter,“ sagte er ungeduldig, „meine Meinung steht doch fest: die Alte ist verrückt und bleibt verrückt, aber beißen thut sie keinen Menschen.“

Ich begann die übliche Vernehmung. Dieselbe sollte nach der Bestimmung des Gesetzes den Geisteszustand der zu entmündigenden Person feststellen, und erschien für den vorliegenden Fall ziemlich überflüssig.

„Können Sie mir Ihren Namen nennen?“

„Ich nenne keinen Namen,“ sagte die Alte, „ich fürchte mich!“

„Vor was fürchten Sie sich?“

„Man wird mich todt schlagen!“

„Da haben wir es,“ warf der Kreisphysikus ein; „lauter Wahniideen.“

„Wissen Sie, Maruschka, wo Sie sich befinden?“ fuhr ich fort.

„Ich kenne das Haus, es ist das Gericht. Und da vorne sind die Fenster.“

Das war unzweifelhaft richtig, aber Keiner von den Anwesenden verstand den Zusammenhang des zweiten Satzes mit dem ersten. Es war ja auch eine geistesranke Person, die so redete.

„Können Sie mir sagen, was man von Ihnen will, Maruschka?“

Es war vielleicht eine von der Verlegenheit hervorgerufene und wenig geschickte Frage, aber die Antwort lautete doch seltsam und unerwartet.

„Man will etwas von mir wissen,“ entgegnete die Alte sich umblickend, „und ich weiß auch etwas, aber ich sage es nicht.“

„Sie dürfen es ruhig sagen, Maruschka.“

„Nein, nein, sonst werde ich todtgeschlagen.“

Da tauchte abermals jene seltsame Idee auf, doppelt seltsam in ihrer beharrlichen Wiederholung. Es war wohl kaum denkbar, daß in diesem Augenblick nur ein irrer Wahn durch den zertrümmerten Geist der Alten flog, sie mußte irgend eine dunkle, verworrene Erinnerung aufgefunden und an einen bestimmten äußerlichen Vorgang geknüpft haben.

Wenigstens sagte Sladec kopfschüttelnd: „Ich weiß gar nicht, was die Muhme nur hat. Solche Sachen redet sie sonst niemals, und sie schwätzt doch wahrlich genug dummes Zeug durcheinander.“

Die Augen der Alten irrten indessen unruhig durch das Zimmer und blieben endlich an einem der Fenster hängen.

„Da ist er,“ sagte sie plötzlich, den Finger hebend.

„Wer soll da sein, Maruschka?“

„Na, sahen Sie es denn nicht? Da, da!“

Meine Blicke folgten dem Finger; es war nichts Auffälliges an dem Fenster zu bemerken, höchstens eine kleine Unordnung. Durch eine der Scheiben lief nämlich ein Riß.

„Meinen Sie die gesprungene Scheibe, Maruschka?“

„Nun natürlich, die ist noch immer nicht gemacht.“

Dann senkte sie den Kopf, dachte einen Augenblick nach und setzte leise hinzu: „Es hat geklirrt; sie kann es wohl nicht sein. Aber es liegt doch auf dem Amte.“

Eine weitere Aeußerung war aus der Irrsinnigen nicht herauszubringen. Sie kauerte sich zusammen und schien nach der augenblicklichen Erregung in einen Zustand der Erschöpfung zu verfallen.

Gladeck erhielt daher die Erlaubniß, sich mit ihr zu entfernen, und der Bezirksphysikus gab sein Gutachten ab.

„Ein marasmusartiger Zustand,“ sagte er. „Hie und da auch Spuren von Verfolgungswahn, aber keine Neigung zu tobüchtigen Exaltationen. Die Kranke ist unheilbar, aber unschädlich, einer Unterbringung in die Irrenanstalt bedarf es nicht, sie geht ja so wie so ihrer Auflösung entgegen. — N' Morgen, Herr Kreisrichter!“

An der Thür hielt ich den Götigen noch einen Augenblick zurück.

„Sie sprachen von Marasmus, Herr Doktor. Vernechtet diese Form der Geisteskrankheit vollständig das Erinnerungsvermögen?“

„Im Großen und Ganzen ja. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß hie und da einzelne hervorragende Momente der Vergangenheit blitzartig beleuchtet werden, wenn man einmal zufällig oder absichtlich sinnlich wahrnehmbare Merkmale derselben in gleicher oder ähnlicher Form dem

Kranken nahe bringt. — Was wollen Sie übrigens mit der Frage?"

„Nichts Besonderes. Ich danke, Herr Doktor.“

Die Thür schloß sich hinter dem Arzte, und ich war allein.

Ich schrieb einen Bericht über die stattgehabte Verhandlung, aber während meine Feder die Sätze zusammensetzte, fügte mein Geist die Ringe einer anderen Gedankenkette ineinander.

Und mit dem letzten Worte des Berichts war sie fertig und abgeschlossen. Nach der Mittheilung des Arztes unterlag es für mich keinen Zweifel, daß die Person der geisteskranken Maruschka in irgend einem Zusammenhang mit jenem geheimnißvollen Ereignisse stand, welches vor nunmehr dreißig Jahren geschehen und durch einen Zufall wieder aus dem Staub der Vergangenheit zu einem schattenhaften Dasein erweckt worden war.

Die sinnlich wahrnehmbaren Merkmale, von denen der Kreisphysikus gesprochen hatte, ließen sich deutlich genug feststellen; es war eben der Anblick des Gerichts, an den sich eine besondere Erinnerung knüpfte, und zwar nach dem Gebahren der Kranken zu urtheilen, eine unheimliche, vielleicht entsetzliche Erinnerung. Und wiederum hatte auf dem Gerichte selbst der Anblick einer gesprungenen Fensterscheibe auf jenes zertrümmerte Fenster hingelenkt, dessen in den Akten Erwähnung geschah.

„Es hat geklirrt —“

Das Unterscheidungsvermögen des gestörten Geistes war unter Umständen noch scharf genug; die Erwägung, daß nicht eine gesprungene, sondern nur eine zerbrochene Fensterscheibe im Zusammenfallen zu klirren vermag, beruhte auf einer vollkommen logischen Denkart, und legte ein Zeugniß ab für die lebhaft erregte Erinnerung der Alten.

Sie wußte noch mehr, aber sie wollte aus Furcht nichts sagen.



„Denn man schlägt mich todt —“

Es war demnach irgendwo und irgendwann eine Drohung ausgesprochen worden, vielleicht eine so heftige Drohung, daß sie im Zusammenhang mit gewissen Ereignissen den ohnehin schwachen Geist vollständig zu zerrütten im Stande gewesen war.

Und das stimmte mit der beiläufigen Bemerkung Sladec's, wonach der jetzige Zustand seiner Ruhme vor ungefähr dreißig Jahren eingetreten sein sollte.

Ich hatte ein Ereigniß, dessen Fäden so geheimnißvoll verlaufen, daß die wenigen bekannten Thatsachen desselben in ihrer Geringsfügigkeit nur den Anfang oder das Ende bilden konnten, während der unbekannt Kern in der Mitte lag; ich hatte eine Person gefunden, welche offenbar nicht handelnd, sondern leidend diesem Ereigniß nahe gestanden, aber mein Nachdenken führte mich noch weiter.

Die Worte der alten Maruschka: „Es liegt auf dem Amte“ waren heute nicht zum ersten Male gesprochen worden; ich hatte genau denselben unbestimmten, umschreibenden Ausdruck an jenem ersten Abend vernommen, als wir uns in der Schänke von Hans Madhen und seinem Raben unterhielten. Die harmlose Deutung des Aktuars reichte jetzt nicht mehr aus; dieses gespenstige „es“ bedeutete etwas ganz Anderes, es stand offenbar im Zusammenhang mit jener schreckhaft auftauchenden Erinnerung der Irnsinnigen und knüpfte sich an die geheimnißvolle Person des Schmieds.

Und nun wußte ich auch, daß der aufgefundenene Hammer in seiner seltsamen Form ein Werkzeug war, welches die Schmiede zu gewissen Verrichtungen zu benutzen pflegen, und das auch von dem Raben offenbar als früheres Eigenthum seines Herrn eben wegen dieser Gestalt erkannt sein mußte. —

Wahrlich ein seltsames Ding, Herr Kollege. Ich wußte nichts von einer bestimmten That, sondern ich

konnte sie nur ahnen, und wenn sie geschehen war, so lebten heute nach dreißig Jahren nur zwei Wesen, deren Aussage vor Gericht, wenn man von einer Aussage reden kann, kein Gewicht besaß — ein irr sinniger Mensch, und ein kluges Thier.

Sie näherten sich wohl beide auf dieser Stufe, der Mensch neigte sich zum Thier hinab, und das Thier hob sich zum Menschen empor, aber auch das Zusammenwirken beider vermochte nicht den Schleier zu lüften.

Sie meinen, Herr Kollege, daß ein Schleier nach dreißig Jahren nicht mehr gelüftet werden soll, und ich vermag Ihnen nicht Unrecht zu geben. Einmal verjährt Alles auf Erden, selbst das Gesetz will es.

Und heute, wo ich alt geworden bin und mit einem Fuß im Grabe den sittlichen Gedanken der Verjährung allen Unrechts besser zu fassen vermag, heute erfüllt es mich mit Genugthuung, daß nicht meine Hand die letzte Hülle von jenem dunkeln Geheimniß hinwegzog, aber damals war ich jung und eifrig, und wenn ich auch nicht als Richter forschte, so that ich es doch als Mensch.“

---

Um das einsame Landhaus des Erzählers fuhr ein Windstoß, über den Büschen des Gartens vernahmen wir abermals das Krächzen der Raben, und ihren Flügelschlag im Geäst der Ulmen.

Der Kreisgerichtsrath Wellborn lauschte hinaus und nickte mit dem alten weißen Kopfe.

„So war es auch damals, lieber Kollege, an jenem Abend und in jener Nacht, von der ich jetzt berichten will.

Es war so gegen Weihnachten, jedenfalls nach dem 10. Dezember, das weiß ich ganz genau. Sie wundern sich vielleicht, warum ich dieses Datum besonders erwähne, aber das hat seine guten Gründe. Er war also nach dem 10. Dezember 1842. Aber auch nicht viel weiter.

Die Dunkelheit kommt ja in jenen Tagen sehr frühe, und es mochte noch nicht fünf Uhr sein. Auf dem Amte ging die Arbeit so sachte vorwärts, und ich selbst befand mich oben in meiner Stube.

Das Leben, welches ich führte, war ja recht einsam, aber man konnte dabei wenigstens Studien machen, und ich beschäftigte mich in jener Zeit viel mit Geschichte. Insbesondere mit den Befreiungskriegen und dem russischen Feldzug von 1812. Gerade meine Gegend hatte ganz besonders unter den flüchtenden französischen Horden zu leiden gehabt, auch Napoleon war auf seinem Schlitten durch das Städtchen gejagt.

Während ich so mit dem Buche in der Hand neben der Lampe saß, wurden meine Gedanken durch ein Geräusch abgelenkt.

Dasselbe kam von draußen, und als ich an das Fenster trat, sah ich, daß bei der Schmiede ein beladener Wagen vorgefahren war. Der Fuhrmann klatschte mit der Peitsche, und bald darauf trat Hans Madhen mit einer brennenden Laterne unter die Thür. Nun bemerkte ich auch, daß sich Steinkohlen auf dem Wagen befanden.

Mortag hatte mir Tags zuvor gemeldet, daß unser Vorrath an Brennmaterialien zu Ende gehe, und ich beschloß deshalb, bei dem Lieferanten meines Nachbars einige Fuhren zu bestellen; die Gelegenheit war ja gerade günstig. Natürlich hätte der Diener das ebensogut besorgen können, aber — nun ja, ich will ehrlich sein — ich suchte nach einem Vorwand, um die Schmiede wieder einmal betreten zu können, und der eine Grund war eben so gut wie der andere. Bei dem Verlassen des Zimmers kam mir noch ein plötzlicher Gedanke. Ich ging durch mein Bureau, steckte den dort liegenden Hammer in die Tasche meines Ueberziehers und schritt dann hinüber nach der Schmiede.

Hans Madhen lehnte mit gekreuzten Armen am Ambos; hinter ihm war eine Thür geöffnet, und ich sah, daß von derselben mehrere Stufen in einen gewölbten Keller hinabführten. Von unten leuchtete aus der tiefen Dunkelheit das Licht einer Laterne herauf, und bei ihrem Schein staute der Händler die Kohlen weg, welche sein Knecht in Körben herzutrug. Die Arbeit schien ziemlich umständlich zu sein und würde eine schnellere Erledigung gefunden haben, wenn Madhen selbst Hand angelegt hätte. Aber der Mann regte sich nicht und blickte nicht einmal hinter sich.

„Sie wünschen, Herr Kreisrichter?“ frug er in seiner kurzen, finsternen Weise.

„Ich möchte den Kohlenhändler sprechen, Herr Madhen.“

„Der ist unten.“

Ich stieg die Stufen hinab und blickte mich um. Der Keller war geräumig und bis auf einen großen in der Ecke liegenden Kohlenhaufen vollständig leer. Neben dem letzteren stand der Händler und schüttete einen neuen Haufen auf. Unser Geschäft war mit wenigen Worten erledigt; der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte: „Ich habe jezt gerade viel zu thun, Herr Kreisrichter, aber ich will sehen, was sich machen läßt.“ Dann warf er einen Blick auf die noch vorhandenen Kohlen und rief nach oben:

„Sie hätten auch nicht nöthig gehabt, Madhen, die Sache so eilig zu machen; hier liegt ja noch eine ganze Fuhre in der Ecke.“

„Laugen nichts,“ gab der Schmied mit rauher Stimme zurük.

„Unfinn, Mann!“

Der Händler bog sich nieder und sah kopfschüttelnd wieder empor. „Die müssen ja schon eine halbe Ewigkeit hier liegen, sie sind ganz verstaubt! Das ist wohl so 'ne

kleine Sparbüchse für Zeiten der Noth — oder haben Sie Ihr Geld darunter versteckt?"

Ich weiß nicht, warum es mich bei diesem platten Scherz sonderbar überlief. Ich wandte mich ab und stieg die feuchten Stufen wieder hinauf. Hans Madhen stand noch immer regungslos an derselben Stelle, aber sein Gesicht war todtenbleich. Vielleicht machte es auch nur diesen Eindruck bei dem matten unsicheren Schein der Unschlittkerze, die auf der kalten Feueresse stand. Neben dem trübe brennenden Licht saß der Kabe, unbeweglich wie immer, und hielt die glänzenden Augen fest auf seinen Herrn gerichtet.

• Fast wie ein Wächter — wollte es mich bedünken.

Ich ging auf Madhen zu und stellte mich so vor ihn, daß der Lichtschein zwischen uns auf den Ambos fiel, faßte sodann in die Tasche und sagte: „Herr Madhen, Sie könnten mir eigentlich einen Gefallen erweisen; Sie mögen, wie es scheint, nicht für mich oder das Gericht arbeiten, aber es ist nur eine Kleinigkeit, und es soll auch nicht umsonst sein. Ich bin zufällig in den Besitz eines alten Hammers gekommen — er muß lange, lange Jahre unbenutzt auf dem Amte gelegen haben, und ist mit recht häßlichen Flecken bedeckt. Kost natürlich, Herr Madhen, Sie wissen ja am besten, daß nur die Arbeit ein Werkzeug blank hält. Möchten Sie wohl die Güte haben, die Flecken ein wenig abzuschleifen, das alte Ding ist sonst noch brauchbar und handlich.“

Es waren viele Worte um eine Kleinigkeit, und Hans Madhen schien das auch wohl zu fühlen; er betrachtete mich von unten auf mit mißtrauisch blinzelnden Augen, und fast wollte es mich bedünken, als gehe ein leises verhaltenes Bittern durch seine feste Gestalt.

Bei den letzten Worten zog ich den Hammer plötzlich aus der Tasche und legte ihn auf den Ambos.

Bei dem Anblick des alten Werkzeugs schrak der Schmied sichtlich zusammen und kreuzte, einen Schritt zurücktretend, beide Hände auf dem Rücken, als ob er sich vor einer Berührung fürchte.

„Das — das ist er, Herr Kreisrichter?“

„Ich sollte es denken, Herr Madhen.“

„Aber ich sehe keine Rostflecken.“

„Wirklich nicht, Herr Madhen? Nehmen Sie ihn doch nur in die Hand, er ist mit Flecken ja förmlich bespritzt — ich wollte sagen, bedeckt.“

Madhen antwortete nicht.

„Seine Gestalt ist etwas auffallend,“ fuhr ich fort. „Aber er liegt gut in der Hand, man kann damit einen tüchtigen Schlag auf den Kopf — eines Nagels führen.“

Ich ergriff bei diesen rasch gesprochenen Worten den Hammer und that einen kräftigen Lusthieb nach der Seite hin.

Und nun geschah etwas außerordentlich Seltsames.

In demselben Moment, wo das Werkzeug durch die Luft pffiff, polterte der einige Schritte von uns in der Ecke stehende Leuchter zu Boden, und während dichte Finsterniß uns umgab, hörten wir eine nicht ganz menschliche, aber doch menschenähnliche Stimme drei scharf accentuirte angstgepreßte Worte ausstoßen: „O mon dieu!“

Dann streifte etwas an uns vorüber, und Hans Madhen's Faust packte mit Riesenkraft meinen Arm.

„Was war das, Herr Kreisrichter!?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich, obwohl ich es recht gut wußte. Die Hand löste sich von meinem Arm, und dann fiel ein Lichtschein auf uns; der Kohlenhändler kam mit seiner Laterne aus dem Keller herauf. —

Einige Stunden später saß ich wieder auf meinem Zimmer und versuchte vergeblich zu arbeiten.

Die erlebte Scene stand in ihrer ganzen unheimlichen Lebendigkeit vor meiner Seele, und ich grübelte darüber nach.

Selbstverständlich nicht über das, was ich gesehen und gehört hatte, denn das konnte ich mir sehr leicht erklären. Offenbar hatte der Rabe den Hammer erblickt und dann genau dasselbe gethan, was ich schon einmal zu beobachten Gelegenheit gefunden hatte.

Er hatte, mit den Flügeln schlagend, die Kerze umgestürzt, sodann jene seltsamen Worte ausgestoßen und endlich, an uns vorbeistreifend, das Freie gewonnen.

An dieser Reihenfolge der Begebenheiten war gar nicht zu zweifeln, ebensowenig aber daran —

Ich horchte plötzlich nach unten; das war die Stimme des alten Mortag, und dann kam ein schwerer Schritt langsam und tastend die Treppe herauf.

Es waren nicht die Schritte meines Amtsdieners, sie zögerten zu sehr und sie suchten zu sehr. Einmal machten sie Halt und gingen zurück, dann kamen sie wieder herauf bis vor meine Thür.

Und dann klopfte es.

Es war Hans Madhen.

Die wirren Haare hingen ihm feucht in die Stirn, er hatte offenbar die wenigen Schritte barhäuptig durch Sturm und Regen gemacht.

In der Hand hielt er den Hammer, und legte das Werkzeug vor mich auf den Tisch; dann saßte er sich an die Stirn und sagte langsam: „Ich bringe ihn wieder, Herr Kreisrichter; die Flecken gehen nicht weg.“

„Das glaube ich selbst, Madhen; aber Sie haben auch gar nicht den Versuch gemacht.“

„Nein, Herr Kreisrichter, ich habe es nicht versucht. Darf ich mich setzen?“

„Da steht ein Stuhl, Madhen; Sie wollen mir ja doch etwas — erzählen? Nicht wahr?“

„Ja, Herr Kreisrichter. Oder nein; erst möchte ich eine Frage an Sie richten.“

„Wenn ich dieselbe beantworten kann —“

„Sie können es; es ist Ihr Amt. Aber Sie müssen auch die Wahrheit sagen.“

„Das verspreche ich Ihnen.“

Er stützte den Kopf mit der Hand. „In wieviel Jahren verjährt ein Verbrechen, Herr Kreisrichter?“

„Welches Verbrechen?“

„Ja so, das müssen Sie freilich auch wissen. Also — nun, Herr Kreisrichter, denken Sie sich das schwerste und schlimmste Verbrechen, das ein Mensch begehen kann; oder verjährt das überhaupt nicht?“

Ich muß gestehen, daß für einen Augenblick die Versuchung über mich kam, die letzte Vermuthung zu bestätigen; was würde Hans Madhen dann wohl gesagt und gethan haben?

Aber es wäre grausam gewesen und ein Spiel mit einer vielleicht tief umnachteten Menschenseele.

„Das schwerste Verbrechen, welches der Mensch kennt, ist ein Mord,“ sagte ich langsam; „und dieses verjährt in dreißig Jahren.“

Sie wissen, Herr Kollege, daß es damals anders war, als heute.

Hans Madhen athmete etwas auf. „Also wirklich in dreißig Jahren, Herr Kreisrichter — von Tag zu Tag gerechnet, und nicht etwa vom Ende des Jahres ab?“

„Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen das Gesetz zeigen.“

„Nein, nein, ich glaube Ihnen. Eigentlich habe ich es ja schon gewußt, das heißt, so ganz sicher doch nicht, man fragt ja ungern nach solchen Sachen.“

Er schwieg abermals eine Zeitlang und starrte vor sich hin. Zwischen uns knisterte und sumimte leise die Lampe, sonst hörte man keinen Laut.

Dann nahm er wieder das Wort.

„Ich könnte die Sache ja bei mir behalten, aber das



heute Abend war zu gräulich. Natürlich, es ist die verfluchte Bestie gewesen, denn die Todten stehen nicht mehr auf, aber seitdem ich weiß, daß das Vieh nicht nur Augen hat, mit denen es mich Tag und Nacht ansieht, sondern auch eine Sprache, wie die Todten sie reden, seitdem, Herr Kreisrichter, beginne ich mich zu fürchten wie ein altes Weib. Vielleicht wird es besser, wenn ich beichte. Anhaben können Sie mir doch nichts mehr. — Der Hammer da hat seine Geschichte, Herr Kreisrichter. Ich habe ihn anfassen müssen, um ihn wieder hinzutragen, wo er hingehört, aber er lag mir schwerer in der Hand, als einer meiner Fünfundzwanzigpfünder drüben. Das verjährt nicht. Ich bin hier anno 12 zugezogen, Herr, direkt aus Jütland. Ich war damals ein junger fünfundzwanzigjähriger Kerl und hatte nichts, als meine beiden Arme. Na, Sie wissen, wie es geht. Verkehren thaten die Leute nicht mit mir, ich war ihnen fremd und mußte erst ihre Sprache lernen. Aber Zulauf hatte ich genug, denn meine Arbeit war gut, und das Ausländische zieht ja immer die Deutschen an. Ich hatte da drüben von der Regierung das alte Loch gemiethet, und meine Schmiede darin aufgeschlagen; ein paar Kammern waren auch vorhanden, wo ich wohnte. Das traf sich glücklich, Herr Kreisrichter, denn die Junjt hätte schon dafür gesorgt, daß ich nirgend wo anders Platz bekam, aber auf fiskalischem Grund konnten sie mir nichts anhaben. Da kam mir der Vater des jetzigen Gastwirthes Sladec in den Wurf. Er wollte hier eine Kneipe einrichten und trat mit der Regierung in Unterhandlung wegen Ankauf des alten Steinhausens. Dann hätte ich herausmühen und mein Brod verloren. Wir wollen doch Alle essen, Herr Kreisrichter, und die Geschichte ging mir nahe. Ich mußte den Kerl überbieten, aber ich war arm.

Es ging damals in den Russenwinter, Sie wissen ja,

Der Napoleon mußte flüchten, und die Franzosen kamen in Horden durchgezogen. Jammervolle Kerls, Herr Kreisrichter, und Deutschlands Feinde. Ich war kein Deutscher, und meinem Vaterlande hatten sie nichts gethan, aber in einer Nacht — da gab mir der Satan den Gedanken ein, daß ich in Deutschland mein Brod äße, und daß sie doch auch meine Feinde wären.

Der Satan ist es gewesen, Herr Kreisrichter, und die Börse mit den Louisdors. Da klopfte nämlich am Abend des 9. Dezember ein französischer Offizier an meine Schmiede. Sein Pferd war gestürzt, er mußte zu Fuß weiter und bat mich um einige Stunden Obdach. Die habe ich ihm denn auch gewährt, er lag drüben in meiner Kammer, und zu Essen gab ich ihm auch. Er war mein Gast geworden und während er unter meinem Dache schlief, stand ich am Ambos und schmiedete mit diesem Hammer da schlimme Gedanken zusammen. Denn ich hatte bei dem Franzmann eine Börse voll Gold gesehen.

Teufel, Herr Kreisrichter, wie die gelben Dinger vor meinen Augen funkelten, und während ich auf das Eisen schlug, sagte ich in einem fort: ‚Er ist mein Feind, und drüben in Rußland liegen sie zu Tausenden.‘

Mein einziger Gesellschafter, der Rabe, saß dabei und sah mich an. Ich habe das Vieh irgendwo gekauft — es war eine höllisch kluge Bestie.

Und dann um Mitternacht, Herr Kreisrichter — ich will's kurz machen, Sie wissen ja doch, wie es kam.

Der Offizier brach auf, und ich wollte ihm den Weg zeigen. Da drüben auf dem Fußpfad, zehn Schritte vom Gericht, schlug ich ihn zu Boden. Mit diesem Hammer, Herr Kreisrichter. Er griff nach dem Kopfe und schrie auf: ‚o mon Dieu!‘ und dann schlug ich noch 'mal, und dann war er stille. Als es geschehen war, überkam mich das Grausen, und ich schleuderte den Hammer wie toll

von mir. Er flog in der Richtung nach dem Amte zu, und ich hörte das Klirren eines Fensters. —

Zwei haben es doch gesehen, Herr — der Eine war mein Rabe, der fchlug mit den Flügeln und fchrie fast wie ein Mensch. Und dann hörte ich noch einen Schrei, und der Klang auch nur halb menschlich. Es war die verrückte Maruschka, die von einem ihrer nächtlichen Botengänge zurückkam, und wenige Schritte weiter unten auf der Bank ausruhte.

Ich hätte sie vielleicht auch todtgeschlagen sollen, Herr Kreisrichter, es wäre in eins gegangen. Aber man würde Nachfrage gehalten haben, während von dem Franzosen Keiner was wußte. Und sie hatte ja doch nicht ihre fünf Sinne beisammen, sie konnte mir keinen großen Schaden zufügen. So ging ich hin zu ihr und sagte: ‚Maruschka, wenn Du was redest, dann schlag ich Dich todt!‘ Sie konnte nimmer reden, die arme Kreatur, es hatte sie wohl mitten in's Herz getroffen, und seitdem ist sie noch verrückter geworden.

Den Franzosen habe ich dann noch in derselben Nacht auf dem Grunde des Kellers begraben und die Steinkohlen darüber geschüttet. Der Rabe aber hat dabei gefressen und hat mich angesehen — schier wie ein Mensch.

Die Schmiede kaufte ich dann, und mein Geschäft ging gut. Aber mit dem Schlafen in der Nacht war's aus. Da saß der Franzos an meinem Bett, und wenn's nicht der war, so war es der Rabe. Da fing ich an die Nacht durch zu arbeiten und versuchte Tags zu schlafen. Gut ging's kaum, aber doch besser, und bei der Arbeit sah ich den Franzosen nicht, der war ja todt. Aber den Raben, Herr, den Raben! Der saß dabei und sah mich an. Ich verschenkte ihn, er kam wieder zugeflogen; ich versuchte ihn zu vergiften, er gab das Zeug von sich und blieb leben — ich wollte ihn todtgeschlagen, aber er ließ sich nicht greifen.

Er saß da und sah mich an. Schließlich gab ich mich drein, der Mensch muß ja doch einen Genossen haben, und das Vieh war mein Genosß.

Alles Uebrige wissen Sie, Herr Kreisrichter. Als Sie kamen, und die Maruschka in der Schänke geschwaßt hatte, daß ich mich vor dem Raben fürchte — es kam mir zu Ohren — da fing meine Angst wieder an. Verjährt war's noch nicht, und Sie gingen so herum um mich. Deshalb schrieb ich auch einen Brief, daß die Maruschka in das Tollhaus sollte. Eines Abends sah ich Sie auch in den alten Akten wühlen, und der Aktuar hatte unten im Städtchen von einem alten aufgefundenen Hammer geschwaßt — das schwirrte Alles um mich herum wie Gespenster, Herr. Und nun heute das Letzte. Sie wußten um die Sache, das stand fest, und verjährt war's auch seit dem zehnten dieses Monats. Anhaben können Sie mir nichts, Herr Kreisrichter, und Ihnen wollt' ich es lieber sagen, als dem Geistlichen, der spricht dann gleich vom Jenseits, und davon mag ich nichts hören. Also schweigen Sie fein still, ich will sehen, wie ich so weiter lebe.“

Hans Madhen stand auf und wollte gehen; da legte ich die Hand auf seinen Arm. „Bestraft können Sie nicht werden, Madhen,“ sagte ich, „aber anzeigen muß ich es doch. Die Leiche muß ausgegraben werden, und —“

Der Schmied sah mich wild an. „Also doch? Na, graben Sie nur nach, Herr Kreisrichter, die paar Knochen werden mich nicht mehr geniren. — Gute Nacht.“

Gut war sie nicht für mich und nicht für Hans Madhen, denn am nächsten Morgen fand man ihn erhängt in seiner Schmiede. Der Rabe saß dabei und sah ihn an.

Wir haben dann ohne viel Aufhebens die Reste des Ermordeten ausgegraben, und auf dem Friedhof beigelegt. Der Mörder liegt nicht weit davon am Rande der Mauer.“

— — — — —

Es war spät geworden, und Wellborn stand auf mit den Worten: „Den Naken und den Hammer habe ich zur Erinnerung an dieses Nachtstück behalten, und seit jener Zeit ist in mir die Ueberzeugung befestigt, daß auch die Thiere wissen, was gut und böse ist. Bald werde auch ich heller sehen auf diesem dunklen Gebiet. Schlafen Sie wohl, Herr Kollege.“

---

# Gustav Adolph's erste Liebe.

Historische Erzählung

von

P. C. v. Areg.

(Nachdruck verboten.)

1.

Am Ritterhausplatze in Stockholm, der mit der Statue Gustav I. Wasa's geziert ist, liegt der Palaß der Grafen Brahe, ein stattliches, alterthümliches Gebäude. Aber das Geschlecht derer, die jenen Palaß erbauten und bewohnten, ist in der Mitte unseres Jahrhunderts mit dem Tode des Grafen Magnus Brahe ausgestorben, nachdem es seit 1561 unter den gräflichen Häusern Schwedens den ersten Platz eingenommen hatte. Gehörte doch zu den Gliedern dieses Geschlechtes Joachim Brahe, der Schwager Gustav Wasa's; der berühmteste der Familie aber war Pehr Brahe, der Jüngere, auch der große Pehr genannt. Derselbe begründete unter der Königin Christine den Wohlstand Finnlands, war ein Gönner von Künstlern und Gelehrten und starb im höchsten Ansehen im Jahre 1680. Seine Base war die schöne Ebba Brahe, nach dem Urtheile ihrer Zeitgenossen das schönste Mädchen Schwedens und die Heldin der hier erzählten Begebenheit.

\*

\*

\*

Am einem trüben und kalten Wintertage des Jahres 1612 saß in einem großen, prächtig ausgestatteten Gemache des

gräflich Brahe'schen Palastes am Ritterhausplaze zu Stockholm die Gräfin Erna Brahe am Frühstückstische. Sie war bereits Wittwe, aber nicht älter als fünfundvierzig Jahre und sehr wohl erhalten. Behaglich schlürfte die Dame ihre Chokolade, da ging die Thür auf, und in das Gemach trat ein junges, kaum sechzehnjähriges Mädchen von wahrhaft bezaubernder Anmuth und bestrickendem Liebreiz. Es war Ebba Brahe. Mit einem glücklichen Lächeln auf den holdseligen Zügen ging sie auf die Mutter zu, ergriff deren Hand und führte sie mit den Worten: „Guten Morgen, liebe Mutter!“ an ihre Lippen.

„Langschläferin!“ lautete die in gutmüthigem Tone gegebene Antwort, „das macht der erste Ball!“

„O Mutter, es war aber auch gar zu herrlich!“ entgegnete Ebba, indem sie sich am Tische niederließ und sich ebenfalls eine Tasse mit Chokolade zu füllen begann. „Sobald ich eingeschlafen war, hab' ich von all' den schönen Dingen geträumt, die mir auf diesem ersten Balle passirt sind.“

„Nun, so laß mich auch etwas davon wissen, Kind. Womit haben Dir denn Deine Tänzer das Köpfchen verdreht?“

„Nun, liebenswürdig und artig waren sie Alle, besonders aber —“

Ebba stockte, und als die Mutter, etwas verwundert darüber, aufblickte, wurde die Kleine dunkelroth.

„Nun, wer war denn so ganz besonders liebenswürdig?“ fragte Frau Erna lächelnd. „Vielleicht ein näherer Bekannter unseres Hauses?“

Ebba zögerte mit der Antwort noch eine kleine Weile, nahm sich dann rasch zusammen und entgegnete ausweichend: „Als alter Bekannter unseres Hauses nahm der General Graf de la Gardie den ersten Platz unter meinen Tänzern ein.“

Die Mutter nickte befriedigt. Das hatte sie gerade hören wollen. —

Nach dem Frühstück begaben sich Beide in ihr Ankleidezimmer, um zwei Stunden später in großer Toilette im Empfangsgemache des Palastes der Besuche zu harren. Man durfte erwarten, daß heute nach dem Balle der größere Theil der Tänzer Ebba's nicht unterlassen werde, persönlich sich nach dem Befinden der jungen Dame zu erkundigen.

Der Erste, den der Diener den Damen meldete, war der General de la Gardie. Ein kurzer Blick aus ihren Augen traf das Antlitz ihres Töchterchens, und sie sah, daß das Kind abermals tief erröthete. Dies galt ihr als ein günstiges Zeichen.

Gleich darauf trat der General ein und begrüßte die Damen. Den Eindruck, den der etwa im Anfange der dreißiger Jahre stehende Offizier hervorbrachte, war ein bestechender. Jakob Graf de la Gardie war ein Mann, der darauf Anspruch machen durfte, dem zarten Geschlecht zu gefallen. Und wie gewandt war sein Auftreten, wie feurig und beredt seine Sprache! Die Unterhaltung entwickelte sich bald ungemein lebhaft, und die Anwesenheit des Generals dehnte sich weit über die Zeit aus, welche ein Höflichkeitsbesuch nach der gesellschaftlichen Regel haben durfte, so daß die Absichten de la Gardie's wohl andere sein mochten, als eine Erkundigung danach, wie Ebba der Ball bekommen sei. Die Mutter benutzte deshalb die erste sich anbietende Gelegenheit, um durch Ebba's Entfernung ein Alleinsein zwischen sich und dem General herbeizuführen.

„Nehmen Sie meinen verbindlichen Dank, Frau Gräfin,“ sagte der General, nachdem Ebba kaum aus dem Gemache verschwunden war, „daß Sie auch meinem unausgesprochenen Wunsch, mit Ihnen allein sein zu



dürfen, mit so vieler Liebenswürdigkeit entgegengekommen sind. Ich bin Soldat, kein Phrasendrechsler, lassen Sie mich daher mit wenigen Worten und gerade heraus sagen, wovon mir das Herz voll ist: ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter, Frau Gräfin."

"Ein Heirathsantrag also, General!" erwiderte die Wittwe. "Ich kann nicht leugnen, es macht mir Freude, das zu hören. Doch haben Sie wohl in Berücksichtigung gezogen, daß Ebba erst vor wenig Wochen sechzehn Jahre alt geworden ist?"

"Wenn Jugend für's Heirathen ein Fehler sein sollte, Frau Gräfin," erwiderte de la Gardie, "was ich aber kaum annehmen kann, so ist doch dem mit Recht entgegen zu halten, daß sich dieser Fehler mit jedem Tage bessert. Ich kann also unmöglich glauben, daß damit eine Ablehnung meiner Bitte begründet werden soll."

"Wenn ich in diesem Punkte auch nachgeben wollte, General, so bleibt doch immerhin die Nothwendigkeit für mich, die Mutter, übrig, ein so junges Wesen vor einer Uebereilung zu bewahren, die nach Maßgabe ihrer Jahre nicht ausgeschlossen sein könnte und in der Zukunft statt Glück Harm bringen würde. So wenig ich Ihren Wünschen hinderlich sein will, General, so ist doch eine Bedingung von meiner Seite eine unwiderrufliche: Lassen Sie uns zu unserem Entschlusse Zeit."

"Ich bin kein jugendlicher Brausekopf mehr, Frau Gräfin," erwiderte der General mit verbindlichem Lächeln, "sondern ein besonnener Mann. Gerne will ich warten, bis Ebba's Herz selbst für mich spricht. Ich bin gewiß, daß das in Kürze geschehen wird. Das vorausgesetzt, Frau Gräfin, bitte ich Sie, betrachten Sie mich als den Verlobten Ihrer Tochter, den stillen Verlobten. Das mag eine geheimnißvolle Abmachung zwischen uns Beiden bleiben, bis es Zeit sein wird, davon zu reden."

Sie reichte ihm zustimmend die Hand. „Sei es, wie Sie wünschen, General. Die besten Segenswünsche des mütterlichen Herzens begleiten Sie und mein Kind in den Hafen einer glücklichen Ehe!“

---

Um die Zeit, in der unsere Geschichte spielt, saß auf Schwedens Königsthron ein Jüngling, der kaum die Kinderschuhe ausgezogen hatte, Gustav II. Adolph. Er war ein Sohn Karl's IX., der nach der Absetzung Siegmund's den schwedischen Thron bestiegen hatte, und der Prinzessin Christine von Holstein, ein Enkel Gustav Wasa's also. Am 9. Dezember 1594 geboren, wurde er im Jahre 1611, erst siebenzehn Jahre alt, durch die Mündigkeitserklärung der Stände zur Uebernahme der Regierung ermächtigt. Aber trotz seiner jungen Jahre war er an Geist und Körper bereits ein Mann, in dem alle Tugenden, welche die Geschichtsschreiber an Gustav Adolph in seinen späteren Jahren rühmen, bereits glänzend zu Tage traten.

Die Winterfestlichkeiten am Hofe von Stockholm wurden von jeher mit einem Balle eröffnet. Diesem ging der große „Cercle“ voraus, den die Majestäten, sobald sie in den Saal eingetreten waren, über die von ihnen Geladenen abhielten. Der junge König saß während desselben auf dem Thronsessel; um eine Stufe tiefer und zu seiner Linken war der Platz der Königin-Mutter. Es gingen nun vor den hohen Herrschaften die Großwürdenträger, die Generale, die Minister, die Hofchargen vorüber und diesen folgten nach dem Range geordnet alle die, welche der Ehre theilhaftig geworden waren, zu diesem Hoffeste eingeladen zu werden. Nachdem die Herren vorüber gezogen waren, kamen die Damen genau in derselben Reihenfolge daran. Jede machte den Majestäten ihre ehrfurchtsvolle Verbeugung und wurde durch eine huldvolle

Handbewegung, ein gütiges Neigen des Hauptes oder im günstigen Falle durch einige gnädige Worte ausgezeichnet. Als sich die Gräfin Brahe mit ihrer Tochter dem Thronseffel nahte, heftete sich das Auge des Königs wie bezaubert auf Ebba, und ein Gluthblick, vor dem sie erröthend die großen blauen Augen senkte, traf sie. Der König hatte sich ein wenig von seinem Thronseffel erhoben, als ob er im Begriff stände, völlig herab zu steigen, um der Schönheit, die ihm hier zum ersten Male in ihrer äußersten Vollendung begegnete, zu huldigen. Und wer weiß, was unter dem Zauberbanne so bestrickender Reize hätte geschehen können — aber gerade in dem Momente, als Ebba eben vorüber schwebte, legte sich die Hand der Königin-Mutter leise auf den Arm ihres Sohnes. Und er verstand augenblicklich, was der an dieser Stelle gefühlte Druck zu bedeuten hatte, er sank mit einem tiefen Athemzuge in seinen Sessel zurück und dankte dem holdseligen Kinde mit dem huldvollsten Gruße, den seine Gnade an diesem Abende verschenkte. Aber seine Augen folgten der anmuthigen Gestalt, bis sie unter der Menge verschwunden war, und erst dann wandte er sich an seine Mutter.

„Bei meinem Leben,“ sagte er leise, „noch niemals erblickten meine Augen ein so wunderbares Frauenbild!“

Die Königin-Mutter antwortete nicht, sie neigte nur zur Bestätigung der Worte ihres Sohnes bejahend das Haupt. —

Der Eindruck, den der König von diesem ersten Anblicke Ebba's empfangen hatte, war ein mächtiger. Kaum hatte der Ball selbst seinen Anfang genommen, so erschien der königliche Flügeladjutant, um Ebba seinem Herrn als seine für die Polonaise ausgewählte Tänzerin zuzuführen. Gustav eröffnete mit Ebba Brahe in eigener Person den Ball.

Zwei Augenpaare begegneten sich in einem verständnißvollen Blicke: das der Gräfin Brahe und das des Generals de la Gardie, die unweit voneinander standen, Aber wenn in dem Auge des Offiziers die ernste Sorge um das Lag, was er eben geschehen sah, so drückte das Auge der Gräfin dafür die feste Zuberficht aus, es würden diese Geschehnisse ihre ihm gegenüber ausgesprochenen Absichten zu durchkreuzen nicht im Stande sein.

An des Königs Arme schwebte Ebba über das Parquet. Sie war noch jung genug, um den Eindruck der Auszeichnung, die sie eben empfing, ganz und voll zu empfinden. Ein leicht verzeihlicher Stolz füllte ihre Brust: die Auserwählte des Königs zu sein, hob sie in diesem Augenblicke über ihre ganze Umgebung empor. Und deshalb sah das junge, unschuldige Kind die vielen giftigen und neidischen Blicke nicht, die aus den Augen junger und älterer Damen auf sie fielen.

„Die schönste Blume Schwedens blüht an meinem Hofe,“ sagte der König mit einem entzückten Blicke auf Ebba aus seinen leuchtenden Augen, „und der Zufall hat mir bis heute verwehrt, sie anschauen zu dürfen. Wie kommt das? Wer hat sich unterstanden, Sie zu verhindern, über die Schwelle meines Palastes zu schreiten?“

„Es waren nicht die Menschen, Majestät,“ erwiderte sie, indem sie seinem Auge begegnete, „sondern meine eigene Unvollkommenheit. Der Eintritt in die große Welt war mir bis vor wenigen Wochen verwehrt. Erst der kaum begonnene Winter hat mir die Erlaubniß gebracht, vor den Augen meines Königs erscheinen zu dürfen.“

„Und diese Augen,“ versetzte er mit ungedämpftem Feuer, „begehren Ihres Anblickes mit heißem Verlangen. Meinen Festen würde der holdeste Schmuck fehlen, wären sie für die Folge nicht mit Ihrer Gegenwart begnadet.

Wollen Sie mir versprechen, für künftig diesen Wunsch Ihres Königs zu erfüllen?"

„Was Euer Majestät wünscht, ist für mich Befehl!“

So sprachen die jungen Leute miteinander. Und ihre glücklichen Augen leuchteten dabei, und ihre Gesichter waren wie verklärt. Dreimal an diesem Ballabende tanzte der König mit Ebba Brahe. Und bei jedem Zusammensein, bei jedem neuen Tanze flammte die Gluth der Leidenschaft, die schon der erste Anblick des holdseligen Kindes in ihm erregt hatte, immer glühender auf. Und Ebba's Erröthen, ihre heißen Wangen ließen nur zu deutlich erkennen, daß auch ihr jungfräuliches Herz von den gleichen Gefühlen ergriffen war.

Noch ehe der Ball zu Ende ging, war aus seinem Munde das Geständniß gekommen, daß er sie mehr liebe, als je ein Weib auf Erden geliebt worden sei, und daß ihn nichts abhalten würde, sie zu Schwedens Königin zu machen. Und auf seine heiße Frage, ob sie seine Gefühle theile und ihm auf jene Höhe zu folgen willens sei, stammelten ihre Lippen das beglückende Ja.

Es war ihr ganz so, als ob sie von diesem Augenblicke an im Paradiese wandele, die irdische Nichtigkeit lag hinter ihr.

Schwedens Königin!

War der Traum doch nicht vielleicht zu licht und zu süß, als daß seine Verwirklichung, die ihr so nahe schien, nicht ihr junges Herz hätte erschrecken sollen?

## 2.

Am andern Morgen arbeitete der König mit seinem Geheimschreiber in seinem Kabinet. Das Gemach grenzte unmittelbar an den Flügel des Schlosses, welchen die Königin-Mutter bewohnte. Hier hatte diese als Regentin

die laufenden Geschäfte vollzogen und aus alter Anhänglichkeit an jene liebgewonnene Zeit war auch von ihm jenes Gemach als Arbeitszimmer beibehalten worden. Jetzt lag die Last der Regierung allerdings allein auf seinen Schultern, aber er liebte es in diesen ersten Jahren noch, in wichtigen Dingen den Rath der erfahrenen Frau zu hören, zumal ihm derselbe niemals aufgedrungen, auf seinen Wunsch jedoch immer mit Bereitwilligkeit und Umsicht ertheilt wurde.

Auch heute trat die Königin-Mutter in's Zimmer, nachdem die Vorträge der Minister zu Ende waren. Eben nahm der Sekretär den letzten der unterzeichneten Erlasse vom Tische, als Königin Christine erschien. Eine Handbewegung des Königs gab dem Beamten das Entlassungszeichen. Der König erhob sich und trat seiner Mutter entgegen.

„Ist Dir der Ball gut bekommen, Mutter?“ fragte er.

„Ich danke Dir, Gustav,“ lautete die Antwort. „Und Dir?“

Ein voller fragender Blick fiel dabei auf den Sohn. Und dieser Blick mußte eine Bedeutung haben, über welche der junge König nicht in Ungewißheit war, denn er erröthete. Aber seine Antwort kam doch rasch und zuversichtlich: „Es war ein königliches Fest, Mutter, und ich habe mich auf demselben so vergnügt, wie das der König eben darf.“

„Und doch schienst Du mir weniger auf dem Ball zu sein, als in dem Zauberbanne schöner Augen, die Dir Gefahr drohen.“

„Gefahr?“ wiederholte er mit einiger Erregung. „Du irrst, Mutter. Doch was könnte mich veranlassen, mit Dir Versteckens zu spielen? Ich habe am gestrigen Abende das Glück gefunden, nach dem mein sehnsüchtiges Herz begehrt. Ebba Brahe wird Deines Sohnes Gemahlin, Mutter.

Dem schönsten Weibe Schwedens gebührt die Hand des Königs."

Die Königin-Mutter schüttelte ernst das Haupt. „Ich höre nicht Schwedens König, sondern einen überspannten, heißblütigen Menschen von achtzehn Jahren. Und ich sage Dir, Gustav, so lange diese meine Augen offen stehen, wird nicht geschehen, was Dir Deine Träume in dieser Nacht versprochen haben."

Aber der König, so sehr sie auch versuchte, ihn von seinen soeben ausgesprochenen Absichten abzubringen, war durch ihre Vorstellungen in keiner Weise wankend zu machen. Umsonst beschwor sie ihn durch die Erinnerung an seine königlichen Pflichten, die von ihm forderten, die Vergebung seiner Hand nicht von einer augenblicklichen Herzensstimmung abhängig zu machen; vergeblich führte sie ihm zu Gemüthe, daß er noch viel zu jung und unerfahren sei, um mit rechtem Vorbedachte ein Bündniß für sein ganzes Leben einzugehen; ohne Erfolg appellirte sie an seinen Beruf als König, der ihn nothwendiger Weise zwingen müsse, auch in diesen Angelegenheiten das Wohl seines Volkes dem eigenen Herzensverlangen vorauszusetzen — alle ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Der König berief sich auf das Beispiel seines Ahns Gustav Wasa und erklärte, er werde sein Herz nicht um das schönste Gut betrügen, das er kaum gefunden habe.

Als die Berathung zwischen Mutter und Sohn zu Ende gegangen war, schien es in der That ganz so, als werde Ebba Brahe, Schwedens schönste Blume, auch Schwedens Königin werden.

Zu derselben Morgenstunde hatte auch die Gräfin Brahe mit ihrer Tochter eine ernste Unterredung. Die erfahrene Frau sah nur zu wohl, daß Gefahr für den Seelenfrieden der Tochter drohte, da ja an eine Verbin-

ding des jungen Königs mit Ebba doch nicht zu denken war. Es konnten also nur fruchtlose Kämpfe und bittere Schmerzen für ihr Kind aus dieser Neigung erwachsen. Dem mußte vorgebeugt werden, so lange es noch Zeit war.

„Ich habe Unrecht gethan, Ebba,“ hob die Gräfin an, „Dich über die Dinge in Unkenntniß zu lassen, die sich im Laufe der vergangenen Woche zugetragen haben. Du schienst mir damals noch ein halbes Kind zu sein; deshalb schwieg ich; aber gestern Abend habe ich zu meiner Verwunderung bemerkt, daß das Weib in Dir erwacht ist. Höre mich also. Ein höchst achtbarer Mann hat bei mir um Deine Hand geworben. Bei sorgfältigster Abwägung aller Verhältnisse erscheint die Parthie als eine durchaus günstige, zumal von mir nicht unbemerkt geblieben ist, daß Du selbst Deinem Freier nicht abgeneigt warst. Der General Graf de la Gardie —“

Ebba erhob sich; mit großen, glänzenden Augen stand sie da. „Zu spät, Mutter!“ erwiderte sie fest. „Mein Herz ist nicht mehr frei. Die künftige Königin von Schweden steht vor Dir.“

„Unselige!“ rief die Gräfin erschreckt. „So weit ist es schon! Weißt Du auch, daß dieses Gebilde Deiner Phantasie sich niemals zur Wirklichkeit gestalten wird? Schmach und Schande wird dieser königliche Knabe über Dich und unser Haus bringen, wenn er seine Hand nach Dir ausstreckt.“

„Schmähe ihn nicht, Mutter!“ versetzte Ebba hoch aufgerichtet. „Er ist edel, groß und gut. Er liebt mich heiß und innig genug, um mir das zu halten, was mir sein Mund versprach. Und Du denkst auch zu gut von Deiner Tochter, Mutter, als daß Du glauben könntest, sie wäre im Stande, sich zu vergessen.“

An dieser Stelle wurde das erregte Gespräch durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der meldete, General



de la Gardie sei im Vorgemache erschienen, um den Damen seine Aufwartung zu machen. Die Gräfin gab Befehl, den Herrn in den Salon zu führen, wo sie alsbald erscheinen werde. Und als der Lafai sich entfernt hatte, bedeutete sie Ebba, ihr nach Verlauf einer Viertelstunde in den Salon nachzufolgen, sie habe zu erwarten, daß der General ihr seinen Antrag machen werde, und Ebba möge bei dieser Gelegenheit vor allem Anderen der mütterlichen Warnungen eingedenk sein, die sie soeben gehört habe.

Nach solchen Eröffnungen ließ die Mutter die Tochter allein.

Die Begrüßung zwischen dem General und der Gräfin war die gewohnt herzliche. Dann begann die Letztere ohne weitere Umschweife: „General, unseren Plänen droht die höchste Gefahr.“

„Ich wußte es bereits,“ versetzte er gelassen.

„Das war von einem so vorzüglichen Kenner des höfischen Parquets nicht anders zu erwarten. Fürchten Sie den König?“

Der General lächelte ein wenig. „In Herzenssachen,“ versetzte er, „ist dieser König noch ein Knabe. Bei ihm handelt es sich um eine Aufwallung des Augenblicks, die so rasch vergehen wird, wie sie gekommen ist, wenn man ihn vernünftig behandelt. Schlimmer wäre es freilich, wenn auch Ihre Tochter, Frau Gräfin —“

„Vor dieser Thatsache stehen wir,“ erwiderte die Dame mit einem Seufzer. „Er hat ihr vollständig den Kopf verdreht, indem er sie glauben machte, er werde sie auf den Thron erheben. Mit diesen Dingen also müssen wir rechnen. Wie sehr bereue ich jetzt, daß ich Sie vor acht Tagen abhielt, zu reden, General! Vielleicht aber ist es noch nicht zu spät. Golen Sie heute nach, was wir damals veräumten.“

„Sie sehen mich bereit,“ entgegnete er. „Werde ich das Vergnügen, haben, meine künftige Braut zu sehen?“

„In wenigen Minuten wird sie bei Ihnen erscheinen. Ich ziehe mich zurück, um Ihnen Gelegenheit zu einem ungezwungenen Gespräche zu gewähren.“

Gleich darauf trat Ebba ein. Er erkannte auf den ersten Blick, wie sie durch den Umstand in tödtliche Verlegenheit versetzt wurde, sich mit ihm allein zu sehen. Merken aber ließ er sich von dieser seiner Beobachtung nicht das Mindeste. Er begrüßte sie mit derselben achtungsvollen Verehrung, die den Verkehr zwischen ihnen von seiner Seite bisher immer ausgezeichnet hatte, ohne daß er den wärmeren Gefühlen seines Herzens gestattete, laut zu werden. Es war nicht in Abrede zu stellen, die Worte dieses Mannes und die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, hatte etwas Bestrickendes, etwas, das gefangen nahm.

„Als ich vor acht Tagen hier auf dieser Stelle saß,“ sagte er, „wurde mir das Glück zu Theil, nicht allein bei Ihrer Frau Mutter um Ihre Hand anhalten zu dürfen, sondern auch eine Zusage zu erhalten. Nur das Wort des Mädchens fehlt mir noch, das ich liebe. Lassen Sie mich nicht umsonst darum bitten, Ebba!“

Sie schlug die Augen nieder. „Die Hand, die Sie begehren, ist nicht mehr frei, General. Der König begehrt sie, und er hat mein Wort.“

„Ich wußte das,“ versetzte er. „Aber erkennen Sie daraus, wie sehr ich Sie liebe: trotzdem mir der König das Herz stehlen will, das mein gehört, bin ich doch mit dem Versuche hierher gekommen, es mir zurückzuerobern.“

„Ihre Wünsche und Hoffnungen sind vergebens, General. Meinem Herzen steht weder Wahl noch Wille mehr frei; es gehört dem Könige.“

„Ich will an die Festigkeit Ihrer eigenen Hoffnungen glauben, Comtesse, doch bauen Sie nicht mit zu großer

Sicherheit auf den König. Ein Mann von reiferer Erfahrung, als Sie selbst besitzen, sagt Ihnen im Voraus: Sie werden nicht an seiner Seite den Thron theilen. Und weil ich das mit Bestimmtheit weiß, so bitte ich Sie: schicken Sie mich nicht fort, indem Sie mir jede, auch die leiseste Hoffnung rauben.“

„Und ich sage Ihnen, Sie irren, General. Aber das verspreche ich Ihnen, wenn wirklich geschähe, was niemals geschehen wird, wenn mich Gustav in meinen Hoffnungen betrügen sollte, so wird diese Hand keinem anderen Manne gehören, als Ihnen.“

Und sie reichte ihm die Rechte, die er voll Innigkeit ergriff und an seine Lippen zog.

„Sie werden dieses Wort, das mich mit größter Dankbarkeit erfüllt, einzulösen haben, Ebba, so wenig Sie auch in diesem Augenblicke daran glauben mögen. Ich habe als Mann das Warten gelernt. Und meine schönste Aufgabe in der Zukunft wird sein, das Weib, das ich liebe, über die Enttäuschungen zu trösten, welche ihrem armen Herzen verursacht wurden.“

Er erhob sich, verneigte sich und ging.

Die nächste Zeit schien keineswegs dazu angethan zu sein, die Hoffnungen, welche General de la Gardie mit so vieler Zuversicht Ebba gegenüber ausgesprochen hatte, zu verwirklichen. Der Verkehr zwischen dem Könige und der jungen Gräfin Brahe gestaltete sich im Verlauf der folgenden Wochen zu einem erheblich innigeren und vertraulicheren. Wer hätte sich unterstehen dürfen und unterstehen können, den beiden Liebenden Hindernisse in den Weg zu legen? Es gab keinen Willen in Schweden, der über dem des Königs stand. Doch damit soll nicht etwa gesagt sein, daß seine Absicht die allseitige Anerkennung seiner Umgebung fand. Außer der Königin-Mutter, die

derselben von Anfang an entgegenstand, vermehrte sich von Tag zu Tag die Zahl derer, welche die Ansichten der Königin Christine theilten. Sogar der Kanzler, Axel Oxenstierna, dessen Rath Gustav schon deshalb, weil er sich bereits oft genug und in den schwierigsten Dingen als vortrefflich bewährte hatte, ganz besonders hochschätzte, mißbilligte des Königs Wahl. Seiner Ansicht trat der größte Theil der Regierungsmitglieder bei. Man sah in einer ehelichen Verbindung des Königs mit einem Kinde des eigenen Landes kein Heil für die Königsfamilie und für Schweden.

Aus einem einflußreichen europäischen Fürstenhause mußte nach der allgemeinen Ansicht die Frau stammen, die mit des Königs Hand die Stelle auf dem Thron neben ihm empfang.

Aber vielleicht gerade deshalb, weil Alle seiner Absicht entgegenstanden, blieb der König nur um so zäher und störriger an ihr hängen.

Ganz wie im Königsschlosse, so wurde auch im gräflich Brahe'schen Palast das Menschenmögliche gethan, um Ebba zu bestimmen, die Gedanken auf die Hand des Königs aufzugeben. Doch Alles war vergebens.

Da, als die Gräfin, am Ende ihrer Mittel angekommen, bereits verzweiflungsvoll der Sache ihren Lauf lassen wollte, wurde ihr Hilfe von einer Seite entgegengebracht, von der sie sich deren nicht versehen hatte.

Die Königin-Mutter ließ sich eines Tages bei der Gräfin anmelden, und wenige Stunden darauf rollte die königliche Equipage unter das Portal des Palastes. Die Gräfin Brahe empfing Ihre Majestät am Fuße der Freitreppe und geleitete sie in die oberen Gemächer.

„Wenn die Kinder im Begriffe stehen, Dummheiten zu machen,“ begann die Königin, als sich die Damen niedergelassen hatten, „so trifft die Verpflichtung, sie davor zu

behüten, die Mütter. Meine Worte deuten Ihnen an, warum ich komme. Lassen Sie mich ungeschert Ihre offene Ansicht über die Dinge hören, die uns Beide beschäftigen.“

„Für mich gibt es nur eine einzige Antwort, Majestät,“ erwiderte die Gräfin, indem sie die Hand auf's Herz legte. „Sie sehen mich bereit, Alles zu thun, was eine Thorheit unserer Kinder verhüten kann. Und mein erster Rath lautet: Trennen wir sie.“

„Einverstanden!“ entgegnete die Königin. „Doch wie soll es geschehen?“

„Meine Schwester auf Schloß Drontje ist erkrankt und ruft mich zu sich. Ich werde, um sie zu pflegen, Stockholm mit meiner Tochter verlassen, wenn nicht der König —“

„Lassen Sie es meine Sorge sein, ihn zu bestimmen, daß er Sie nicht an der Ausübung Ihrer schwesterlichen Pflichten hindert.“

„Dann will ich weiter Guer Majestät kein Geheimniß daraus machen, was Ebba dem General de la Gardie versprochen hat.“

Und sie erzählte den Inhalt der Unterredung, die der General mit Ebba gehabt hatte.

Ein Seufzer der Erleichterung hob die Brust der Königin. „Es wird Tag!“ sagte sie freudig. „Mein Plan reift. Seien Sie von diesem Augenblicke an außer Sorge, Gräfin. Der General de la Gardie wird in Kürze als mein Beauftragter auf Drontje bei Ihnen erscheinen, und Sie werden alsdann nichts weiter zu thun haben, als das Paar zusammenzugeben, damit ich die zurückkehrende Ebba als Gattin des Generals de la Gardie in Stockholm empfangen kann.“

## 3.

Am Morgen des folgenden Tages erschien der junge König, weil er seine Mutter jetzt nur in den seltensten Fällen mehr in seinem eigenen Arbeitszimmer zu begrüßen Gelegenheit fand, in den Gemächern derselben, um ihr zu eröffnen, daß er nunmehr fest entschlossen sei, seinem Verhältnisse zu Ebba Brahe in Kürze diejenige Gestalt zu geben, die es als ein öffentliches und legales vor den Augen der Welt haben mußte. Er erklärte kurz und unumwunden, daß er Willens sei, die erforderlichen Einleitungen zu seiner Verlobung mit Gräfin Ebba Brahe zu treffen. Er sei jedoch vorher noch einmal bei seiner Mutter erschienen, um sie zu bitten, einen Widerstand endlich aufzugeben, der seinem königlichen Willen in seinen Eheangelegenheiten entgegenstehe.

Die Königin hörte ihn ernst, aber ruhig an. „Ich habe die letzten Tage benutzt,“ entgegnete sie gelassen, „um mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß mir schließlich doch nichts Anderes übrig bleiben wird, als meine besseren Erwägungen Deinem Starrkopfe zu opfern. Da ich das begriffen hatte, bin ich bereits gestern daran gegangen, in Deinen Herzensangelegenheiten mit der Gräfin Erna Brahe zu reden.“

„Unsere Mütter willigen in unsere Wünsche?“ fragte der König ganz glücklich.

„Was bleibt zwei schwachen Frauen dem Herrscher von Schweden gegenüber sonst übrig?“ antwortete die Königin. „Und doch erleiden Deine Wünsche eine Verzögerung, für die Du weder mich noch die Gräfin verantwortlich machen darfst. Ihre Schwester auf Schloß Drontje ist plötzlich schwer erkrankt und hat ihre nächsten Verwandten an ihr Krankenbett gerufen. Heute Mittag werden die Brahe'schen Damen nach Drontje abreisen.“

Der König runzelte die Stirn. Die Sache kam ihm

zu überraschend, als daß er sie ohne Weiteres für wahr gehalten hätte. Sein Herz ahnte, daß man beabsichtige, ihn von dem Mädchen seiner Liebe zu trennen.

„Kommt Dir diese Krankheit nicht recht gelegen, Mutter?“ fragte er kühl.

„Ich verstehe Dich, Gustav,“ entgegnete die Königin ruhig, „Du trägst Dich mit Vermuthungen, daß Deine Mutter Dich zu betrügen beabsichtigte. Das thut mir weh, weil ich gerade es gewesen bin, welche die zögernden Brahe'schen Damen zur Abreise bewegte. Es fehlt Dir ja keineswegs an Mitteln, Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. Ich will aber noch einen Rath und eine Bitte daran knüpfen. Trage Deine Liebeschwüre nicht bis vor ein Krankenbett. Ist Deine Liebe rein und unverfälscht, so wird sie durch diese unvermeidliche Trennung nur gestählt und gekräftigt, aber nicht vermindert werden. Wenn ihr euch wiederseht, werdet ihr um so glücklicher sein. Willst Du mir das versprechen?“

Er reichte ihr die Hand und versprach es. Sein junges Herz war noch zu unerfahren, zu vertrauensselig, um zu glauben, daß man ihn betrog. Trotzdem waren seine Zweifel nicht völlig zerstreut, und er sandte unmittelbar nach Beendigung seiner Unterredung mit der Mutter einen seiner Vertrauten nach dem Brahe'schen Palaste, um dort Erkundigungen über den Stand der Angelegenheiten einziehen zu lassen. Was er bei dem Zurückkommen desselben erfuhr, bestätigte jedoch die Worte der Mutter. Sein Vertrauter hatte die beiden Damen gerade in dem Augenblicke angetroffen, als sie im Begriffe gewesen waren, die Abreise nach dem nur einige Stunden von Stockholm gelegenen Schlosse Drontje anzutreten.

Beide hatten ihn übereinstimmend versichert, daß sich die Angelegenheit völlig so verhalte, wie sie dem König mitgetheilt worden war, und an der jungen Gräfin war

weder eine Spur von Niedergeschlagenheit, noch von Zwang zu bemerken gewesen. Was die Königin dem Sohne gegenüber in's Werk gesetzt hatte, um ihn zu dem Glauben zu bewegen, sie sei am Ende ihres Widerstandes angekommen, diese Komödie hatte die Gräfin dem Töchterchen vorgespielt. Die beiden Liebenden waren dadurch in Sicherheit gewiegt und ertrugen eine kurze Trennung leicht, an deren Ende das Traumbild des gegenseitigen Besizes winkte. Darüber belehrte den König fast zum Ueberflusse ein Brief von Ebba's Hand, den sein Vertrauter ihm überbrachte. Wie süß und zärtlich schrieb das Kind, indem es in rührenden Worten von dem Geliebten auf kurze Zeit Abschied nahm!

Gustav war beruhigt. Er fürchtete keinen Verrath mehr.

Die Nachrichten, die in den nächsten Wochen über den Gesundheitszustand der Schwester der Gräfin Brahe von Schloß Drontje in Stockholm einliefen, lauteten sehr trübe und bedenklich. Nach ihnen konnte man sich darauf gefaßt machen, daß es in Kürze dort einen Todesfall geben werde. Das war für die Hoffnungen des Königs im höchsten Grade störend. Denn ein Todesfall in der Familie der Braut mußte nothwendiger Weise eine unliebsame, aber unvermeidliche Verzögerung der Verlobung und Vermählung herbeiführen. Endlich aber kam gute Kunde. Eine wohlthätige Krise war eingetreten, von der die Aerzte Erfreuliches erhofften.

Der König athmete auf. Er hatte Wort gehalten. Troßdem daß Schloß Drontje von der Residenz aus leicht zu erreichen war, hatte er doch während der ganzen Zeit nicht einmal seinen Fuß dorthin gesetzt. Ebenfowenig hatte zwischen den Liebenden ein Briefwechsel stattgefunden. Es galt ja, den Müttern zu beweisen, daß die Liebe nicht



erkalten werde. Und nun stand man doch voraussichtlich bald am Ende dieser Pein, die sich die Liebenden nach mütterlicher Weisheit und Entschließung auferlegt hatten. Die Hoffnungen stiegen, die Liebessehnsucht wuchs.

Königin Christine aber erwog, daß für sie der äußerste Moment zum Handeln gekommen sei. Sie hatte, seit die Bräuer fern von Stockholm wohnten, ihre alte Gewohnheit, den Sohn während seiner Beschäftigung im Arbeitszimmer zu besuchen, wieder aufgenommen. Heute aber ging sie wohl eine halbe Stunde vor der Zeit, vor welcher die Rätthe in der Erwartung der Ankunft des Königs zu erscheinen pflegten, in jenes Gemach hinüber.

Wie sie es nicht anders erwartet hatte, fand sie dort den Sekretär des Königs noch ganz allein vor. Der alte Mann erhob sich ehrerbietig, als sie eintrat; doch war er nicht mehr gewandt genug, das Erstaunen von seinem Gesicht zu verbannen, daß er über den frühzeitigen ungewohnten Besuch der Königin empfand. Das bemerkte die Königin gut genug, und ein leises Lächeln erschien auf ihren Zügen, aber gleich darauf deutete sie mit der Miene der Gebieterin auf den Platz, von dem der alte Mann soeben aufgestanden war und sagte: „Setzt Euch, Stjorson, nehmt einen der Bogen, auf welche die königlichen Erlasse für gewöhnlich niedergeschrieben zu werden pflegen, und schreibt, was ich diktiren werde.“

Der Sekretär that gehorsam, was sie von ihm forderte. Als er seine Vorbereitungen vollendet hatte, erhob er sein Auge zu der Gebieterin. Diese begann zu diktiren:

„Mit zerrissener Seele, mit blutendem Herzen, halb verzweifelt vor Gram und Kummer, stehe ich vor einem Entschlusse, der nichtsdestoweniger fest und unbeugsam ist. Es gilt das Wohl des Landes. Wir müssen scheiden, Ebbal!“

Der alte Mann ließ die Feder fallen. Mit zitternden

Knieen stand er auf und kam auf die Königin zu. Dicht vor ihr fiel er nieder und hob seine gefalteten Hände auf.

„Erbarmen, Majestät,“ rief er, „Erbarmen mit diesen Kindern, deren Herzen brechen werden! Und was soll mit mir Unglücklichen geschehen? Des Königs Zorn wird mich zermalmen, wenn er erfährt, daß ich der Schreiber dieses Briefes war.“

„Was fällt Euch ein, Stjorson?“ entgegnete die Königin hart, kalt und streng. „Ihr seid nichts, als ein blindes und stummes Werkzeug in meiner Hand und tragt keine Verantwortung. Diese trage ich allein. Wißt Ihr nicht, daß meine Hand stark genug ist, Euch vor jeder Gefahr zu schützen? Setzt Euch wieder nieder und schreibt weiter.“

Und als der Alte zitternd gehorchte, fuhr die Königin ruhig fort weiter zu diktiren: „Meine Großwürdenträger, meine Minister und Rätthe, und nicht weniger meine Mutter, alle ohne Ausnahme stimmen darin überein, daß es Schwedens Unheil beschwören hieße, wenn ich mir gestatten würde, Sie zu meinem Weibe zu erheben. Sie wissen, Ebba, daß ich Sie mehr liebe als mein Leben, aber es gibt in meinem Herzen eine Stelle, worin ein noch heiligerer Altar aufgebaut ist, als der der Liebe zum Weibe, der Altar der Pflicht, auf dem die reine Flamme meiner Liebe zu meinem Volke, zu meinem Lande brennt. Glauben Sie mir, Ebba, daß ich schwer mit mir zu ringen gehabt habe und daß ich nur im tiefsten Seelenschmerze endlich die Oberherrschaft über die zarten und süßen Regungen meines Herzens gewonnen habe. Vergessen Sie, was zwischen uns vorgefallen ist, und schöpfen Sie Kraft aus dem Bewußtsein, daß Sie Ihre Liebe dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer bringen.“

Sie schwieg. Die Feder fragte noch eine halbe Minute über das Papier, dann wurde auch sie bei Seite gelegt.

„Dieses Schreiben,“ hob die Königin nach einer kurzen Pause wieder an, „werdet Ihr dem Könige unter der Reihe

der andern Schriftstücke, ganz so, als ob es zu ihnen gehöre, vorlegen und dadurch veranlassen, daß es die königliche Unterschrift empfängt, sobald Se. Majestät hier erschienen sein wird. Ich werde Vorseeung tragen, daß ich dabei bin, wenn die Unterschrift geschehen muß. Ihr kennt also nunmehr Eure Pflicht, und ich habe nur noch nöthig, Euch auf's Ernstlichste vor jedem Verrath zu warnen. Es würde Euer sicheres Verderben sein. Dagegen werdet Ihr ungeschädigt bleiben, wenn Ihr schweigt; aber der geringste Laut, namentlich gegen den König, bricht Euch den Hals. Das merkt Euch, Stjonson!"

Sie schritt aus dem Gemache und ließ den noch immer zitternden alten Mann mit dem gefährlichen Schreiben allein.

Allein seine Einsamkeit dauerte nicht lange, denn der junge König trat bald ein und empfing die Minister und vortragenden Rätthe, welche sich inzwischen in den Vorkammern versammelt hatten. Die Vorträge begannen und gingen vorüber. Fast in demselben Augenblicke, als der König den letzten seiner Rätthe entließ, öffnete sich die Thür, welche nach den Gemächern der Königin führte, und dieselbe trat ein.

Der Sekretär unterbreitete gerade dem Könige die von diesem zu unterzeichnenden Erlasse.

„Noch mitten in der Arbeit, Gustav?“ fragte Christine, nachdem sie mit dem Sohne den Morgengruß getauscht. „Ich bitte Dich, laß Dich durch mich nicht in Deinen Geschäften stören. Meine Nachrichten haben Zeit.“

Der König griff zur Feder und begann zu unterschreiben. Jeden Bogen, der die königliche Unterschrift empfangen hatte, zog der Sekretär weg.

„Sind diese Nachrichten freudige oder trübe?“ fragte der König dabei.

Jetzt lag das verhängnißvolle Schreiben gerade vor ihm.

„Ich denke, sie werden Dir Freude machen; sie kommen von Schloß Drontje!“

Mit einem raschen Zuge setzte der König, ohne das Schriftstück durchzulesen, seine Unterschrift darunter und stand erregt auf.

„Von Schloß Drontje? Was gibt es dort Erfreuliches?“

Der Sekretär hatte das Schreiben bereits weggezogen. Es verschwand unter den übrigen.

„Nun, die Gräfin schreibt mir, daß sie nach Ablauf von acht Tagen mit ihrer Tochter nach Stockholm zurückzukehren gedenkt.“

„So werde ich endlich glücklich sein!“ rief der König freudig. „Ich danke Dir, Mutter!“

\* \* \*

Eine Viertelstunde später empfing die Königin-Mutter aus der Hand des Geheimsekretärs jenen Brief, der auf so geschickte Weise mit dem königlichen Namenszuge versehen worden war. Ihr Auge leuchtete im Triumph auf, als sie ihn in Händen hielt. Noch einmal hob sie warnend den Finger gegen den Mann, der nur zu sehr gegen seinen Willen ihr Beihelfer gewesen war.

„Ihr seid so stumm wie ein Fisch, Stjonson,“ sagte sie ernst. „Aus meinem Munde allein darf der König erfahren, welche Bewandniß es mit diesem Schreiben gehabt hat.“

Zum letzten Male hob sie den warnenden Finger. Mit einer unterthänigen Verbeugung zog sich der Sekretär zurück.

Die Königin gab Befehl, daß man sofort den General de la Gardie zu ihr bescheide. Und während sie auf seine Ankunft wartete, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb mit eiliger Hand einen Brief, den sie gemeinsam mit dem Schreiben des Königs einem Couverte anvertraute

und dieses mit der Adresse der Gräfin Erna Brahe auf Schloß Drontje versah. Gleich darauf wurde der General gemeldet. Er trat mit der Zuversicht und dem ruhigen Ernste des Soldaten bei ihr ein, denn obgleich ihm die dringende Botschaft mit ziemlicher Sicherheit angedeutet hatte, daß es sich um Dinge handeln mochte, die zu den ungewöhnlichen gehören mußten, so war er doch viel zu sehr Hofmann, als daß man darauf aus seinem Auftreten hätte schließen können.

„Ich habe Sie zu meinem Privatbotschafter nach Schloß Drontje ausersehen, General,“ eröffnete die Königin mit gnädigem Lächeln das Gespräch.

Des Generals Auge leuchtete auf. „Ew. Majestät sehen mich bereit.“

„Es gilt, der Gräfin Erna Brahe dieses königliche Handschreiben zu überbringen.“ Sie übergab es ihm. „Und warum werde ich Sie zum Ueberbringer gewählt haben, General?“

„Weil die Gnade Ew. Majestät einen Glücklichen zu machen beabsichtigt. Ich ahne, welche Nachrichten in diesem Briefe enthalten sind.“

„Nutzen Sie also die Gunst des Augenblicks, General, und kommen Sie mir nicht nach Stockholm zurück, ohne Ihre junge Gemahlin mitzubringen.“

## 4.

In seinen Mantel gehüllt, mit dem königlichen Handschreiben in der Brusttasche seines Oberrockes, ritt General de la Gardie nach dem Schloß Drontje im Verlaufe des Nachmittags hinaus. In seinem Herzen war goldener Sonnenschein und Frühlingsfreude. Er verschwieg sich zwar nicht, daß er zunächst erschütternden, erregten, bewegenden und schmerzlichen Auftritten entgegenging, aber

wenn der Jammer überstanden war, sah er die Sonne seines Lebensglückes emporsteigen. Er liebte Ebba mehr als sein Leben, aber so heiß seine Neigung auch war, so wurde sie doch durch den Einfluß des Verstandes bis zum rechten wohlthätigen Maße abgetönt. Er wollte nicht allein selbst glücklich sein, sondern auch glücklich machen, und er vertraute seinem Sterne ausreißend, um sich mit der Zuversicht zu tragen, daß ihm das, wenn der erste Ansturm des Empfindens überwunden war, auch gelingen würde.

Der Abend dämmerte bereits, als er in den Schloßhof von Drontje einritt. Er stieg die Treppe nach dem Empfangszimmer hinauf. Sein der Gräfin gemeldeter Besuch wurde von dieser sofort angenommen.

„Sie bringen Erfreuliches, General?“ fragte sie.

„Dies königliche Handschreiben wird Ihnen alle notwendigen Erklärungen geben.“

Die Gräfin öffnete das Couvert, das er ihr überreichte, und entnahm daraus zuerst den Brief der Königin. Sie las ihn durch und überreichte ihn dem General. Der Brief lautete:

„Sie empfangen anbei, meine liebe Gräfin, das königliche Schreiben an Ihre Tochter, mit welchem mein Sohn das Verhältniß wieder auflöst, das ihn an das Mädchen gefesselt hatte. Ich erkläre Ihnen unverhohlen, daß es mir nur nach schweren Kämpfen gelungen ist, den König zu diesem Schritte zu bewegen. Da ich jedoch vermuthete, daß Ihre Tochter vielleicht noch Zweifel hegen wird, daß das Schreiben vom Könige selbst herrührt, so füge ich noch hinzu, daß es die königliche Unterschrift in meiner Gegenwart und vor meinen Augen empfangen hat. Bei meinem königlichen Worte! Empfangen Sie die Grüße

Ihrer Ihnen

wohl gewogenen Königin  
Christine.“

Die Augen der Gräfin standen voll Wasser. Zögernd hielt sie das verschlossene Schreiben des Königs in der Hand: Doch es mußte sein! Schnell fand sie die Kraft zum Handeln wieder. Die Thränen versiegten, ihr Antlitz glättete sich, das bewegte Herz versuchte sie mit einem festen Drucke der Hand zu beruhigen.

„Was hilft alles Zögern und Zaudern?“ sagte sie ruhig und fest. „Erfahren muß sie es ja doch.“

Sie schellte und befahl dem einen Augenblick später eintretenden Diener, Ebba zu ihr zu rufen.

Die wenigen Minuten, während welcher die beiden beieinander Befindlichen auf Ebba warteten, verstrichen im tiefen Schweigen. Man stand vor der Katastrophe! Jetzt öffnete sich die Thür. Ebba erschien.

Auf ihrem holden Gesichte lag jener berückende Zauber, welcher sich auf einem Mädchenantlitz abzuspiegeln pflegt, wenn es im Begriffe steht, glückverheißende Nachrichten zu vernehmen. Sie wußte, daß man nur noch Tage vor der Rückreise nach Stockholm stand, und so lag die Vermuthung nahe, der Ruf zur Mutter werde ihr weitere Nachrichten über Tag und Stunde der Abreise bringen. Und doch überließ ein Frösteln ihr junges Herz, als sie den Mann erkannte, der bei der Mutter weilte. General de la Gardie, der Mann, welcher sie zum Weibe begehrt hatte, konnte unmöglich der Bringer glückspendender Nachrichten sein! Oder wußte der König vielleicht gar nicht, wie die Dinge standen?

„Komme zu mir, Ebba,“ sagte die Gräfin bewegt, indem sie mit der Hand auf den Platz neben sich auf dem Sopha deutete. „General de la Gardie ist der Ueberbringer eines Privatschreibens der Königin-Mutter. Es betrifft Dich, mein armes Kind!“

Die Worte verrichteten eigentlich nichts, aber ein Lieben-

des Gemüth hat ein scharfes Ahnungsvermögen, Ebba wurde bleich, preßte beide Hände auf ihr stürmisch schlagendes Herz und rief mit erstickter Stimme: „Der König verläßt mich!“ Und als die Gräfin stumm das Haupt neigte, sank Ebba wie gebrochen an der Mutter Brust.

Die Gräfin begriff den Schmerz der Tochter nur zu gut. Sie bettete mit zarter Hand das unglückliche Kind in die Kissen des Sopha's und sagte, sich an den General wendend: „Große Schmerzen müssen austoben. Hier kann Menschentrost nicht helfen. Ueberlassen wir sie sich selbst.“

Bevor die Gräfin mit dem ihr folgenden General das Zimmer verließ, legte sie die beiden Schreiben, die dieser ihr gebracht hatte, auf den Tisch. Der Schlag war geführt, aber sie ahnte mit großer Bestimmtheit, daß das Auftauchen von Zweifeln an der Wahrheit des eben Gehörten nicht ausbleiben würde. Da war es nach ihrer Meinung das Beste, ihnen von vornherein und mit einem Male ein Ende zu machen.

\* \* \*

Mitternacht war nahe, als die Gräfin zu ihrer Tochter zurückkehrte. Sie hatte Recht gehabt, der große herzerreißende Schmerz war vorüber. Todtenblaß lehnte Ebba in den Polstern, die schönen blauen Augen waren starr, wie leblos in's Weite gerichtet, und von Zeit zu Zeit hob ein tiefer, schwerer Seufzer die gequälte Brust. Aber die Thränen waren versiegt, und die Ausbrüche der Verzweiflung verflungen.

„Du hast Dich wieder gefunden, mein armes Kind,“ sagte die Mutter liebevoll zu ihr, indem sie sich neben sie setzte und die Schwergedrückte lieblosend an ihre Brust zog. „Denk' an Deiner Mutter Warnungen, die Dir vorausgesagt hat, was geschehen würde und was nunmehr geschehen ist. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich Deinem



Schmerz jetzt schon mit meinen Rathschlägen entgegneten muß, allein die Lage, in die uns Deine Herzenssthorheit verlockt hat, erträgt mein Stolz nicht. Diese Demüthigung, die uns, den Brahes, durch des Königs Absage zugefügt wird, kränkt mich tief. Und bist Du vom rechten Stamm der Brahes, Ebba, so wird und kann es Dir nicht anders gehen. Es liegt in Deiner Hand, dem Könige den Schlag, den er Dich empfinden ließ, zurückzugeben.“

„Mutter, was kann ich thun, ich mit meinem gebrochenen Herzen? Aber ich bin bis jetzt mit meiner unseligen Liebe kein folgloses Kind gegen Dich gewesen; rathe Du mir, und ich will Dir gehorchen.“

„Du darfst ihn nie ahnen lassen, daß Du niedergebeugt bist, Gleichgiltigkeit straft ihn am härtesten. Aber es gibt ein noch schärferes Mittel, um ihn in seinem Unrecht ebenso tief zu kränken, als er Dir wehe gethan hat. General de la Gardie hat das Versprechen Deiner Hand aus Deinem eigenen Munde empfangen, löse es ein und lehre als seine Gattin an den Hof von Stockholm zurück.“

„Mutter!“ schrie Ebba auf. „Nie, nie könnte ich das.“

Aber die Gräfin ließ nicht nach, in Ebba zu dringen, und endlich glückte es ihr in der That, den Abscheu ihres Kindes vor einer so grellen Veränderung der Verhältnisse nach und nach abzuschwächen und ihr im Fortgange der Unterhaltung die Dinge in einem anderen Lichte zu zeigen. Man konnte, wenn man klug und schnell handelte, aller Welt Sand in die Augen streuen und die Leute glauben machen, um den königlichen Nachstellungen zu entgehen, sei man von Stockholm nach Drontje geflohen in der Absicht, hier die Vermählung mit dem Manne der eigentlichen Herzenswahl Ebba's zu feiern und an seiner Seite und unter seinem Schutze wieder an den Hof

zurückzukehren. Daß der König zu einer solchen Darstellung der Dinge schweigen werde, schon um die Gräfin nicht weiter bloßzustellen, war mit Sicherheit vor auszusehen.

In solch' geschickter Weise überwand die alte Gräfin den natürlichen Abscheu der Tochter vor dem Gedanken, aus dem Arme eines Mannes in den des anderen zu fliegen, und überließ sie, nicht am wenigsten auch ihrem kindlichen Gehorsam vertrauend, mit einem herzlichen Kusse ihren eigenen Erwägungen während der Nacht.

Am folgenden Vormittag erschien General de la Gardie bei dem Mädchen, das gleich bei seinem Eintritt darüber nicht mehr im Zweifel war, mit welchen Absichten er komme. Und heute hatte der Brahe'sche Stolz in ihr bereits die Oberhand über jene Liebe gewonnen, mit der ihr junges Herz noch immer kämpfte. Was aus dieser Katastrophe zu retten noch möglich war, das mußte mit Entschiedenheit gerettet werden, so weit hatte sie die Belehrungen der Mutter in dieser Nacht begriffen und war, als nunmehr williges und gehorfames Kind, auch bereit, ihnen Folge zu leisten.

General de la Gardie kam mit keiner einzigen Silbe auf die Geschehnisse zwischen ihr und dem Könige zurück, diese Dinge gehörten für ihn nunmehr der Vergangenheit an und mußten als begraben gelten.

„Ich komme von Ihrer Mutter, Ebba,“ sagte er unmittelbar nach seinem Eintritte, indem er als Mann von Herz sogleich auf den Mittelpunkt seiner Absichten losging. „Diese ließ mich hoffen, daß ich Sie geneigt finden würde, ein Versprechen einzulösen, das mir zu einer Zeit gegeben wurde, wo die einstmalige Erfüllung schier unmöglich erschien. Ich habe aber als besonnener Mann ruhig gewartet, die Stelle in meinem Herzen ist leer geblieben, sie harret Ihrer noch immer. Wollen Sie mich heute zum zweiten Male abweisen?“

Ihr Auge begegnete dem feinen und blieb mit einem schmerzlichen Ausdrucke an feinen bewegten Zügen hängen.

„Wenn Sie ein Weib mit einem gebrochenen Herzen gebrauchen können, General, so sollen Sie meine Hand haben,“ erwiderte sie. „Aber ich warne Sie, Sie werden keine Errungenschaft machen, auf die Sie stolz sein können.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein!“ versetzte er mit freudig aufglänzenden Augen. „Das schönste Mädchen Schwedens, die Perle seiner anmuthigen Töchter, wird mein Weib sein! — Und verlassen Sie sich auf mich, Ebba, wenn es mir gelungen sein wird, den Sturm der Gefühle zu beruhigen, die im Augenblicke noch Ihre junge Brust in Bewegung versetzen, werden wir glücklich sein. Denn für einen Mann von Thatkraft und Charakter gibt es in der Liebe nur eine Aufgabe: das Weib glücklich zu machen, das ihm für's Leben gehört.“

---

Schloß Drontje hatte also nunmehr ein Brautpaar, und da die Gräfin mit der ihr von ihrem Schwiegersohne mitgetheilten Willensäußerung der Königin-Mutter vollständig übereinstimmte, daß dieses Brautpaar Stockholm nicht wieder sehen sollte, bevor es von der Hand des Priesters zusammen gegeben worden war, so beschleunigte sie, so sehr es irgend thunlich war, die Trauung. Man kannte damals die Förmlichkeiten und Umständlichkeiten unserer Standesämter nicht, und so wickelte sich Alles sehr schnell ab. Mit dem Schloßkaplan, der außersehen war, die Trauung zu vollziehen, wurde das Nöthige besprochen, dann wurden in aller Stille Vorbereitungen getroffen, und ehe die Woche zu Ende ging, waren der General de la Gardie und Ebba Brahe ein Paar.

---

## 5.

Die Königin-Mutter saß zur Mittagszeit in dem Gemache, in dem sie Audienzen erteilte. Die Hofdame trat ein und meldete, daß General de la Gardie und Gemahlin um die Erlaubniß bäten, Ihrer Majestät aufwarten zu dürfen.

Die Königin that einen tiefen Athemzug, als sei sie von einer Last befreit. Dann befahl sie, die Herrschaften zu ihr zu führen und den König zu benachrichtigen.

Wenige Minuten später öffneten die Diener die Flügelthüren, und am Arme ihres Gatten überschritt Ebba Gräfin de la Gardie die Schwelle. Sie sah noch sehr blaß aus, als sie sich ehrfurchtsvoll vor der Königin-Mutter verneigte, aber sie trug den Kopf stolz und hoch; man sah es deutlich, in diesen Adern rollte das alte edle Blut der Brahes.

Die Königin-Mutter ging auf sie zu, empfing sie mit beiden Armen und küßte sie auf die Stirn.

„Mein liebes, liebes Kind,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „Schweres und Ernstes ist in diesen letzten Tagen an Ihrem jungen Herzen vorübergezogen. Sie haben den Muth einer Heldin bewiesen, wappnen Sie sich zum letzten Male mit solchem in dieser schwersten Stunde Ihres Lebens!“

Wieder öffneten sich die Flügelthüren; leichenblaß, aber mit zornfunkelnden Augen trat der König herein. Die Meldung, die er empfangen, hatte ihm zur Genüge gesagt, daß er sein Liebstes verloren habe, aber noch war er über den Zusammenhang der Geschehnisse im Unklaren.

Unbekümmert um die Gegenwart der Mutter und des Generals eilte er auf die junge Frau zu und ergriff beschwörend ihre Hände.

„Ebba, warum hast Du mir das gethan?“ rief er mit von Born und Schmerz erstickter Stimme.

„Euer Majestät Absage,“ erwiderte Ebba mit fester Stimme, indem sie das verhängnißvolle Blatt aus ihrer Tasche zog. „zwang mich, mein Lebensglück Händen anzuvertrauen, von denen ich mit Recht annehmen darf, daß sie sich schützend über mich breiten werden.“

„Schändlicher Betrug!“ stöhnte der König, indem er nach dem Schreiben griff. „Ich weiß nichts von einem Absagebriefe. Mädchen, man hinterging Dich und mich!“

An der Wahrheit seiner Worte war nicht zu zweifeln. Das begriff Ebba sofort und in demselben Augenblicke war ihr klar, daß sie und der König die Opfer einer Intrigue geworden. Diese Ueberzeugung war von solcher niederschmetternden Gewalt, daß sie ohnmächtig in die Arme ihres Gatten sank.

Der König warf das Blatt zur Erde. Die Adern an seinen Schläfen waren dick angeschwollen, seine Glieder bebten, seine Augen funkelten vor Zorn, drohend hob er die Hand.

„Wehe denen!“ rief er mit tönender Stimme, „die es wagten, ein freventliches Spiel mit unseren beiden Herzen zu treiben. Meine Rache wird furchtbar sein!“

Da trat die Königin-Mutter dicht an ihren Sohn heran und legte ihre rechte Hand auf seine Schulter.

„Hebe den Stein auf,“ sagte sie ruhig, „und wirf ihn auf Deine Mutter. Ich that's, kein Anderer, als ich allein! Um Schwedens willen mußte ich Deinem Herzen diese tiefe Wunde schlagen, und ich danke dem Himmel, daß es mir gelungen ist.“

Mit einem Blicke bitteren Vorwurfs auf seine Mutter wandte sich der König ab und stürzte hinaus.

Die junge Frau kam unter den Bemühungen des Gatten wieder zu sich und schlug die Augen auf.

„Wo ist der König?“ fragte sie.

Christine umfing sie zum zweiten Male und zog sie an ihr Herz.

„Nicht nach ihm frage,“ sagte sie, „sondern nach dem Manne, dem Du für diese Lebenszeit gehörst. Wenn die Wünsche eines Mutterherzens in Erfüllung gehen. so wird das Schicksal Dich entschädigen für das Opfer, das Du gebracht hast, und reicher Segen wird Dir und den Deinen in Zukunft erblühen.“

\* \* \*

Die Segenswünsche der Königin-Mutter sind in Erfüllung gegangen. Sobald die ersten wilden Herzensstürme überwunden waren, ist dem gräflichen Paare de la Gardie ein Eheglück aufgeblüht, wie es auf diesem unvollkommenen Erdenrund zu den seltenen gehört. Fast sechzig Jahre lang haben sie in ungetrübtem Frieden miteinander gelebt, und Beide starben kurz nacheinander. Ebba schloß im Jahre 1674 die Augen, im achtundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens.

Auch der König hatte nach einigen Jahren den Schmerz über seine verlorene Liebe überwunden. Doch entschloß er sich erst zehn Jahre später zum Eingehen einer Ehe mit der schönen Marie Eleonore, Prinzessin von Brandenburg. Die Zeitgenossen schildern auch diese Ehe als eine sehr glückliche. Sie wurde getrennt durch den Heldentod Gustav Adolph's auf dem Schlachtfelde von Lützen.

# Unsere Kolonialtruppe.

Skizze aus Deutsch-Ostafrika.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Seit dem April 1891 ist die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe aus einem Privatunternehmen ein Reichsinstitut geworden, und ihre Verwaltung an das Reichsmarineamt übergegangen; zugleich ist ihre Stellung zum Gouverneur und zu dem Deutschen Reiche eine andere geworden. Die Uniform ist vollständig geändert, und die materiellen Aussichten der Mitglieder dieser Truppe haben sich gegen früher nicht unbedeutend verbessert. Es hat auch infolge dessen ein solcher Andrang von Offizieren und Mannschaften zu der Schutztruppe stattgefunden, daß ihr Bedarf auf Jahre hinaus gedeckt ist, und daß es zur Zeit nicht den geringsten Zweck hat, sich für diese Truppe zu melden. Wir schicken dies voraus, damit nicht etwa durch die Lektüre der folgenden Zeilen sich unternehmungslustige Leute begeistern lassen, ihre Aufnahme in die Schutztruppe nachzusuchen. Wer seine Kräfte in den Dienst der kolonialen Sache stellen will, kann sich nur bei einer der vorhandenen industriellen Gesellschaften, welche Plantagenbau und Bergbau in Afrika treiben, melden. Meldungen an das Auswärtige Amt und das Reichsmarineamt haben keinen Erfolg.

Die kaiserliche Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika be-

steht jetzt aus einem Stabe und zehn Kompagnien zu je 150 Köpfen; dazu kommen örtliche Behörden, welche von Offizieren der Schutztruppe verwaltet werden und bei denen sich natürlich immer Mitglieder der Schutztruppe als Hilfsmannschaft befinden. Im Ganzen verfügte die Schutztruppe (bis zu der Niederlage der Zelewski'schen Expedition bei Menja) über 170 Europäer und 1553 farbige Soldaten, welche auf die afrikanischen Stationen: Tanga, Pangani, Buëni, Plantage Lewa, Kas Muhesa, Saadani, Mtwadja, Mandera, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Mtoni, Londungu, Kilwa, Vindi, Mikindani, Mpuapua, Masinde vertheilt sind; 22 Europäer befinden sich außerdem bei Emin Pascha, bei Stokes und am Kilimandscharo.

Die Regelung der Dienstverhältnisse der Farbigen, wie das Abkommen über Dienstverpflichtung, Löhnung, Verpflegung, Bekleidung, Versorgung u. s. w. erfolgt durch Werbekontrakte mit dem Stabe der Schutztruppe. Bei Regelung und Handhabung der Disziplin und der strafrechtlichen Verhältnisse der Farbigen sind laut kaiserlicher Verordnung immer die Gewohnheiten der betreffenden Volksstämme in Betracht zu ziehen. Die hierbei zu befolgenden Grundsätze bedürfen der Genehmigung des Gouverneurs für Ostafrika (gegenwärtig Freiherr v. Soden).

Der Kommandeur der Schutztruppe ernennt die Farbigen zu Korporalen und zu Offizieren und hat ebenso das Recht, sie wegen Dienstvergehen oder Unbrauchbarkeit von ihren Chargen wieder zu entfernen. Diese farbigen Unteroffiziere und Offiziere stehen indeß keineswegs gleich im Range mit den weißen Unteroffizieren und Offizieren; sie sind nicht einmal die Vorgesetzten der weißen Mannschaften, und ein besonderer Abschnitt der kaiserlichen Verordnung sagt ausdrücklich: „Zwischen Deckoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften einerseits und farbigen



Offizieren und Unteroffizieren andererseits findet kein Unterordnungsverhältniß statt.“

Die Gliederung der Truppe, soweit es sich um die europäischen Mannschaften handelt, ist folgende: Stabs-offiziersrang haben der Kommandeur, die Oberführer und der Oberarzt; Hauptmannsrank die Kompagnieführer und der Intendant; Offiziersrang die Lieutenants und die Aerzte, und zwar haben die elf ältesten Offiziere den Rang von Premierlieutenants und auch auf den Achselstücken die entsprechende Auszeichnung, nämlich einen Stern, die anderen Offiziere haben den Rang von Sekondelieutenants. Deckoffiziersrang (eine Charge, die aus der Marine stammt und gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen Offizieren und Unteroffizieren bildet) haben die Zahlmeisteraspiranten und Oberbüchsenmacher, Unteroffiziersrang die Feldwebel, Schreiber, Sergeanten, Unteroffiziere, Lazarethgehilfen und Unterbüchsenmacher.

Der Stab besteht aus dem Kommandeur, einem Oberführer zur Verfügung, zwei Lieutenants als Adjutanten, vier Lieutenants zur Verfügung bei Erkrankungen und einem Lieutenant zur Dienstleistung im Reichsmarineamt in Berlin, aus einem Oberarzt, welchem sämtliche Aerzte und Lazarethe untergeordnet sind, aus einem Intendanten, welcher zugleich die Hauptkasse des Gouvernements verwaltet und beaufsichtigt, endlich aus dem erforderlichen Personal von Ordnonnanzern und Schreibern.

Die örtlichen Behörden werden im Allgemeinen von den ältesten in der Station anwesenden Offizieren gebildet. Zu jeder Station gehört in der Regel ein Arzt, ein Lazareth und ein Magazin unter einem oder mehreren Beamten. Diese Beamten tragen eine ähnliche Uniform wie die Offiziere der Schutztruppe und haben auch militärischen Rang. Der Oberrichter und die Kommissäre haben den Rang von Oberstlieutenants, die Kanj-

ler, Bezirksrichter, der Zolldirektor und der Intendant den Rang eines Hauptmanns, die Vorsteher des Gouvernements, der Hauptkasse und des Hauptzollamtes Premierlieutenantsrang, die Kassirer, Sekretäre, Registratoren, Buchhalter und Zollbeamten den Rang eines Sekondelieutenants beziehungsweise Deckoffiziers, je nach der Bestimmung des Reichskanzlers. Die Unterbeamten endlich haben den Rang der Unteroffiziere: Feldwebel, Sergeanten, Unteroffiziere, nach Bestimmung des Gouverneurs.

Die europäischen Militärpersonen der Schutztruppe, die von den hier eben aufgeführten Civilpersonen scharf zu unterscheiden sind, gehören dem deutschen Heere an und stehen, wie bereits erwähnt, unter Verwaltung und Kommando der Marine. Alle aktiven Militärpersonen und Offiziere werden als beurlaubt bei ihrem europäischen Truppentheil weiter geführt. Die mit Wahrnehmung der Funktionen örtlicher Behörden beauftragten Offiziere können zu Bezirkshauptleuten ernannt werden; sie unterstehen als solche dem Gouverneur, von dem sie ihre Befehle empfangen, an den sie auch berichten; in militärischer Hinsicht aber stehen sie unter dem Kommandeur der Schutztruppe und geben ihre Berichte über militärische Angelegenheiten durch die Hände des Gouverneurs an den Kommandeur.

Ueber die Stellung des Kommandeurs und des Oberführers verfügt der Kaiser, alle übrigen Stellen besetzt der Kommandeur der Schutztruppe aus den zu seiner Verfügung stehenden Kommandirten; Offiziere, Ärzte und Oberbeamte können aber zur Schutztruppe nur durch den Kaiser und zwar auf Vorschlag des Reichskanzlers kommandirt werden. Deckoffiziere, Unteroffiziere und Unterbeamte werden durch den Reichskanzler oder das Reichsmarineamt dem Kommandeur der Schutztruppe zur Verfügung gestellt.

Die deutschen Offiziere der Schutztruppe müssen aktiv im deutschen Heere oder früher im Heere gewesen sein. Auch als europäische Unteroffiziere und Mannschaften können nur Angehörige des deutschen Heeres oder der Flotte verwendet werden. Die Meldung zum Uebertritt in die Schutztruppe erfolgt bei dem Truppentheil, bei dem der betreffende Kandidat steht, bei dem Generalarzt und bei der Intendantur; die einberufenen Unteroffiziere und Mannschaften werden erforderlichenfalls zum 1. Januar und Juli für Ostafrika bestimmt, da um diese Zeit die Angabe des Bedarfs der Schutztruppe beim Reichsmarineamt erfolgt, der im nächsten halben Jahr voraussichtlich erforderlich wird.

Außer besonders guter Führung sind für den Dienst in der Schutztruppe hervorragende körperliche Eigenschaften nothwendig, da nicht nur der Dienst allein sehr anstrengend ist, sondern auch das Klima Anforderungen an die Mannschaften stellt, welchen franke Personen, insbesondere solche mit erblichen Leiden, binnen kurzer Zeit erliegen müssen. Der frühere Oberarzt der deutschen Schutztruppe, Stabsarzt Dr. Kohlstock, äußert sich über die nöthigen körperlichen Eigenschaften der Mannschaften folgendermaßen:

„Die für die Dienstverhältnisse bei der Schutztruppe in den Tropen maßgebenden Grundsätze und erforderlichen körperlichen Eigenschaften sind folgende: Abstammung aus völlig gesunder Familie, in welcher keine erblichen Krankheiten vorkommen oder doch vorhanden sind. Zu diesen gehören in erster Reihe erbliche Lungenkrankheiten, Tuberkulose und Strophulose, erbliche Veranlagung zu Geisteskrankheiten, Krankheiten des Gehirns, Rückenmarks und Nervensystems, Freisein von allen organischen Fehlern, mögen dieselben angeboren oder durch Krankheit erworben sein. Die Hauptbedeutung unter diesen ist den Herzfehlern

beizumessen; sowohl die durch Akklimatisation als auch durch das Malariafieber bedingten höheren Anforderungen an die Herzthätigkeit verlangen ein durch und durch gesundes, kräftig und regelmäßig arbeitendes Herz. Klappenfehler des Herzens, mögen sie angeboren oder Folgeerkrankungen eines überstandenen Gelenkrheumatismus sein, machen direkt untauglich zum Dienst in den Tropen. Dasselbe gilt vom Fettherz, d. h. von einem Herzen, dessen Muskulatur infolge allgemeiner Fettleibigkeit oder durch längere Zeit fortgesetzten übermäßigen Alkoholgenuß fettdurchwachsen und dadurch in seiner Arbeitskraft geschwächt ist.

Daß die Lungen für den Dienst in Deutsch-Ostafrika namentlich frei von jeder erblichen Krankheitsanlage und mit einer gesunden, ausgiebigen Athmungsthätigkeit ausgestattet sein müssen, ist eine Thatsache, die bisher vielfach gegentheilig beurtheilt worden ist. In der That stellt aber der dauernde große Feuchtigkeitsgehalt der Luft bei der tropischen Temperatur erhöhte Anforderungen an die Kraft und Thätigkeit der Lungen und bringt somit krankhafte Veranlagung zu baldigem Krankheitsausbruch.

Nächst kräftigem Herz und gesunder Lunge verlangt der Dienst im Tropenklima einen normal arbeitenden Verdauungsapparat. Wer an Magenkrankungen, an akuten oder chronischen Katarren des Magens, wer an Verdauungsstörungen, mögen sie nun in Neigung zur Verstopfung oder zum Durchfall sich äußern, litt oder gar noch leidet, der bleibe dem Dienst in den Tropen fern. Dasselbe gilt von allen Störungen in der Thätigkeit der Leber, in der Bereitung und Absonderung der Galle, wie überstandene Gelbsucht oder Gallensteinbildung. Es steht fest, daß in den Tropen schon unter gewöhnlichen Verhältnissen, namentlich in der Akklimatisationszeit, die Gallenbereitung oft eine vermehrte, der Gallen-

abfluß dagegen ein beschränkter ist; in außerordentlich erhöhtem Maße ist diese Störung bei dem Malariafieber vorhanden.

Was die Hautbeschaffenheit betrifft, so bleibe Jeder, der zu Hautausschlägen oder Geschwüren auch bei nicht skrophulöser Anlage neigt, besser dem Tropendienst fern. Bezüglich der Gemüthsanlage sind leicht reizbare und nervös erregbare Menschen wegen des besonders im Anfange des Tropenaufenthaltes direkt auf Gemüth und Nervensystem erregbar wirkenden Klima's nicht zu Thätigkeit und Dienst in demselben zu empfehlen, ebensowenig aber auch solche, die zu melancholischen und hypochondrischen Ideen veranlagt sind. Das Heimweh, ein in Ostafrika beispielsweise recht bekanntes, wenn auch weniger oft eingestandenes Leiden, wird die letzteren, namentlich wenn es sich als Genosse zum Malariafieber gesellt, sehr fest packen und die Freudigkeit und Lust und Liebe zur Arbeit dauernd nachtheilig beeinflussen. Der beste Bundesgenosse eines gesunden Körpers ist gerade für unseren Dienst in Ostafrika ein frischer, froher Sinn, der die Neigung hat, auch den unangenehmsten Dingen eine gute Seite noch abzugewinnen und mit Leichtlebigkeit und fröhlichem Muth auch einmal schwere Zeiten erträgt in der Zuversicht, daß wieder bessere kommen werden. Das beste und geeignetste Lebensalter für Aufenthalt und Dienst in den Tropen liegt in den Grenzen zwischen einundzwanzig und fünfunddreißig Jahren."

Wegen der Beschwerlichkeit des Dienstes und der Einflüsse des Klima's hat man sich entschlossen, zu den eigentlichen Mannschaften, denen ja doch der Haupttheil des Dienstes obliegt, fast ausnahmslos Farbige zu nehmen, und die Zusammensetzung der Truppe ist derartig erfolgt, daß die deutschen Militärpersonen besetzen: die Offizier- und Unteroffizierstellen des Stabes des Kommandeurs,

alle Offizierstellen bis einschließlich der Kompagnieführer, die Stellen sämtlicher Ärzte und Beamten und bei jeder einzelnen Kompagnie die Stellen eines Lieutenants, des Feldwebels und von vier Sergeanten oder Unteroffizieren, darunter ein Lazarethgehilfe. Die Farbigen können bei jeder Kompagnie die Stelle eines Lieutenants und den Rest der Unteroffizierstellen besetzen; die Mannschaften selbst werden fast ausnahmslos von Farbigen gebildet.

Die beiden Hauptelemente dieser farbigen Soldaten bilden in allen zehn Kompagnien Sudanesen und Zulus, außerdem sind noch Askaris (Suahelis) und Waniamwesi vorhanden.

Das Gineyergiren erfolgt nach dem Reglement für die Marineinfanterie; die Kommandos sind sämtlich deutsche. Wo örtliche Abweichungen notwendig sind, regelt dieselben der Kommandeur und unterbreitet sie, sobald genügende Erfahrungen gesammelt sind, der Genehmigung des Reichskanzlers. Aus den gesammelten Erfahrungen wird man wohl später erst eine Ausbildungs- und Dienstinstruktion für die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe zusammenstellen.

Die Gehühnisse der deutschen Mannschaften sind folgende: Jede zur Schutztruppe abkommandierte deutsche Militärperson erhält vom Tage ihrer Uebernahme auf den Etat der Schutztruppe bis zum Ausscheiden das Gehalt, welches für die betreffende Stellung nach dem Etat ausgeworfen ist; dasselbe wird monatlich im Voraus bezahlt ohne Rücksicht auf Krankheit oder Freiheitsstrafen. Dieses Gehalt beträgt bei den Unteroffizieren 1200 Mark, bei den Offizieren 2400 bis zu 3000 Mark jährlich. Bis zur Abreise nach Ostafrika haben die deutschen Militärpersonen für ihren Unterhalt selbst zu sorgen; vor der Abreise erhalten die im Offiziersrang stehenden Militärpersonen ein

einmaliges Rüstungsgeld von 1200, die im Decoffiziersrang stehenden ein solches von 1000 Mark; nach Ablauf eines dreijährigen Kommandos erhalten diese Personen beim Beginn jedes weiteren Kommandojahres ein Drittel dieses Ausrüstungsgeldes. Die Unteroffiziere und Unterbeamten erhalten vor der Abreise nach Ostafrika 50 Mark zur Beschaffung kleinerer Gegenstände; nach Ablauf des ersten Kommandos von drei Jahren wird bei Beginn jedes weiteren Kommandojahres dieses Bedarfsgeld mit 25 Mark weitergezahlt. Während des ganzen Kommandos werden für Beschaffung von Kleinigkeiten noch 5 Mark extra zusammen mit dem Gehalt bei den Unteroffizieren zur Auszahlung gebracht.

Die Beförderung nach Afrika erfolgt auf Kosten des Reiches; wenn nothwendig, kann eine Pauschalsumme für die Ueberfahrt von 1000 Mark für Offiziere und Decoffiziere und von 700 Mark für Unteroffiziere vor Antritt der Reise gezahlt werden. Die Offiziere und Decoffiziere haben sich mit Kleidung und der sogenannten Equipirung schon in Europa zu versehen; Ergänzungen können in Afrika aus den vorhandenen Magazinen gegen Anrechnung auf das Gehalt entnommen werden. Patronen und Schußwaffen erhalten sie an Ort und Stelle. Die Unteroffiziere bekommen vollständige Bekleidung und Bewaffnung und zwar schon eine vollständige Reiseausrüstung in Berlin, die übrigen Sachen beim Eintreffen in Afrika aus den dortigen Magazinbeständen.

Offiziere und Mannschaften erhalten in Ostafrika freie Unterkunft nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse, freie ärztliche Behandlung und Arzneimittel, sowie freie Verpflegung in einem Lazareth oder an Bord von Schiffen bei Dienstreisen; im Uebrigen haben sich die Militärpersonen sämmtlich selbst zu verpflegen. Es wird ihnen aber aus den Magazinen der Schutztruppe gegen Bezahlung

das Verpflegungsmaterial so billig als möglich geliefert. Nur bei wichtigen kriegerischen Unternehmungen wird die Verpflegung auf Kosten der Schutztruppe aus den Dienstbeständen hergegeben.

Da es für den Europäer hochwichtig ist, das afrikanische Klima zeitweise zu verlassen und weil ein längerer Aufenthalt in Europa dann gewöhnlich nicht nur die unangenehmen Einflüsse des Klima's beseitigt, sondern auch für den ferneren Aufenthalt in Ostafrika stärkt, steht jeder zur Schutztruppe abkommandirten deutschen Militärperson nach mindestens zwei Jahren des Aufenthalts in Afrika ein viermonatlicher Urlaub nach Europa unter Belassung des vollen Einkommens zu. Dieser Urlaub kann zur völligen Herstellung der Gesundheit nöthigenfalls auf sechs Monate verlängert werden. Die Hin- und Rückreise bis zum, beziehungsweise vom nächsten europäischen Hafen wird in die Urlaubszeit nicht mit eingerechnet. Alle zwei Jahre steht der Anspruch auf diesen Urlaub den Mitgliedern der Schutztruppe immer wieder zu. Jedesmal erhalten sie eine Reisebeihilfe, die für Offiziere und Deckoffiziere 1000 Mark, für Unteroffiziere 700 Mark beträgt. Die Auszahlung erfolgt zur Hälfte bei Antritt des Urlaubs aus der Hauptkasse des Gouverneurs und zur anderen Hälfte bei Antritt der Rückreise aus der Legationskasse in Berlin.

Die Uniform der Mannschaften der Schutztruppe ist folgende: Die farbigen Mannschaften tragen weiße, bis zum Knie gehende Hosen aus Flanell oder Baumwollstoff und eine ebensolche Jacke mit blanken Knöpfen. Sie tragen einen rothen Fes (die Sudanesen auch Turbans) mit je nach den Kompagnien verschiedenfarbiger Troddel und naturfarbene Schuhe. Strümpfe werden von den Farbigen nicht angelegt, dagegen tragen die Sudanesen Beinbinden, die ähnlich wie Gamaschen sitzen. Jeder



Soldat ist mit Koppel, Seitengewehr, zwei Patronentaschen und einem Militärgewehr ausgerüstet. Die Unteroffiziere der Schwarzen haben sogenannte Chebrons, d. h. Dreiecke aus rother Wolle auf dem linken Oberarm; sie tragen Gewehr und Seitengewehr, außerdem aber noch einen Revolver. Die farbigen Offiziere tragen bis zum Knöchel reichende weiße Beinkleider, einen Rock nach preußischem Offizierschnitt aus weißem Baumwollstoff und einen Fes; sie führen einen Degen und Revolver.

Die deutschen Offiziere tragen den Tropenhelm, jenen bekannten, aus Hollundermark hergestellten halbkugeligen Helm mit Nackenschuß. Auf dem Helm ist ein fliegender Reichsadler und eine vergoldete, gereifelte Spitze befestigt. eine goldene Schnur, die um den Kopf und um den Vorder- und Hinterschirm läuft, und an dem die Kokarde befestigt ist, bildet das Offiziersabzeichen. Die Tropenmütze ist aus weißer Leinwand hergestellt und hat einen Besatzstreifen von marineblauem Tuch. Der Rock des Garnisonsanzuges besteht aus weißer Baumwolle nach preußischem Schnitt. Auf den beiden Kragecken befinden sich vergoldete Kaiserkronen. Der Rock ist blau passpoilirt und hat vorn vier Taschen, die zuknöpfbar sind. Alle Knöpfe sind vergoldet und tragen die Kaiserkrone. Beim Feldanzug besteht der Rock aus wasserdichthem blauen Drell, die Passpoilierung ist gelb, auf der linken Brustseite ist eine große und eine kleine Tasche angebracht. Der Galaanzug besteht aus blauem Tuch, wie bei der Marineinfanterie, und ist weiß passpoilirt. Zur Gala werden Schärpe und goldene Fangschnüre auf der linken Schulter getragen. Das Beinkleid ist für die Gala blau mit weißer Biese, zum Garnisons- und Feldanzug stets von der Farbe des Rockes ohne Biese. Der Säbel ist der preußische Infanterieoffiziersdegen. Die Fußbekleidung besteht aus Lederschuhen von naturfarbenem gelben Leder,

aus Segeltuchschuhen, aus kurzschäftigen, schwarzen Lederstiefeln und aus Gamaschen bis zur Kniehöhe aus naturfarbenem Leder, die an der Außenseite mit je sieben Schnallen geschlossen werden können. Die Ärzte tragen eine ähnliche Uniform, nur mit den Achselstücken der Sanitätsoffiziere der Marine; an Helm und Mütze sind außerdem kleine Unterschiede angebracht.

Die Kleidung der Unteroffiziere, Lazarethgehilfen und Zahlmeisteraspiranten ähnelt der der Offiziere, nur ist sie aus geringerem Stoff und an Stelle der vergoldeten Knöpfe und Beschläge ist Tombak verwendet. Die Chargenabzeichen werden auch auf dem linken Oberarm in Form von Dreiecken, sogenannten Chebrons, getragen; der Feldwebel hat drei goldene Chebrons, der Sergeant zwei und der Unteroffizier einen Chevron. Die Lazarethgehilfen haben einen Ärmelhaken von hellblauer Lize auf Untersatz von gelbem Tuch, die Oberbüchsenmacher eine rothe Lize auf weißem Untersatz.

Offiziere und Mannschaften haben außerdem noch Mäntel, da bei Nacht und in manchen Jahreszeiten in Ostafrika eine höchst empfindliche Kälte herrscht. Diese Mäntel gleichen mit geringen Abänderungen denen der deutschen Marineinfanterie. Für die farbigen Unteroffiziere und Mannschaften sind zum Schutz gegen Nachtkälte und Regen Decken vorhanden.

So zeigt sich denn die deutsche Schutztruppe wohl als ein indirekter Bestandtheil des deutschen Heeres, aber mit einem höchst eigenartigen Aeußeren. Möge es ihr vergönnt sein, dazu beizutragen, unsere Kolonien in Ostafrika zu einem werthvollen Besitze zu machen.

# Ballgeschichten.

Eine Faschingsstudie.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Die Frage, was ein Ball ist, mag müßig erscheinen, allein sie ist es nicht, denn wie über Alles, so gehen auch über den Ball die Ansichten auseinander. So haben ihn griesgrämige, weise und sonstige Personen für eine thörichte Erfindung des Menschengesistes, tiefsinnige deutsche Gelehrte aber für die gesellige Zusammenkunft jugendlicher Angehöriger beider Geschlechter erklärt, wobei die Bewegung des Körpers nach dem Takte der Musik und jenen Gesetzen vorgenommen wird, welche die Aesthetik der Tanzkunst als die im civilisirten Westen Europa's giltigen aufgestellt hat. Dieser ziemlich poetischen steht eine höchst prosaische Ansicht gegenüber. Ein deutscher Fürst hat nämlich frei und offen gestanden, in einem Balle nichts anderes als einen angenehmen Ersatz für ein Schwibbad erblicken zu können.

Obwohl nun nicht ausgeschlossen ist, daß auch andere Leute also denken, sehen Mütter heirathsfähiger Töchter in dem Balle die beste Gelegenheit, junge Leute einander näher zu bringen. In ihren Augen ist der Ball daher eine vortreffliche, unumgänglich nothwendige Einrichtung. Die Männer vergnügungsfüchtiger Frauen hingegen nennen den Ball eine höchst unangenehme Veranlassung zum

Gelbtausgeben. Geschäftsleute wieder halten ihn naturgemäß für das gerade Gegentheil, Millionen für ein großes Vergnügen, und ein junges Mädchen, das wir befragten, rief begeistert aus: „Ein Ball ist das Reizendste, was es auf der Welt gibt!“

Aber auch für sündig galt der Ball immer dann, wenn die Kleiderpracht und damit die Leppigkeit überhand genommen hatte. Dies geschah indeß meist damals, als ein Ball noch gar nicht Ball, sondern Reien, Reigen, oder kurzweg Tanz hieß, was bis weit in's 15. Jahrhundert hinein der Fall war, denn erst jenes Tanzfest, welches Matthias Corvinus, König von Ungarn, anno 1458 den Wiener Bürgern gab, wird ausdrücklich als Ball bezeichnet, und es mag sein, daß von da an diese Bezeichnung gebräuchlich zu werden begann. Und zwar geschah dies offenbar deshalb, weil dem Tanze das Ballspiel, ein im Mittelalter allbeliebtes, in eigens dazu erbauten Ballhäusern kultivirtes geselliges Vergnügen entweder voranzugehen oder zu folgen pflegte, und man daher statt „Spiel und Tanz“ viel einfacher „Ball“ sagen konnte.

Diese Bezeichnung entspricht nun auch dem Charakter der Bälle unserer Zeit, insoferne mit denselben Musik-, Gesangs- und sonstige Produktionen verquickt sind, oder den Bällen irgend eine Idee, oder ein Plan zu Grunde liegt, nach der oder dem sich die Theilnehmer richten müssen. Aber man glaube nur ja nicht, daß die Gegenwart allein groß ist in solchen Dingen und daß bloß sie Ballarrangeure hervorgebracht hat, deren Schöpfungen gewissermaßen unsterblich geworden sind. Allerdings bezeichnet man in St. Petersburg als unerreichtes Vorbild aller Bälle noch immer jenen vom Dreikönigstage des Jahres 1841 im Winterpalast, auf welchem von der kaiserlichen Familie und von sämtlichen Großwürdenträgern des Reiches ein idealer Staat in der Weise dargestellt wurde,

daß gerade die höchsten Herrschaften den niedrigsten Rang bekleideten; die Kaiserin z. B. den einer Kammerfrau der Gebieterin der Sonnenstäubchen, der Kaiser den eines gewöhnlichen Soldaten, der Arrangeur Graf Michail Furgentwitsch aber den des Königs Febius IV. Allein was ist dieser Ball im Vergleiche mit jenem, welchen der russische Staatsmann Fürst Rasumowski 1815 den beim Wiener Kongresse versammelten Fürstlichkeiten gab? Vor Allem fand dieser Ball in einem Palaste statt, der, in der Altwiener Vorstadt Landstraße gelegen, nicht nur eine Nachahmung des St. Petersburger Winterpalastes, sondern auch noch reicher ausgestattet war als dieser, und dann wohnten demselben zwei Kaiser — Franz I. und Alexander I. — fünf oder sechs Könige und zahlreiche Fürsten bei. Auch war die diesem Balle zu Grunde liegende Idee höchst poetisch, und ihre Durchführung befriedigte selbst die hochgespanntesten Erwartungen. Die schönsten Frauen und Mädchen aller Nationen stellten nämlich zuerst einen Aufzug aus dem damals allbeliebten Märchen, Fouqué's „Undine“, dar, und dann wurde eine Quadrille, „die vier Elemente“, getanzt, in der die Luft, das Feuer, das Wasser und die Erde, sowie Nixen und Erdgeister von den herrlichsten weiblichen Gestalten allegorisch dargestellt wurden.

Eine derselben, die Fürstin Bagration, schildert Barnhagen folgendermaßen: „Ihr liebliches Gesicht war weiß wie Marmor, vom zartesten Rosenroth überhaucht, sanft und doch ausdrucksvoll; wenn sie die Augen niederschlug, sah sie aus wie die holdeste Demuth; entschleierte sie aber den Sonnenglanz derselben, so verstand sie mit einem einzigen Blick sich zu einer Herrscherin zu machen.“

Das Entzücken war allgemein, selbst ein Mann, wie Talleyrand, war hingerissen und gestand, Aehnliches noch nie gesehen zu haben. Uebrigens sorgte auch ein unglück-

licher Zufall dafür, diesen Ball zu einem unvergeßlichen zu gestalten. Im Saale brach nämlich infolge Ueberheizung ein Brand aus, der so schnell um sich griff, daß sich die Gäste nur durch rasche Flucht retten konnten. Der Palaß brannte vollständig nieder, und es war ein furchtbar schöner Anblick, als das hohe Kupferdach zerschmolz und gleich einem grünen Feuerstrom in die Flammen floß.

Aber nicht nur Vorgänger, sondern auch Nachfolger hatte der St. Petersburger Ball der Bälle, die ihn bei Weitem übertrafen. Wir erinnern hier nur an die vielbewunderten Bälle, welche der österreichische Botschafter am Hofe Napoleon's III., Fürst Metternich, zu veranstalten pflegte. Besonders berühmt wurde jener zu Ehren der Kaiserin Eugenie veranstaltete Ball, welcher den Olymp auf die Erde zauberte, und auf dem die damals mächtigste Frau Europa's als Juno erschien. Zudem fand dieser Ball in einem Saale statt, der in einem Garten eigens errichtet worden war und ganz aus blauem Satin und Spiegeln bestand. Die Lorbeeren, welche Fürst Metternich als Ballarrangeur errang, ließen natürlich gar viele reiche und vornehme Familien nicht schlafen. Alle gaben Bälle, von denen einer den andern an Glanz und Pracht und Originalität zu übertreffen suchte. Später, nach dem Sturze des Kaiserreichs, wurde weniger auf die Idee, als vielmehr auf die äußere Pracht des Balles gesehen, und ein Luxus entfaltet, der, als im Jahre 1878 eine Amerikanerin für den Rotillon so reiche, meist aus Gold bestehende Geschenke in Mode brachte, daß dieser Tanz allein dem Ballgeber auf 20—30,000 Franken zu stehen kam, seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien. Allein man täuschte sich. Es sollte noch besser kommen. Im Fasching 1884 gab nämlich der in Paris lebende amerikanische Millionär Mackay einen Ball, zu dem er, do

sein Haus nicht groß genug war, im Garten während weniger Nächte mit Hilfe von Hunderten von Arbeitern unter Aufwendung mehrerer Hunderttausend Franken einen Tanzpalast errichten ließ, dessen Wände mit rothem Sammet und Spiegeln bedeckt waren. Ueberall strokte es von Marmor und von Gold; auch eingelegter Boden fehlte nicht. In diesem Palast wurden den Gästen frische Erdbeeren gereicht, die aus allen südlichen Ländern herbeigeschafft waren, sowie Störe aus Rußland, Vogelnester aus Indien und Schinken von Wildschweinen aus den Wäldern Ungarns. Die Knallbonbons enthielten prachtvolle seidene Shawls, Taschentücher u. s. w., sämmtlich mit einem echten Schmuck versehen, auf welchem das amerikanische Wappen ziselirt war, ein Scherz, der mehr als 150,000 Franken kostete. Dafür hatte Herr Mackay die Genugthuung, daß sein Fest als das reichste während des Pariser Carnevals gepriesen wurde.

Sonst hatte diesen Ruhm Signor Cernuschi geerntet, ein Mann, der sich an dem Tage des Jahres 1871 als Franzose naturalisiren ließ, an welchem das deutsche Heer in Paris einrückte, und es schien fast, als ob zwischen ihm und Mackay ein Wettrennen um den Sieg im Ballluxus stattfinden sollte. Allein es kam nicht dazu, und während von dem Amerikaner nichts mehr verlautet, hat Cernuschi seinen alten Ruf als Ballgeber neuestens wieder dadurch befestigt, daß er im Mai 1890 einen Ball veranstaltete, der in der Geschichte der Bälle als Brillantenball figurirt, weil auf demselben infolge besonderer Aufforderung des Arrangeurs solch' eine Menge von Edelsteinen zu sehen war, daß deren Werth — für den Fall, daß sie alle echt waren — nach Milliarden berechnet, und daß das Auge von all' dem Glanze geblendet wurde.

Gehen wir nun auf unserer Suche nach durch Glanz

und Pracht oder Arrangement berühmten Bällen wieder in die Vergangenheit zurück, so finden wir, daß darunter der Ball, der im Fasching des Jahres 1585 aus Anlaß der Vermählung des Herzogs Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg mit der Prinzessin Jakobine von Bayern im Schlosse von Düsseldorf abgehalten wurde, einen der ersten Plätze einnimmt. Derselbe wurde nämlich in einem Saale abgehalten, welcher als Zaubergarten ausgeschmückt war. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldenem Flitter behangen, Obstbäume in hohen Felsen und Bergen, perspektivische Wasserbäche und darin mehrere Arten Fische. Die Ufer dieser Bäche umsäumten Häuser, Schlösser, Thürme und Gehölze mit Elephanten, Löwen und sonstigen der Natur getreu nachgebildeten Thieren. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, während ein Doppeladler, auf einem Löwen stehend, sie mit seinen Fittigen deckte. Dieses allegorische Thier fiel noch besonders dadurch auf, daß es das aus Edelstein verfertigte Wappen der Neuvermählten im Schnabel trug. Mit Ausnahme dieses Wappens war das Ganze Zuckerwerk und wurde verschiedenartig beleuchtet, so daß es einen magischen Eindruck hervorbrachte.

Bei diesem Ballfeste besorgten mehr als hundert Trompeter, Pauker, Geiger und Lautenschläger die Musik, und wenn sie schwiegen, stimmten Sängerköre ihre Lieder an, bei deren Klängen, wie schon im Alterthume, ebenfalls getanzt wurde. Dieser Ball währte sieben Nächte lang, und gab Herren wie Damen Gelegenheit, eine Kleiderpracht, sowie überhaupt einen Luxus zu entfalten, welcher alles bis dahin Gesehene übertraf.

Erst der aus Anlaß der Krönung Kaiser Leopold's II. zum Könige von Böhmen am 12. September 1791 in Prag gegebene Ball sollte sich in jeder Beziehung großartiger und mit Rücksicht auf die Theilnahme von 4000



allen europäischen Nationen angehörigen Personen zum größten Ballfeste gestalten, das die Welt bis dahin gesehen. Und diesen Rang behauptete der Prager Krönungsball bis zum 29. April 1887, wo im Metropolitan-Opera-House zu New-York zur Feier des 100. Jahrestages der Organisation der Verwaltung der Vereinigten Staaten durch den General Washington ein Ball stattfand, zu welchem 10,000 Personen eingeladen waren und größtentheils auch erschienen.

Doch bot dieser Ball außer der von den Abkömmlingen jener Personen getanzten Quadrille, welche vor 100 Jahren den „Gründungsball“ mitgemacht hatten, nichts Sehenswerthes. Aller und jeder Ausstattungsluxus war nämlich strenge vermieden worden, oder mußte vielmehr vermieden werden, denn die 400,000 Mark, welche der Kongreß für diesen Ball bewilligt hatte, waren nicht für Dekoration des äußeren Schauplazes, sondern für leibliche Genüsse der Gäste bestimmt. Trotzdem man aber für 40 Mark — diese entfielen nämlich auf den Kopf — sehr viel haben kann, schwebte doch eine kühle Nüchternheit über diesem Balle, und derselbe ist wirklich nur durch die bis dahin nicht dagewesene Anzahl von Besuchern der großartigste der Welt geworden.

Wie lange er's bleiben wird, wer vermöchte es zu sagen?! Vielleicht geben sie in Chicago schon anläßlich der Eröffnung der Weltausstellung einen Ball zu 20,000 Gästen, dann ist jener übertrumpft und somit vergessen und begraben.

Ueberhaupt wird ein Ball nicht so sehr durch die Anzahl seiner Besucher, sondern in erster Linie durch die ihm zu Grunde gelegte Idee und erst in zweiter Linie durch Glanz und Pracht berühmt. So würde man heute gewiß nicht mehr von jenem Balle sprechen, welchen Kaiser Leopold I. im Juni 1698 seinem erlauchten Gaste Peter dem

Großen zu Ehren in dem Wiener Lustschlosse „Favorita“ (heute „Theresianum“) gab, wenn der Monarch damals nicht die Idee gehabt hätte, am Ballabende seinem ganzen Hofe den Charakter des Dorfwirthshauses „Zum schwarzen Doppeladler“ zu geben, in welchem er den Wirth, seine Gemahlin die Wirthin, die Hofherren und Damen aber Bauern und Bäuerinnen aller Nationen darstellten. Dem Zaren selbst war die Rolle eines friesländischen Bauers vorbehalten, und er spielte dieselbe so gut und lebte sich überhaupt so in die herrschende Idee ein, daß er zu Ende des Festes die ihm als „Frau“ zur Seite gestandene friesländische Bäuerin — eine Hofdame — durchaus als solche behalten wollte und möglicherweise auch behalten hätte, wenn die Dame nicht bereits vermählt gewesen wäre.

In Wien haben überhaupt sehr viele, wenn nicht die meisten glänzenden und berühmten Bälle stattgefunden, und diesen muß auch jener Maskenball beigezählt werden, welchen der österreichische Hochadel gelegentlich der Vermählung des Kaisers Franz I. mit der Erzherzogin Maria Ludovika von Oesterreich am 10. Januar 1808 veranstaltete. Damals war die Parole ausgegeben worden, die auf dem Balle erscheinenden Neuvermählten in das Morgenland zu versetzen und daselbst durch eine ihnen entgegenziehende ebenso zahlreiche als glänzende orientalische Gesandtschaft zu begrüßen. Diese Idee wurde denn auch auf's Beste durchgeführt. Jede Dame der Gesandtschaft — und es gab deren sehr viele — brachte eine vorher bestimmte „etwas sagende“ Blume herbei, die dann vor den Augen der Kaiserin zum Strauße vereinigt und ihr mit einem Gedichte des österreichischen Poeten J. v. Collins überreicht wurden; eine reizvolle Anwendung des orientalischen Selams, der Begrüßung, die bis dahin unbekannt war und auf Vermählungsbällen seither nicht wieder vorgekommen ist.

Ganz natürlich! Man will ja auch in Ballsachen originell sein und legt, seitdem Glanz, Pracht, ja selbst Verschwendung nicht mehr ziehen, den Bällen zum Theile recht sonderbare Ideen zu Grunde. So hat die Herzogin von Fernan-Nunez im vorigen Fasching in Madrid ein Fest gegeben, auf welchem die Herren nur in rothen Leibröcken, weißseidenen Kniehosen und Escarpins, sowie lichten Ballschuhen erscheinen durften. Um dieselbe Zeit veranstaltete in Paris die Gräfin Kersaint ein glänzendes Ballfest, bei welchem alle eingeladenen Herren, mit alleiniger Ausnahme einiger Gesandten, in farbigen Fracks erscheinen mußten. Man sah alle möglichen Abstufungen von Blau, Gelb, Grün, Braun und Roth, ja einzelne der bunten Frackträger hatten sogar die Farben ihres Fracks mit den Farben ihrer Equipagen in Uebereinstimmung gebracht. „Die hellen Kostüme der Herren ließen diesmal fast die Eleganz der Frauen vergessen, obzwar dieselben durchgängig in hochfeinen Toiletten prangten. Glichen die Herrenanzüge allen Farbentönen der Blumen, so erinnerten die leichten und lustigen Toiletten der Damen an das feine Gewebe der Wolken. Die Diamanten glitzerten darin wie die Sterne im ersten Morgengrauen,“ berichtete der Reporter eines angesehenen Blattes über diesen Ball, und das war's, was der Gemahlin des schon erwähnten Krösus Mackay manch' schlaflose Nacht verursachte. Sie sann und sann, wie sie die Kersaint übertrumpfen könne. Endlich hatte sie einen Gedanken, und bald nachher fand bei ihr ein Ball statt, bei welchem für Damen die schwarze, für Herren die weiße Kleidung vorgeschrieben war. Der Effekt, den diese seltsame Verordnung hervorbrachte, war ein unendlich komischer. Besonders bei den Quadrillen erregten die in weiße Baumwollfracks gehüllten Herren die tollste Heiterkeit und benahmen sich auch recht ausgelassen, während die in

schwere schwarze Stoffe gehüllten Damen und Mädchen sich mit der gebührenden Grandezza gaben und lebhaft bedauerten, daß dieser Ball nicht wiederholt werden könne, ohne den Reiz der Unmittelbarkeit zu verlieren, mit anderen Worten: ohne abgeschmakt zu werden.

Nun, wer weiß, ob er's wirklich würde. Andere Faschingsfeste wiederholen sich ja auch und fallen immer sehr gut aus, ja, der nach der Saaldekoration sogenannte Stechpalmenball in Brighton, wobei Damen die Herren zu unterhalten haben, erfreut sich sogar steigender Beliebtheit. Dasselbe gilt sowohl von den Tschuttischen-Bällen, welche darin bestehen, daß Tänzer und Tänzerin nicht „walzen“, sondern sich bis zur völligen Ermüdung auf der Erde herumwälzen, als auch von den bei einigen Negerstämmen üblichen Ballfesten, auf welchen die jungen Herren einander tanzend das Fell gerben.

All' diese, sowie die in England und Amerika üblichen Schaltjahrbälle kehren zur bestimmten Zeit wieder, nur der Ball im Geldschrank bleibt ein Unikum unter den Bällen. Ein einziges Mal — im Jahre 1885 — hat er stattgefunden, und zwar nicht etwa in einem nachgemachten, sondern in einem wirklichen, in jenem eisernen Geldschrank nämlich, welcher unter Leitung der Gebrüder Bäsch in der Fabrik von Schwarz u. Comp. zu Buenos-Ayres vollendet wurde. Für die Provinzialbank in La Plata bestimmt, hatte dieser Schrank bei einem Gewichte von 90,000 Kilogramm eine Länge von 9, eine Höhe von 5 und eine Breite von 6 Metern — also Dimensionen, die es den Fabrikanten ermöglichten, ihren Arbeitern in dem festlich erleuchteten und geschmückten Inneren des Kolosses den erwähnten, mit Rücksicht auf die Lokalität einzig dastehenden Ball zu geben.

Daß derselbe höchst animirt verlief, braucht nicht besonders betont zu werden, denn die Ballgäste waren

Deutsche, die das Tanzbein von allen Nationen noch immer am ausdauerndsten schwingen und im Allgemeinen der Ansicht huldigen, Raum sei auf dem kleinsten Pläke für ein selig tanzend Paar. Schiller hat dies anzuführen vergessen, wir holen's nach und schließen damit für diesmal unsere Ballgeschichten.

## Das Berliner Postzeitungsamt.

Ein Bild aus dem modernen Verkehrsleben.

Von

Max Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

**D**as in Bezug auf seinen Umfang und die Art seines Dienstes geradezu einzig dastehende Berliner Postzeitungsamt hat den Zeitungsverkehr im deutschen Reiche und mit dem Auslande zu vermitteln. Die Funktionen einer Verlagsbuchhandlung, eines Kommissions- und Expeditionsgeschäfts finden sich in der Thätigkeit dieser Reichsbehörde vereinigt, deren Bestehen von größter Wichtigkeit für alle deutschen Zeitungsleser ist.

Nur die deutsche Reichspost und die deutschen Landespostverwaltungen nehmen Abonnements auf Zeitungen an und ermöglichen dadurch dem Publikum eine außerordentliche Bequemlichkeit in dem Bezug der verschiedenen Zeitungen, wie es in keinem anderen Lande der Fall ist. In England und Frankreich sind Abonnements auf der Post nicht zulässig; wer dort auf ein Blatt abonniren will, muß an die Expedition des Blattes seine Adresse senden und erhält dann das Blatt unter Kreuzband regelmäßig zugewendet. Die Folge dieser Art der Verschickung

ist eine außerordentliche Erhöhung des Abonnementspreises, der ohnehin schon hoch genug ist, durch das Porto. Die Summe, die man in Deutschland jährlich bezahlt, um eine große, vielleicht sogar zweimal täglich erscheinende Zeitung zu erhalten, reicht in England und Frankreich noch lange nicht hin, um auch nur ein Quartal einer nur einmal am Tage erscheinenden Zeitung zu erhalten. In Oesterreich-Ungarn bestehen allerdings ähnliche Verhältnisse wie in Deutschland, indeß fehlt dort eine Centralisation, wie im Postzeitungsamte zu Berlin. Die Zeitungsexpeditionen arbeiten ebenfalls direkt mit dem Publikum, und die Post übernimmt nur die Expedition, während in Deutschland die Zeitungen direkt mit der Post arbeiten und sich um die einzelnen Abonnenten und Empfänger gar nicht zu kümmern haben.

Wie bereits erwähnt, ist die Thätigkeit des Postzeitungsamts eine doppelte: es nimmt aus dem Auslande Bestellungen auf die deutschen Zeitungen an und bestellt im Auslande für deutsche Abonnenten die auswärtigen Blätter; ferner übermittelt es für das In- und Ausland die in Berlin erscheinenden Zeitungen, die augenblicklich die gewaltige Höhe von vierhundertfünfzig in runder Summe erreicht haben. Unter diesen vierhundertfünfzig Zeitungen sind allerdings verhältnißmäßig nur wenige große politische Tageszeitungen, die anderen sind Fachjournale, Blätter wissenschaftlichen, religiösen und technischen Inhalts, welche die Interessen verschiedener Gewerbetreibenden und industrieller Gruppen vertreten, endlich illustrierte Zeitungen, Modejournale u. s. w. Zusammen mit den auswärtigen Zeitungen, die das Postzeitungsamt für Deutschland vertreibt, macht das jährlich gegen siebenhundert Organe der öffentlichen Meinung. Die Zahl der Exemplare aber, die jährlich von Berlin aus durch das Postzeitungsamt versendet werden, erreicht in letzter Zeit die Höhe von zweihundertzehn



bis zweihundertzwanzig Millionen. Fünfundsechzig Beamte und hundertsechzig Unterbeamte sind mit Abrechnung und Versendung beschäftigt, und da jeder Leser, der eine auswärtige oder eine Berliner Zeitung bezieht, wohl ein Interesse daran hat, zu erfahren, wie der Dienst im Berliner Postzeitungsamt gehandhabt wird, fordern wir ihn auf, uns einmal des Nachmittags nach dem Grundstücke des Postzeitungsamtes in der Mauerstraße zu begleiten, um sich davon zu überzeugen, wieviel Arbeitskraft, sorgfältige Erwägung aller Umstände, Zeitausnutzung und Routine dazu nothwendig sind, um jedem Abonnenten bis in den letzten Winkel des deutschen Reiches seine Zeitung rechtzeitig zugehen zu lassen.

Das Postzeitungsamt befindet sich augenblicklich auf einem Grundstücke mit dem Reichspostamt zusammen und ist in den beiden Geschossen eines ehemaligen Fabrikgebäudes untergebracht. Die Räumlichkeiten sind durchaus unzulänglich, und den vielgeplagten Beamten wird dadurch ihr Dienst noch bedeutend erschwert. Bei dem in den nächsten Jahren stattfindenden Erweiterungsbau des Reichspostamts wird allerdings auch das Postzeitungsamt ein neues, großartig eingerichtetes Heim erhalten, immerhin werden aber bis zur Benutzung desselben noch vier bis fünf Jahre, wenn nicht mehr, vergehen.

An der Spitze des Instituts steht ein Direktor mit mehreren Inspektoren. Wir erhalten durch besondere Legitimation des Staatssekretärs im Reichspostamt Dr. v. Stephan Zutritt zu dem Dienstgebäude und begeben uns unter sachkundiger Führung zuerst nach dem Abrechnungsbureau. Hier sind zweiundsechzig Beamte, Postsekretäre und Oberpostsekretäre, beschäftigt, sich mit den auswärtigen Zeitungen über Empfang und Abgabe von Exemplaren zu verrechnen. Bestellt ein Abonnent in Schlessien bei seinem Postamt eine schwedische Zeitung, so sendet das



Heimathspostamt diese Bestellung an das Postzeitungsamt in Berlin, und dieses bestellt fest das schwedische Blatt. Das schwedische Blatt wird regelmäßig direkt nach Berlin geschickt und von hier aus erst dem betreffenden schlesischen Postamt übermittelt. Umgekehrt bestellen die schwedischen, dänischen und englischen Abonnenten, die eine deutsche Zeitung haben wollen, dieselbe nicht bei der Zeitungs-  
expedition oder dem Postamt, in dessen Bezirk die betreffende Zeitung erscheint, sondern ebenfalls wieder bei dem Postzeitungsamt in Berlin, welches die Bestellungen ausführt und sich darüber mit dem ausländischen Postamt verrechnet.

Es wird in diesem Abrechnungsbureau in fast allen europäischen Sprachen korrespondirt. Wendet man auch mit Vorliebe und mit einem gewissen berechtigten Selbstbewußtsein von Seiten des Postzeitungsamts die deutsche Sprache in der Korrespondenz an, so muß man sich doch dafür darauf gefaßt machen, daß alle Antwortbriefe vom Auslande her in der betreffenden fremden Sprache geschrieben sind, und die Beamten müssen insolgedessen die bezügliche Sprache vollständig beherrschen.

In diesem Abrechnungsbureau liegt wohl eine wichtige Thätigkeit des Postzeitungsamts, ihre kolossale Bedeutung springt jedoch nicht so in die Augen, wie in dem Versendungsraum, der dazu eingerichtet ist, zweimal täglich, in den frühesten Morgenstunden und Nachmittags gegen halb fünf Uhr, die Berliner Tageszeitungen aufzunehmen und an die Abonnenten im Inland und im Ausland zu befördern.

Der Dienst im Postzeitungsamt ist dadurch so schwierig, daß sich die Expedition von mehr als Dreiviertelmillionen Exemplaren täglich auf wenige Stunden zusammendrängt, und die Bewältigung dieser Aufgabe gelingt nur durch anstreifende Ausnutzung der Arbeitskraft der Beamten und





durch die staunenswerthe Gewandtheit, die sich diese Leute im Dienst erwerben und die sie befähigt, gleich den Rädern eines großen Uhrwerks zu funktionieren und mit ihrer Beschäftigung gewissermaßen ineinanderzugreifen.

Die Versendungsabtheilung des Postzeitungsamtes verkehrt täglich mit zehntausend Stationen des In- und Auslandes. In den riesigen Sälen der ersten und zweiten Etage sind für diese zehntausend Stationen in Regalen zehntausend Fächer vorhanden, die natürlich verschieden groß angelegt sind. Eine kleine Poststation in der Provinz Ostpreußen wird selbstverständlich weniger Verkehr haben als München oder Dresden, und bei dem Durchschreiten der Säle und der Durchmusterung der Regale, auf deren Fächern immer die gedruckten Namen der betreffenden Stationen angebracht sind, erfährt den Beschauer schon etwas wie Verwirrung und Schwindel.

In einem besondern Raume steht eine Schneidemaschine, auf welcher die gedruckten Namenszettel der Stationen aus den Bogen herausgeschnitten werden. Aus großen Bogen Packpapier schneidet man hier auch die nothwendigen Stücke heraus, die für jede Verpackung erforderlich sind, und der Bedarf an Packpapier beträgt des Tags mehrere Centner, ebenso wie täglich mehr als ein halber Centner Kleister und über dreißig Pfund Bindfaden verwendet werden.

Die Beamten arbeiten mit zwölfstündiger Ablösung und haben nur Pause am Montagmorgen und an einzelnen halben Tagen während der großen Festtage. Sonst funktioniert das Postzeitungsamt ununterbrochen jahraus jahrein, Tag und Nacht, und jeder einzelne Beamte muß mit Anspannung aller Kräfte seinen Dienst erfüllen, soll es nicht augenblicklich Stockungen und Verzögerungen geben, die vom Publikum gewöhnlich höchst unangenehm aufgenommen werden.

Die zehntausend Stationen hat man auf fünfzehn Unter-

abtheilungen, sogenannte „Listen“, vertheilt. An der Spitze jeder Liste steht ein Vorsteher, ein Oberpostsekretär, der stets mit demselben Personal in seiner Liste arbeitet und welchem so und so viel hundert Stationen zur Bearbeitung überwiesen sind. Diese Listen sind geographisch und nach Postkursen geordnet, im Allgemeinen aber richtet man sich bei der Vertheilung der Stationen nach dem Alphabet, damit nicht die Bearbeitung eines Postkurses immer einer Liste allein zur Last fällt, sondern von allen gleichzeitig vorgenommen werden kann.

Die Beamten, die am Morgen um acht Uhr angetreten sind, finden sämtliche Regale leer. Tiefe Stille und Ruhe herrscht in den weiten Räumen des Postzeitungsamts. Die Vorsteher der Listen stellen fest, daß ihre Gehilfen sämtlich zur Stelle sind. Dann geht man stets genau nach derselben Arbeitseinteilung daran, das Packpapier zuzuschneiden, in welcher für jede einzelne Station die abzufsendenden Zeitungen eingeschlagen werden sollen. Mit der Hand und mit der Beschneidmaschine werden die verschiedenen Formate der Packpapiere hergestellt und auf jedes derselben der aufgedruckte Name der Station, welche das Zeitungspacket erhalten soll, geklebt. Andere Beamte schneiden kurze und lange Bindfaden ab, um diese Packete im letzten Moment zu verschnüren. Dann legt man in jedes Fach ein Stück Bindfaden von gehöriger Länge und das Stück Packpapier, mit dem aufgeklebten Namen nach unten.

Da fortwährend neue Bestellungen auf Zeitungen eingehen, so müssen im Laufe des Vormittags die Listen nachgetragen werden, in denen verzeichnet steht, wie viel Exemplare von jeder Zeitung jede Station erhält. Hin und wieder im Laufe des Vormittags erscheint auch auf dem Hofe des Amtes ein Zeitungswagen, welcher ein einmal wöchentlich oder monatlich erscheinendes Fach- oder

Unterhaltungsblatt bringt. Die Stöße dieser Zeitung, die gewöhnlich durch einfache Umschnürung zu tausend Stück zusammengebunden sind, werden vom Hofe direkt in den Annahmeraum gebracht und vor einem Schalterfenster auf einem gewaltigen, mit Zinkblech beschlagenen Tisch niedergelegt. Beamte treten heran und zählen die Zeitungsexemplare ab, indem sie den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand mit großer Geschwindigkeit über die wagerecht liegenden Stapel laufen lassen und je zehn Exemplare auf einmal immer von einander trennen und abzählen. Schon das Zusehen bei dieser Arbeit zeigt uns die außerordentliche Gewandtheit, welche die Beamten in ihrem Geschäft haben.

Von einem Katheder her ruft der Vorsteher des Annahmeraumes die einzelnen Listen auf und vertheilt von den angekommenen Exemplaren auf jede Liste die nothwendige Zahl. Die Unterbeamten der fünfzehn Listen schleppen die ihnen zugetheilten und nachgezählten Exemplare nach ihren Arbeitstischen, und hier beginnt nach einem besondern Verzeichniß der Liste die Vertheilung auf die Stationen. Man legt auf das Stück Packpapier in den Regalen die Nummern, gewöhnlich einmal gebrochen, und legt auf sie einfach die nächsten Zeitungen, die im Laufe des Vormittags und des Nachmittags noch ankommen.

Durchwandert man Nachmittags gegen vier Uhr wieder einmal die Säle, in denen die fünfzehn Listen untergebracht sind, so findet man kaum noch ein leeres Fach in den Regalen; mindestens zwei bis drei Exemplare liegen in jedem der zehntausend Fächer, an mancher Stelle findet man schon einige hundert Exemplare von illustrierten Zeitschriften, von Witzblättern, von Fachblättern u. s. w. angehäuft und übereinander geordnet. In Berlin erscheinen eben täglich Zeitungen, welche ausnahmslos Abonnenten

in der Provinz und auch im Ausland haben. Hin und wieder erscheint auch ein großer, gelber Postwagen, ein sogenannter Bahnhofswagen, und bringt ganze Stöße von ausländischen Zeitungen, die ebenfalls sofort auf die Listen und innerhalb dieser auf die verschiedenen Stationen vertheilt werden.

Von vier Uhr ab aber wird in den Sälen eine gewisse Unruhe bei den Beamten bemerkbar. Die Vorsteher durchmustern noch einmal sorgfältig die Listenbücher, die Fächer, die Vorbereitungen für das schnelle Verpacken, und immer wieder prüfen die Augen der Beamten die große Uhr, die im vordersten Saale, im Annahmeraum angebracht ist und deren großer Zeiger sich der Sechsz nähert. — Fast sämtliche Berliner Tageszeitungen, die zweimal täglich erscheinen, kommen mit dem Abendblatt Nachmittags um halb fünf Uhr heraus; eine Anzahl von Zeitungen, die nur einmal erscheinen, und zwar des Abends, werden auch um diese Zeit in der Druckerei mit den ersten Exemplaren des Blattes fertig, und da um fünf Uhr im Postzeitungsamte der Schluß für einen Theil des süddeutschen Kurzes und für Oesterreich-Ungarn stattfindet, liegt es im Interesse der Zeitungen, durch ihre Wagen so schnell als möglich die Exemplare nach dem Postzeitungsamt schaffen zu lassen.

Wer aber das eigenthümliche Getriebe in einer großen Zeitung, auch in der Druckerei eines großen Tageblattes kennt, weiß, daß nicht immer Alles glatt abgeht. Die Redaktion wartet manchmal noch eine Viertelstunde auf das Eintreffen einer wichtigen Nachricht oder eines Berichterstatters, der wegen Recherchen fortgesendet wurde. Beim sogenannten Umbrechen des Satzes oder in der Stereotypie gibt es Störungen und Aufenthalt unvorhergesehener Art, die Rotationsmaschinen haben auch ihre sogenannten Mucken und verweigern manchmal minutenlang den Dienst, bis

man den Fehler entdeckt hat, der sie am korrekten Funktioniren verhinderte. Daher kommt es fast nie vor, daß unmittelbar nach halb fünf Uhr Nachmittags die Mehrzahl der Berliner Zeitungswagen auf dem Grundstück des Postzeitungsamts erschienen ist. Pünktlich erscheinen nur die gelben Karriolwagen der Post, mit je einem Pferde bespannt, welche die Zeitungen nach dem Anhalter Bahnhofe bringen sollen, um sie hier direkt in den um fünf Uhr und zwanzig Minuten abgehenden Berlin-Wiener Expreszug zu werfen, der gleichzeitig die Postfächer für Sachsen, Böhmen, Mähren, Ungarn, die Balkanländer, Ober- und Niederösterreich, zum Theil auch im Anschlußverkehre für Bayern, die Schweiz und Italien mit sich führt.

Zehn weitere Minuten sind vergangen, es ist 4 Uhr 40 Minuten, und noch läßt sich kein Zeitungswagen blicken. Die Fahrstühle, welche den Verkehr zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk vermitteln, stehen still, auf der mit Blech beschlagenen Gleitbahn vom ersten zum zweiten Stock, die im Innern des Gebäudes, am Ende des Saales angebracht ist, kommt nur höchst selten ein kleines Packetchen heruntergerutscht, das für irgend eine auswärtige Station bestimmt ist und nicht auf die Tageszeitungen zu warten braucht.

Es liegt etwas in der Luft wie Nervosität. Der Vorsteher läßt an die Listen bereits gedruckte Zettel vertheilen, auf denen sich die Mittheilung befindet, daß wegen verspäteter Auslieferung von Seiten der Zeitungsexpeditionen die fällige Zeitungspost nicht mehr expedirt werden konnte. Noch wird indeß gewartet, denn die Geschicklichkeit und Routine der Beamten ermöglicht es, selbst in kürzester Zeit doch noch vielleicht einen Theil der fälligen Auflage zu expediren.

Im nächsten Augenblicke hört man vom Hofe her Fußschlag und das Rollen von Wagen. Durch die beiden

großen Einfahrtsthore in der Mauerstraße kommen zwei, drei, fünf, sechs, acht Zeitungswagen fast gleichzeitig in schnellster Gangart auf den Hof gejagt. Die Kutscher und Begleiter springen ab, holen aus den Wagenkasten die riesigen Zeitungstapel heraus, im Lauffschritt bringen sie die Päckchen nach dem Annahmeschalter, und krachend fällt Stapel auf Stapel auf den blechbeschlagenen Tisch nieder. Innerhalb weniger Minuten liegen hier dreihunderttausend Exemplare der verschiedensten Zeitungen, wobei jeder Vertreter der Zeitungsexpeditionen, der den Zeitungswagen begleitet, mit lauter Stimme den Namen seiner Zeitung und die Zahl der Exemplare, die er mit sich brachte, ausruft. Die Druckerei hat noch nicht alle Nummern, die erforderlich sind, schaffen können, und der zweite Wagen soll in wenigen Minuten den Rest bringen.

Vom Ratheder des Annahmeraumes her ertönt die Stimme des leitenden Beamten, der die Exemplare an die einzelnen Listen vertheilt. Durch nichts in ihrer Ruhe gestört, zählen die Annahmebeamten die aufgeliesserten Exemplare durch und geben die für die Listen bestimmten, nochmals nachgezählten Exemplare an die Beamten der betreffenden Listen ab, die sich im Lauffschritt mit den hohen Zeitungstapeln nach ihren Arbeitstischen begeben. Ununterbrochen rasseln in wildestem Tempo die Fahrstühle herauf und herunter, immer neue Stapel von Zeitungen nach dem oberen Stock befördernd. Mehr als hundert Menschen laufen wortlos durcheinander, weichen sich geschickt aus, dirigiren sich durch Winke mit den Augen und Händen, und über diesem anscheinenden Chaos schwebt die Stimme des Kommandirenden, der immer wieder die neu einströmenden Zeitungsexemplare an die verschiedenen Listen vertheilt. Draußen jagen die Zeitungswagen vom Hofe und neue kommen in raschester Gangart angefahren. In dem Schalterraum drängen sich die Vertreter der

Zeitungs-Expeditionen, immer wieder den Namen und die Anzahl der Exemplare rufend. Die scheinbare Verwirrung für die Zuschauer steigert sich dadurch, daß jetzt auch schon die Zeitungen ihre Exemplare abliefern, die für den pommer'schen und ostpreußischen Kurs erst um halb sechs Uhr expedirt werden können.

Der Vorsteher des Postzeitungsamts aber hat sorgfältig den Gang des großen Zeigers auf der Uhr verfolgt, und drei Minuten vor fünf winkt er einem Unterbeamten. Drei Schläge auf eine Glocke, ähnlich dem Abfahrtsignal auf den Bahnhöfen, geben das Zeichen: „Schluß für die fünfzehn Listen in allen Stockwerken!“ — Ist in einer Liste die Vertheilung auf die Stationen noch nicht beendet, so muß sie unterbrochen werden. Fast nie aber ist diese Unterbrechung nothwendig; wenn das Schlußzeichen gegeben wird, sind durch die rastlose Thätigkeit der Beamten in den einzelnen Listen die Exemplare sorgfältig auf die Fächer vertheilt. Unmittelbar nachdem das Schlußzeichen gegeben ist, stürzen sich die Beamten auf die Fächer, ziehen die Pakete für jede Station heraus, schlagen das Packpapier übereinander, schnüren den Bindfaden um das Paket und werfen es auf den Boden, wo andere Beamte die einzelnen Pakete in große Säcke stecken, die sofort zugebunden werden, nachdem sie gefüllt sind.

Zum zweiten Male ertönt das Glockenzeichen um Punkt fünf Uhr. Auf der Gleitbahn aus dem ersten Stock rutschen polternd und zischend die gefüllten Zeitungssäcke herunter, aus allen Ecken des großen Saales kommen die Beamten, Pakete und Säcke schleppend, die Fahrstühle bringen Stapel von Paketen und Säcken aus dem obersten Stock herunter. Alle diese Pakete und Säcke werden nach der Thür des Erdgeschosses, die sich in der Nähe der Gleitbahn befindet, gebracht, zwei Beamte stellen sich zur Kontrolle an dieser Thür auf, und in die geöffneten, bis dicht an

die Thür gefahrenen Karriolen fliegen die Pakete und Zeitungsfäcke mit einer Geschwindigkeit hinein, die den Zuschauer geradezu verblüfft. Die Thüren der Karriolwagen werden zugeschlagen, der Vorsteher kommandirt „Los!“ und im nächsten Augenblick jagen die sechs Karriolwagen, eine Minute nach fünf Uhr, vom Hofe, um im Anhalter Bahnhof den Zug zu erreichen und hier durch Beamte die Pakete und Säcke mit den Zeitungen direkt in den Eisenbahnpostwagen des Expresszuges schaffen zu lassen.

Schon wieder springen mit einer fast komischen Behendigkeit die Beamten in den „Kisten“ an den Fächern umher, legen neu vorbereitete Bogen Packpapier mit aufgeklebten Stationsnamen in die Fächer. Vom Hofe her kommen ununterbrochen die großen Bündel von Zeitungsexemplaren, und mit derselben fieberhaften Hast gelingt bis halb sechs Uhr die Bearbeitung des nächsten Kursets. Bis ungefähr neun Uhr bearbeitet man in jeder halben Stunde einen besonderen Eisenbahnpostkurs, dann folgt um elf Uhr der letzte, für dessen Bearbeitung man fast zwei Stunden hat.

Sind um elf Uhr die letzten Karriolen vom Hofe gefahren, so heißt es für die Beamten, die gegen acht Uhr abgelöst worden sind, die Vorbereitungen für die Morgenexpedition zu treffen, und wie am Tage werden wiederum Bindfaden und Bogen Packpapier zurechtgeschnitten, die Stationsnamen aufgeklebt, die Vertheilung in die Fächer vorgenommen, und wenn man gegen zwei Uhr mit dieser Arbeit fertig geworden ist, dann können die Beamten daran denken, einen Schluck Kaffee zu sich zu nehmen und einen Augenblick zu ruhen. Um dreieinhalb Uhr kommen schon wieder die ersten Zeitungswagen mit den Morgenblättern in den Hof gefahren, und es heißt alsdann Hals über Kopf arbeiten, da einzelne Postzüge schon um fünf Uhr früh, manchmal von Außenbahnhöfen aus Berlin verlassen,



welche für die Umgegend auf meilenweite Entfernungen die Berliner Morgenzeitungen mit sich nehmen, damit die Bewohner in der Nähe Berlins spätestens um neun oder zehn Uhr Vormittags das Morgenblatt lesen können.

Bis siebeneinhalb Uhr dauert dann die Hezjagd in den verschiedenen Listen, und wenn die Beamten mit ihrer Arbeit fertig sind, ist es auch acht Uhr, und die Ablösung tritt an, um nun wiederum bis Abends, genau wie am Tage vorher, zu arbeiten und zu schaffen.

Das ist in großen Zügen die Thätigkeit des Berliner Postzeitungsamts, die vorhergegangen sein muß, wenn die Leser im übrigen Deutschland ihre Berliner und ausländischen Zeitungen rechtzeitig erhalten sollen, wie sie das gewöhnt sind.

## Syfanthropie.

Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens.

Von

Fr. Berner.

(Nachdruck verboten.)

Das zu unserer Ueberschrift verwendete Fremdwort bedeutet in seinem eigentlichen Sinne die Verwandlung eines Menschen in einen Wolf, wobei derselbe im Besiz seiner menschlichen Vernunft bleibt, jedoch zugleich die Wildheit und die blutgierigen Instinkte jenes Raubthiers annimmt.

Auf solche Weise entstanden, nach dem bei den slavischen, romanischen, keltischen und germanischen Völkern in früheren Zeiten herrschenden Aberglauben, die „Werwölfe“. Diese Bezeichnung ist althochdeutschen Ursprungs, Wer = Mann, also Mannwölfe.

Wenn in der Geschichte dieses Aberglaubens der Wolf eine so hervorragende Stelle einnimmt, so hat dies seinen Grund darin, daß in den meisten der Länder, wo von Werwölfen die Rede war, der Wolf das verbreitetste und gefährlichste Raubthier gewesen ist. In Rußland und in Polen verursachen zur Winterzeit die Schaaren hungriger Wölfe, welche sich in Wäldern und Feldern, auf den Landstraßen und in der Nähe der Dörfer umhertreiben, noch heutigen Tages so große Verluste an Menschenleben und an dem Viehstand, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn in der Einbildung der unwissenden Landbewohner sich allerlei abergläubische Schreckensvorstellungen über das Wesen und Treiben dieser unheimlichen Bestien ausgebildet haben.

Ein Gleiches gilt von Deutschland, England und Frankreich, wo in früheren Jahrhunderten die Wölfe ebenfalls als eine schwere Landplage angesehen werden mußten.

In Ländern, wo an Stelle der Wölfe andere Raubthiere dem Menschen gefährlich werden, hat sich der Aberglaube an diese geknüpft. In Norwegen und Schweden, auch in Dänemark, verwandeln sich Menschen in Bären, in Indien und Südamerika in Tiger, Jaguare und Schlangen. Nach brasilianischen und argentinischen Ansichten fahren die Geister böser Menschen in die sogenannten Mann-Jaguare, um auch noch über den Tod hinaus ihrem Gelüste, den Mitmenschen Qual und Verderben zu bereiten, fröhner zu können. Ein Gleiches sagt man in Bengalen von den Mann-Tigern. Im mittleren und südlichen Afrika knüpfen sich dergleichen Phantasien an Löwen, Leoparden und Hyänen; bei einigen Negerstämmen herrscht der Glaube, daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge in Löwengestalt dieses irdische Dasein fortsetzen. Der Afrikaforscher Du Chailu versichert, daß er gesehen habe,

wie man in einem Negerdorfe einen Mann verbrannte, weil die öffentliche Meinung denselben als einen Mann-Leoparden bezeichnete.

In Abyssinien ist der Glaube nicht ungewöhnlich, daß die Schmiede die Macht haben, sich nach Belieben in Hyänen zu verwandeln.

Ähnliches wird vielfach aus der alten Zeit berichtet. Lykaon, König von Arkadien, mußte die Gestalt eines Wolfes, Io die einer Kuh annehmen; die Gefährten des Ulysses wurden in Schweine, Aktäon in einen Hirsch, Nisus in einen Habicht verzaubert. Die Verwandlungen, die der Sage nach im klassischen Alterthum vorgekommen sein sollen, sind so zahlreich, daß Ovid, einer der großen lateinischen Poeten, in denselben Stoff zu einem umfangreichen beschreibenden Gedicht gefunden hat (Metamorphosen).

In der indischen Mythologie nimmt Rabandha auf Indra's Gebot die Gestalt eines Ungeheuers an, während die Söhne Vasishta's den Frisankla in einen Bären verwandeln. Skandinavischen Legenden zufolge wird Sigmund ein Wolf, Tragli aber ein Eber. Aus denselben Quellen hat de la Motte Fouqué seine reizvolle Erzählung vom Adler und dem Löwen geschöpft. Nach derselben herrschte unter den Nordlandmannen der Gebrauch, je nach Erfordern ihren menschlichen Leib abzulegen und an seiner Statt den eines vierfüßigen Thiers oder eines Vogels anzunehmen. Die Tapfersten und Edelsten wurden Adler oder Löwen und vollbrachten als solche allerlei kühne Thaten; die Untergeordneteren mußten sich mit der Verwandlung in Wölfe und Bären begnügen. Nach den persischen Sagen sind die für solche Zwecke verwendbaren Thiere der Affe, die Schlange und der Hund. In den bekannten Erzählungen aus „Tausend und Eine Nacht“ werden Zoberden's Schwestern in schwarze Hunde, der zweite Kalender (Derwisch) aber in einen Affen verzaubert.

Unter den Skythen und Griechen war das Thier dieses Aberglaubens, wie im übrigen Europa, der Wolf. Herodot erzählt, daß bei den Neuern, einem Nachbarvolk der Skythen, jeder Mann während einiger Tage des Jahres Wolfsgehalt anzunehmen pflegte. Plinius führt den Granthuz, einen namhaften Schriftsteller, als Autorität für das Folgende an: In Arkadien lebte die Familie eines gewissen Anthuz; in derselben wurde durch das Loos entschieden, wer von den Mitgliedern sich zu einem näher bezeichneten Teiche begeben, hier seine Kleider an eine Eiche hängen und durch das Wasser zum jenseitigen Ufer schwimmen sollte, woselbst er augenblicklich in einen Wolf verwandelt werden und darauf gezwungen sein würde, neun Jahre lang unter diesen Raubthieren zu leben. Enthielt er sich während dieser Zeit des Genußes menschlichen Fleisches, dann durfte er nach Ablauf derselben zu dem Teich zurückkehren, denselben wieder durchschwimmen und auf's Neue die Menschengestalt annehmen.

Die Zahl dieser Art von Fabeln ist allenthalben eine sehr große, auf alle aber ist die Bezeichnung „Lycanthropie“ anwendbar, wengleich dieselbe im Allgemeinen nur für diejenigen Verwandlungen in Anspruch genommen zu werden pflegt, die, den Legenden zufolge, sich im Mittelalter Europa's zugetragen haben sollen.

Jener Zeit gehören recht eigentlich auch die Werwölfe an, obgleich sie auch noch viel später vorgekommen sein sollen. Die Annahme der Wolfsgehalt hing von dem Ueberwerfen eines Wolfsgürtels oder Wolfshemdes ab; wer diese anlegte, erfuhr Umwandlung und durfte erst am zehnten Tage in die menschliche Gestalt zurückkehren; nach anderen Sagen mußte er drei, sieben oder neun Tage in dem Wolfsleib verharren. Mit dem Neußeren nahm er zugleich die Wildheit und das Heulen des Wolfes an und zerfleischte wälderdurchstreichend Alles, was ihm in

den Weg kam. In den Hexenprozessen spielte dieser Aberglaube eine große Rolle, und zwar war hier die gewöhnliche Annahme, die Verwandlung werde durch einen um den Leib gebundenen Riemen bewirkt; der Gürtel sei nur drei Zoll breit und aus der Haut eines Menschen geschnitten. Von den natürlichen Wölfen sollte ein Werwolf an seinem abgestutzten Schweif zu erkennen sein. \*) Wurde der Gürtel entfernt, dann war die Verwandlung zu Ende.

Nach Anderen aber war die Rückkehr in die Menschengestalt keineswegs so leicht. Derselben mußte eine schwere Buße vorhergehen. Der Verwandelte mußte dreimal bei seinem Taufnamen gerufen werden; man mußte ihm drei Tropfen Blut entziehen, ihm Wasser in das Gesicht gießen und dabei das Zeichen des Kreuzes über ihn machen. Dieser Namenruf, die Bekreuzung und wohl auch die drei Tropfen Blut sind wahrscheinlich Ergänzungen, die nach Einführung des Christenthums den heidnischen Originalbräuchen hinzugefügt wurden; die letzteren bestanden jedenfalls einfach in der Anwendung des Wassers. So gibt auch die Prinzessin in „Tausend und Eine Nacht“ dem einäugigen Kalender seine Gestalt durch Wasserbegießen wieder. In gleicher Weise wird auch der Zauber gehoben, der in der Erzählung „Amine“ die beiden Schwestern in Hunde verwandelte, denn bekanntlich wurde schon lange vor Christi Geburt im fernen Osten die Taufe geübt, und man schrieb ihr dort reinigende, die Dämonen und den Zauber vertreibende Kraft zu. Für besonders wirkungsvoll wurde das Durchschreiten fließenden Wassers gehalten. In Walter Scott's „Sang des letzten Varden“ verwandelt der gespenstische Page sich und seinen jungen Herrn, den

\*) Leubuscher. Ueber die Werwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Berlin, 1850.

Erben von Buccleuch, in ein Paar Hunde; der Zauber hält jedoch nur an, bis Beide an einen Bach gelangen, wo er vor dem fließenden Wasser verschwindet. „Im Volksaberglauben liegt die Ansicht fest begründet,“ sagt Walter Scott in einer Anmerkung, „daß keinerlei Verzauberung in fließendem Wasser bestehen kann. Wenn Jemand auch nur durch einen Bach von Hexen, Gespenstern und selbst von bösen Geistern getrennt ist, so können dieselben ihm kein Leid zufügen.“ Robert Burns' unnachahmliches Werk „Tom O'Shanter“ beruht ausschließlich auf solcher Voraussetzung.

Alte norddeutsche Sagen berichten von Zauberern, die Erdschollen oder Steine in fette Schweine verwandeln konnten, die sie dann auf dem Markte verkauften. Die Thiere aber kehrten in ihre alte Gestalt zurück, sobald der Käufer sie durch einen Bach trieb.

Auch fromme christliche Schriftsteller glaubten ganz ernstlich an dergleichen. Sogar Augustinus berichtet von einem alten Weibe, welches die Macht besaß, Menschen in Affen zu verwandeln. Der heilige Patrick soll, nach einer Klosterchronik, einen gewissen Veretitus in einen Wolf verzaubert haben. Russische Legenden erzählen, daß die Apostel Petrus und Paulus ein gottloses Ehepaar gezwungen hätten, Bärengestalten anzunehmen. Selbst ein Mann wie Thomas Aquinas sagt: „Omnes Angeli, boni et mali, ex virtute naturali habent potestatem permutandi corpora nostra“ (alle Engel, die guten wie die bösen, haben von Natur die Gewalt, unsere Körper zu verwandeln).

Klaus Magnus, ein Schriftsteller aus dem 16. Jahrhundert, erzählt die Geschichte eines Edelmannes, der durch einen Wald reiste. Derselbe kam mit seiner Dienerschaft von der rechten Straße ab und gerieth in Gegenden, wo weder Obdach noch Nahrung zu finden

war. In der höchsten Noth eröffnete ihm ein Mann seines Gefolges unter dem Siegel des Geheimnisses, daß ihm die Macht gegeben sei, sich in einen Wolf zu verwandeln, in welcher Gestalt es ihm ohne Zweifel gelingen werde, Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Der Edelmann gelobte Schweigen, und der Diener begab sich in Wolfs-  
gestalt in's Dickicht, um nach kurzer Zeit mit einem erbeuteten Lamm zurückzukehren. Nach dieser Leistung aber verwandelte er sich wieder in einen Menschen.

Johann von Nürnberg schildert in seinem Buche „De Miraculis“ etwas Aehnliches. Ein im fremden Lande reisender Priester verirrt sich in einem Walde. Nach langem Wandern erspäht er in der Ferne ein Licht und strebt demselben zu. Er kommt zu einem Feuer, an welchem ein Wolf sitzt, der ihm erzählt, daß er ein Oeffner sei und daß alle Leute seines Volkes durch eine höhere feindselige Macht gezwungen worden wären, eine bestimmte Anzahl von Jahren als Wölfe auf Erden herumzulaufen.

Im Jahre 1573 wurde ein Bürger von Lyon, der wegen seines menschen scheuen Lebenswandels den Beinamen „Der Eremit von St. Bonnet“ führte, beschuldigt, ein „Loup-garou“, ein Werwolf zu sein. Das Gericht stellte fest, daß er zur Nachtzeit herumgeschlichen sei und mehrere Kinder aufgefressen habe. Drei Fälle wurden besonders hervorgehoben, in denen er Kinder gefangen, getödtet und zerfleischt habe. Die Beweisführung dafür blieb jedoch lückenhaft, in einem weiteren Falle aber bekundeten mehrere Zeugen, die den Angeklagten genau kannten, daß sie gesehen hätten, wie derselbe einen Knaben erdroßelte und dann den Körper desselben mit den Zähnen zerriß. Das Tribunal ließ ihn der Folter unterwerfen; er bekannte seine Verbrechen und endete sein Leben auf dem Scheiterhaufen.

Einige Jahre später wurde ein Schneider mit Namen

Roulet, in der Gegend von Ungers wohnhaft, eines ähnlichen Verbrechens angeklagt. Derselbe hatte einen fünfzehnjährigen Knaben erschlagen und den Leichnam mit seinen Zähnen verstümmelt. Es wurde angeblich erwiesen, daß er in der Gestalt eines Wolfes über den Ermordeten hergefallen sei, daß er vor seinen Verfolgern in ein Dickicht entflohen, hier aber in seiner menschlichen Gestalt festgenommen worden sei. Im Verhör bekannte er, daß er sich mit Zauberöl bestrichen und sich dadurch die Gestalt eines Wolfes verliehen habe, um als solcher seinem Gelüste, Menschen zu packen und zu zerfleischen, folgen zu können. Er wurde zum Tode verurtheilt und hätte zweifellos den Holzstoß besteigen müssen, wenn er sich nicht appellirend an das Parlament gewendet hätte. Dieses zeigte sich ebenso weise als gnädig; es erklärte ihn für wahnsinnig und ließ ihn in ärztlichen Gewahrsam nehmen.

Ein weiterer Fall dieser Art trug sich ebenfalls in Frankreich zu. Jean Grenier, ein Bauerburfche aus St. Antoine de Pizon bei Bourdeaur, war auf anscheinend unanfechtbare Beweise hin angeklagt worden, mehrere Kinder umgebracht und zerstückelt zu haben. Er legte ein umfassendes Geständniß ab. Im Walde sei ihm ein schwarzer Mann erschienen; derselbe habe ihm eine Salbe eingehändigt, welche die Kraft besaß, ihn auf eine bestimmte Zeit in einen Wolf zu verwandeln. Er habe die Salbe benutzt und in seinem wölfischen Zustande die Kinder getödtet und zerrissen. Auch dieser Mensch wurde von den Richtern für geistesgestört gehalten und zu keiner Kur und Besserung in ein Kloster gesperrt.

Anders erging es einem Bauern aus der Umgegend von Pavia. Auch er hatte Menschen mit seinen Zähnen angefallen und verwundet und war deswegen zur Verantwortung gezogen worden. Vor denen, die ihn eingefangen, legte er das Geständniß ab, daß er halb Mensch,



halb Wolf sei, daß seine Haut auf der Innenseite ein dichtes Pelzwerk trage. Er besitze die Fähigkeit, die Haut ganz nach Belieben wenden und sich auf diese Weise ein wölfisches Aussehen verleihen zu können. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Mann diese Aussage machte, um seine Festnehmer zu erschrecken oder ob er ebenfalls verrückt gewesen ist. Jedenfalls nahm die Sache infolge dessen für ihn eine schlimme Wendung. Um die Wahrheit seiner Angaben zu prüfen, ließen die Richter ihm Arme und Beine abschneiden, so daß er sich zu Tode bluten mußte.

Eine unheimliche Geschichte, die sich im Jahre 1588 zugetragen haben soll, weiß eine alte Chronik aus der Auvergne zu melden. Ein vornehmer Herr kehrte eines Abends von der Jagd zurück. Unterwegs begegnete er einem Fremden, der ihm erzählte, daß er von einem wilden Wolfe angefallen worden sei, von dem er sich erst nach heftigem Kampfe und nachdem er dem Unthier eine Laxe abgehauen, habe befreien können. Damit zog er die Wolfstaxe unter seinem Mantel hervor, ward aber starr vor Erstaunen, als er gewahrte, daß dieselbe sich in eine Frauenhand verwandelt hatte, die einen Ring am Finger trug. Auch den Andern durchfuhr ein kalter Schreck, da er in dem Kleinod den Hochzeitsring seiner Gemahlin zu erkennen meinte. Er jagte spornstreichs heim. Seine Gattin trat ihm entgegen, den einen Arm unter der Schürze verborgen haltend. Er riß die Verhüllung fort, und da stellte sich heraus, daß die Hand frisch abgehauen war. Sie wurde als Werwölfin unter Anklage gestellt, überführt und öffentlich verbrannt.

Eine noch graufigere Geschichte erzählt Baring Gould von einer ungarischen Edel dame, die mehrere hundert Kinder umgebracht hatte, um denselben das Blut auszusaugen. Bekannter ist der Fall des französischen Marschalls de Rex, der zur Zeit der Regierung Karl's VII.

gegen achthundert Kinder zu dem gleichen Zweck geschlachtet haben soll. Diese Verbrechen sind ihm so unwiderleglich nachgewiesen worden, daß die schauerlichen Thatfachen keinen Zweifel mehr zuließen. Im Verhör führte er an, daß die unüberwindliche Sucht nach dem Genuß von Menschenblut über ihn gekommen sei, als er Suetonius' Beschreibung der Grausamkeiten des römischen Kaisers Tiberius gelesen habe.

Wir könnten diese Geschichten bis in's Unendliche fortsetzen, allein dieselben berichten, mehr oder weniger abweichend, stets über den gleichen Gegenstand; außerdem aber setzt uns das bisher Angeführte schon genügend in die Lage, eine klare und bestimmte Schlußfolgerung zu ziehen.

Es ist unbestreitbar, daß die geschilderten Vorgänge, an die der Aberglaube zum größten Theil seine entstellende Hand gelegt, auf eine körperliche Krankheitserscheinung bei den Betreffenden zurückgeführt werden müssen. Ein unerfüllliches Verlangen nach dem Genuß von Menschenblut ist keineswegs das einzige unnatürliche Gelüft, welches der Wissenschaft bekannt geworden. Die Annahme ist durchaus berechtigt, daß derselbe Blutdurst, der viele Raubthiere dazu treibt, eine Menge Opfer zu zerfleischen, ohne ein einziges zu verzehren, sich auch eines Menschen bemächtigen kann.

Im Jahre 1849 erregte der Fall Bertrand in Paris ungeheures Aufsehen. Bertrand war ein junger Offizier der Pariser Garnison. Die Thatfachen sind zu abstoßend, um hier eingehend geschildert werden zu können. Seine wahnsinnige Gier veranlaßte ihn, zur Nachtzeit in den Kirchhof Père la Chaise einzudringen, um hier Leichen auszugraben und dieselben zu zerfleischen. Er trieb dies so lange, bis die Wächter des Kirchhofes ihm auflauerten und ihn verwundeten. Von der Polizei eingefangen, legte er ein volles Geständniß ab. Er wurde in ärztliche Be-

handlung gegeben und von seiner schauerlichen Sucht auch vollständig geheilt.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind manche Vorkommnisse zu erklären, denen es nicht an Beglaubigung fehlt, die aber dennoch unglaublich erscheinen. Wir können heute nicht mehr daran zweifeln, daß viele jener Personen, die das finstere Mittelalter als „Werwölfe“ bezeichnete und verurtheilte, ganz unschuldig gewesen sind. Die Anklage wurde, wie so häufig bei den Hexenprozessen, von Leuten erhoben, die den Armsten feindlich gesinnt waren und dieselben aus irgend welchen Gründen aus dem Wege geräumt wissen wollten. Noch häufiger aber war es sicherlich, daß die Angeklagten thatsächlich ihre Opfer mit wölfischer Eier, wenn auch nicht in wölfischer Gestalt, angefallen und verlegt, wenn nicht gar getödtet hatten. Unter der peinlichen Frage bekannten sie sich allerdings nicht nur zu ihren Bluttthaten, sondern auch zu ihrer Verwandlungsfähigkeit. Letzteres aber muß theils den Wahnvorstellungen der geistig Gestörten, theils aber auch den unerträglichen Folterqualen zugeschrieben werden, von denen die Gemarterten sich durch ein solches Eingeständniß zu befreien hofften. Ziehen wir zu all' diesem noch die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben der Richter und Schöffen, sowie der Chronisten in Betracht, die uns dergleichen Geschichten überliefert haben, dann bleibt nur noch wenig, das der Erklärung bedürftig wäre.

Die Sache ist zu abstoßend und unnatürlich, als daß sie zu sorgfältigeren Untersuchungen herausfordern könnte; angesichts der Verbrechen aber, unter denen die menschliche Gesellschaft heutigen Tages krankt, dürfte sie dennoch des wissenschaftlichen Interesses nicht entbehren. Denn ist ein „Sack der Aufschliger“ nicht etwa unter die modernen Werwölfe zu rechnen?

---

## Mannigfaltiges.

---

**Der geprekte Hamlet.** — Edmund Kean, der genialste englische Schauspieler, geboren 1787, war in seiner höchst abenteuerlichen Jugend zuerst Schiffsjunge an Bord eines Indiensfahrers, dann Seiltänzer, als welcher er bei einer Produktion im Circus das Unglück hatte, beide Beine zu brechen. Nachdem er geheilt war, ging er zur Bühne und machte sich bald durch sein außerordentliches Talent bemerkbar. Im Januar 1814 kam er nach London und trat zuerst als „Shylock“ im Drurylanetheater auf, dann spielte er „Hamlet“, „Othello“, „Richard III.“, sowie andere Glanzrollen und erregte den Enthusiasmus des Publikums im höchsten Grade, denn er übertraf alle anderen berühmten damaligen Schauspieler. So meisterhaft, mit so unvergleichlicher Wahrheit, Kraft und leidenschaftlicher Energie hatte selbst Garrick die gewaltigen Gestalten der Shakespeare'schen Muse einst nicht zu verkörpern vermocht.

Edmund Kean hatte sehr viel Aehnlichkeit mit unserem gleichzeitigen deutschen theatralischen Kunstheros Ludwig Devrient, erstens in Bezug auf das Genie und zweitens in Bezug auf den Durst, denn der Weinflasche waren sie Beide gleich sehr ergeben. Eine seltsame Vorliebe, vermuthlich von seiner Schiffsjungenzeit herstammend, hegte Kean für die Matrosenschänken in Wapping, dem berüchtigten Stadtviertel am Themseufer Londons. Dort fühlte er sich viel wohler, als in Carlton-House an der Tafel des lustigen Prinzregenten und späteren Königs Georg IV. Wenn er sich Nachts in Wapping umhertrieb, trug er meist Matrosenkleidung. Denn seiner Künstlerwürde eingedenk, hielt er es für nöthig, sich in solches Inkognito zu hüllen.

Damals bekriegte England die Vereinigten Staaten von Nord-

amerika, und da englische Geschwader die Häfen der Union blockiren sollten, so brauchte man für die vielen in Dienst gestellten Kriegsschiffe eine große Anzahl Matrosen. Weil deren nicht genug von der Rauffahrteiflotte freiwillig sich meldeten, griff man zu der in solchen Fällen herkömmlichen Maßregel: man „preßte“ mit Gewalt ohne Weiteres Seeleute für den königlichen Flottendienst.

So geschah es denn in einer schönen Nacht, daß die Schänke in Wapping, in welcher Kean, von Müdigkeit und Weindunst übermannt, selig entschlummert war, so daß er mit dem Kopfe auf dem Tische lag, jählings von einem sogenannten „Preßgang“ überrumpelt wurde, bestehend aus einem Marinelieutenant, zwei Midshipmen, einem Hochbootmann, sechs Seesoldaten und zehn bewaffneten Kriegsschiffmatrosen. Vierzehn Seeleute, die man in der Schänke antraf, wurden gepreßt und darunter auch der vermeintliche Matrose, nämlich Kean, den man in seinem bewußtlosen Zustande mit fortschleppte.

Als der Tag graute, erwachte er mit wüstem, schwerem Kopf, ohne Ahnung von dem, was mit ihm vorgegangen. Er sah sich erstaunt um in dem niedrigen, dumpfigen und düsteren Raum, wo noch viele andere Gepreßte sich befanden. Einige fluchten und schimpften, Andere hatten sich mit philosophischer Gelassenheit in's Unabänderliche ergeben.

„Heda, mein Lieber, möchtet Ihr wohl die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo ich mich eigentlich befinde?“ fragte er einen Leidensgefährten.

„Aha, Ihr seid ja Derjenige, den man schlafend an Bord schleppte!“ rief der angeredete Seemann. „Nun, Kamerad, Ihr befindet Euch an Bord eines Transportschiffes auf der Fahrt stromab nach Spithead, um der Fregatte *Thetis* zugetheilt zu werden, die für Admiral Cochrane's Blockadegeschwader in den amerikanischen Gewässern bestimmt ist, soviel ich weiß.“

„Ich bin also gepreßt worden?“

„So ist's, Freund.“

„Tod und Hölle!“ schrie Kean. „Und ich soll heute Abend im Drurylanetheater den Hamlet spielen!“

„Ihr seid wohl verrückt!“

„Durchaus nicht; ich bin Edmund Kean.“

„Das ist nicht wahr! Ich habe Kean gesehen vorgestern Abend; ich ließ mir's einen Schilling kosten für einen Gallerieplatz. Er hatte ein ganz schwarzes Gesicht als Othello. Ihr seid's gewiß nicht!“

„Ich bin's doch! Als Mohr von Venedig sehe ich selbstverständlich ganz anders aus, als in diesem Matrosenkostüm.“

„Schwazt doch nicht solchen Unsinn!“

Ein Lieutenant kam herein und brachte den Befehl, daß die sämmtlichen Gepreßten zu einer Musterung sich stellen sollten.

Der Künstler wandte sich sogleich an ihn. Aber der junge Offizier sagte spöttisch: „Ihr wollt Kean sein? Ein Narr seid Ihr, vermuthe ich! Ich will's aber dem Kapitän sagen, der wird den Schiffsdozent zu Euch schicken. Und stellt es sich heraus, daß Ihr ein Simulant seid, um vom Dienst loszukommen, so wird man Euch gar bald zur Vernunft bringen.“

Und er ging lachend fort, den gänzlich niedergeschmetterten Künstler trostlos zurücklassend.

Nach einer Weile erschien der Kapitän mit mehreren Offizieren.

„Wo ist der tolle Burische, der sich für Kean ausgibt?“ schrie er.

„Hier, Sir!“ rief Edmund.

„So, so? Ha, ha! Also Ihr wollt Edmund Kean sein? Das ist ja kurios!“

„Kapitän,“ sagte der Künstler mit Würde, „ich bin wahrhaftig Edmund Kean und soll heute Abend den Hamlet spielen. Der Prinzregent will die Vorstellung besuchen. Also lassen Sie mich gefälligst schleunigst an's Ufer setzen!“

„Der Mensch muß in der That wahnsinnig sein,“ murmelte der Kapitän. „Ruft den Doktor!“

„Das ist unnöthig!“ rief der große Schauspieler. „Da Sie nicht sehen können, daß ich Edmund Kean bin, so sollen Sie es nun hören!“

Er nahm eine theatralische Haltung an und sprach auf seine wundervolle geniale Art den herzergreifenden Monolog Othello's vor der Ermordung Desdemona's:

„Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!

Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche Sterne!“ u.

Größte Aufmerksamkeit herrschte im Schiffsraum. Als er geendet, nahmen der Kapitän und sämtliche Offiziere in hochachtungsvoller Bewunderung die Hüte ab.

„Sie sind wahrhaftig der große Künstler Edmund Kean!“ sagte der Erstere. „Kein anderer Mensch kann die wundervollen Verse Shakespeare's so seelenerstütternd deklamiren. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht sogleich erkannte! Aber wie geriethen Sie denn in dies Kostüm und in die Gewalt des Preßgangs?“

Kean erklärte aufrichtig, wie die Sache zusammenhing.

Man befand sich schon weit unterhalb Gravesend. Es wurde nun schnell ein Boot bemannt, und der Künstler, seinem Wunsche gemäß, bei der nächsten Ortschaft am Themseufer ausgesetzt. Dort erfrischte er sich in einem Gasthaus an Speise und Trank, mietete dann einen Wagen und fuhr eiligst nach London, wo er noch rechtzeitig genug anlangte, um in's Theater eilen zu können und den „Hamlet“ mit gewohnter Meisterschaft zu spielen.

Ogleich er sich bemühte, das unliebsame Abenteuer zu verheimlichen, so wurde es doch in der Hauptstadt bekannt und erregte viel Heiterkeit.

Leider ließ er sich den Vorfall nicht zur heilsamen Warnung dienen, sondern setzte sein Schlemmerleben fort, wodurch er seine Gesundheit zuletzt arg zerrüttete. Er starb am 13. Mai 1833. Vier Monate zuvor war der so gleichgeartete große deutsche Mime Ludwig Devrient ihm vorausgegangen. F. L.

**Merkwürdige Heirathen** kommen alle Tage und überall in der Welt vor und widerlegen zur Genüge die Annahme, daß eine Ehe ohne vorhergegangenes gründliches und, was die Hauptsache ist, länger andauerndes Verliebtsein nicht glücklich werden könne. Nach dieser Theorie hätte z. B. Edison höchst unglücklich werden müssen. Der berühmte Erfinder, nur mit seinen Experimenten beschäftigt, hatte darüber ganz das Heirathen vergessen. Eines Tages empfing er den Besuch eines Freundes, welchen er durch seine ausgedehnten Werkstätten führte, und dieser bemerkte, angesichts des vernachlässigten Neußeren Edison's: „Aber, lieber Freund, mir scheint, Dir ist eine Frau sehr nöthig!“ Edison

ermiederte nicht. Beim ferneren Durchschreiten der Säle blieb er jedoch an dem Arbeitstische eines jungen Mädchens von bescheidenem und angenehmem Aussehen stehen und redete es an: „Fräulein, wollen Sie meine Frau werden?“ — „Gewiß, recht gern, Sir!“ erwiderte die Arbeiterin, an einen Scherz glaubend. Edison aber machte Ernst und schon wenige Tage später wurde der Bund gesetzmäßig abgeschlossen, und zwar zum beiderseitigen Glücke.

Auch der amerikanische Zeitungskönig Pulitzer, der jüngst sein Blatt, die „World“, für 800,000 Pf. St. (16,000,000 Mark) an eine Aktiengesellschaft verkaufte, ist auf ungewöhnliche Art zu seiner Frau gekommen. Er war seinerzeit mit leerer Tasche in Amerika angelangt, und hatte, um sein Leben zu fristen, Kutscher werden müssen. Aber Dank seiner Intelligenz und Findigkeit konnte er aus dieser untergeordneten Stellung sich bald emporarbeiten. Er versuchte sich mit Glück auf literarischem Gebiete, gewann in verschiedenen Unternehmungen viel Geld, bis er endlich die „World“ erwarb und dieses Blatt zu hoher Bedeutung erhob. Eines Tages, als er schon ein reicher, angesehener Mann war, empfing er den Besuch einer eleganten jungen Dame. „Sie kennen mich nicht?“ fragte die schöne Fremde. — „Ich kann mich wirklich nicht erinnern, je die Ehre gehabt zu haben.“ — „Und doch waren Sie in unserem Hause als Kutscher.“ — Da erst erinnerte sich Pulitzer jenes Millionärs, in dessen Hause er in so niedriger Stellung gedient hatte. Die echt amerikanische junge Dame hatte schon damals ein Auge auf den hübschen Kutscher geworfen gehabt, aber bei dem gesellschaftlichen Abstand ihm keine Liebeserklärung machen können. Jetzt kam sie, um ihm ihre kleine Hand und die darin liegenden Millionen anzubieten. Selbstverständlich erhielt sie keinen Korb.

Noch „amerikanischer“ war die Art und Weise, wie Herr Edwards aus Chicago zu einer Frau kam. Nichts ahnend begab er sich eines schönen Tages zur Kirche, um dort der Trauung seines Freundes Philippjohn beizuwohnen. Letzterer aber hatte sich die Geschichte offenbar im letzten Momente überlegt, das bessere Theil erwählt und ließ seine bereits an des Altars Stufen stehende Braut einfach im Stich. Diese energische Schöne



aber fiel darüber keineswegs in Ohnmacht, sondern packte Edwards' Hand und sprach: „Sie haben den Charakter Ihres Freundes wiederholt als edel gepriesen und sich dafür verbürgt, daß er ein Gentleman sei. Jetzt sind Sie verpflichtet, für ihn einzustehen und mich an seiner Stelle zu heirathen.“ Mr. Edwards war über diese Zumuthung derartig überrascht, daß er keine Kraft des Widerstandes fand, und ehe er es sich versah, hatte der Prediger ihn mit der verlassenen Braut vereint.

Natürlich kann man indessen nicht bloß in Amerika, sondern auch in Europa auf ungewöhnliche Art zu einer Frau kommen. So wurde erst vor Kurzem in Berlin die Hochzeit eines jungen Malers mit der reichen, schönen Wittve eines vor mehreren Jahren verstorbenen Großindustriellen gefeiert, welche das Resultat einer merkwürdigen Chiffre-Uebereinstimmung war. Der junge Maler H. kam nämlich von einer Studienreise durch Italien nach Berlin zurück und suchte unter der Chiffre H. 40 eine Wohnung mit Atelier. Nun traf es sich, daß die junge Wittve seit längerer Zeit einem armen Verwandten ihres verstorbenen Gemahls, der ebenfalls Maler war, heimlich unter der Chiffre H. 40 Geldsendungen zukommen ließ, um ihn nicht zu beschämen. Der Maler H. erhielt also unter den zahlreichen Wohnungsanerbietungen auch ein Briefchen von zarter Frauenhand folgenden Inhalts: „Gehrter Herr! Um dauernd helfend in Ihre Lebenslage eingreifen zu können, bitte ich Sie, mich morgen Nachmittags zwischen zwei und fünf Uhr in meiner Wohnung, Potsdamerstraße, zu besuchen.“ Unser Maler machte sich zu der angegebenen Zeit auf den Weg nach der bezeichneten Straße, fand dort die schöne Frau — und das Weitere haben wir bereits oben gemeldet.

Originell ist auch folgende Heirathsgeschichte. Ein reicher, auf einer kleinen Insel des Karolinen-Archipels im Stillen Ocean lebender Kaufmann aus Flandern schrieb einst folgenden Brief an seinen Antwerpener Geschäftsfreund: „Unterlassen Sie nicht, mir mit dem nächsten Schiffe ein junges Mädchen zwischen 20 und 25 Jahren, von angenehmem Ausßern, schöner Figur, sanfter Gemüthsart und vorwurfsfreien Sitten zu schicken, vor Allem aber von genügend starker Konstitution, damit es dem Klima widerstehen könne, und ich nicht gezwungen bin, ein zweites kom-

men zu lassen. Mitgift verlange ich nicht. Für den Fall, daß das Mädchen bestens hier eintrifft und gegenwärtigen Brief als Wechsel gültig von Ihnen indossirt, oder wenigstens eine gehörig beglaubigte Kopie mitbringt, verpflichte ich mich, erwähnten Wechsel fünfzehn Tage nach Sicht einzulösen.“ Der Geschäftsfreund bemühte sich redlich, die Ordre seines Klienten nach Wunsch auszuführen, und fand wirklich ein Mädchen, welches bisher von den Unterstüzungen einer alten Tante, deren Magd sie sein mußte, lebte, und sich daher leicht entschloß, sich auf diese Weise zu verheirathen. Als dann ein Dampfer für die Insel beladen wurde, reiste das junge Mädchen mit den für ihren künftigen Gemahl bestimmten Waarenballen ab. In der Faktura bemerkte der Antwerpener Folgendes: „Plus ein Mädchen von 25 Jahren, entsprechend den in dem Wechsel zur Bedingung gemachten Eigenschaften, was sowohl bei Augenschein, als auch aus den mitfolgenden Papieren und Zeugnissen ersichtlich ist.“ Das Mädchen und die Waaren langten wohlbehalten im Hasen an, und der Kaufmann war entzückt von dem schönen „Plus“. In der That fand nach vierzehn Tagen die Hochzeit statt, und das junge Paar soll sehr glücklich gewesen sein.

Die Heirathen auf Wechsel können also am Ende noch populär werden; ob sich aber Jemand je entschließen wird, dem Beispiele jenes biederen Schuhmachermeisters zu folgen, der in das mit Fußbekleidungen aller Art angefüllte Schaufenster seines Ladens einen Zettel mit der Inschrift aushängte: „Heirath! Ich suche ein tüchtiges Mädchen oder eine Wittve zur Frau, mit einigem Gelde. Gutes Zusammenleben wird zugesichert. Wer sich einem gesicherten, in seinem Fache tüchtigen Manne anvertrauen will, wende sich schriftlich an mich,“ — und sich selbst dahinter setzte, so daß ihn die Reflektantinnen bequem mustern konnten, bleibt abzuwarten, trotzdem der Schuster auf diesem Wege zu einer Frau gekommen ist, die sich mit dem übrigen Durchschnitt wohl messen kann.

Aber obwohl solche Experimente zuweilen ganz gut ausfallen, soll der Mensch in einer so ernstern Angelegenheit, wie das Heirathen ist, die Götter nicht versuchen, sondern lieber ruhig warten, bis sie selbst ihn in Versuchung führen. Denn für das Heirathen

gilt in erster Linie jener tiefe Ausspruch des Weisen: „Thu's oder thu's nicht; du wirst beides bereuen.“ R. M.

**Der Staatschatz in Washington.** — Wohl schon häufig mag die Frage aufgeworfen worden sein, ob Onkel Sam's ganz respektabler Rassenstrank sicher sei, oder ob er nicht doch einer wohlorganisirten Bande Gelegenheit biete, ihm einen Besuch abzustatten. Die amerikanischen Schatzmeister werden nicht selten durch anonyme Schreiben in Kenntniß gesetzt, daß man mit dem Plane einer Verraubung umgehe und dergleichen. Solche Briefe haben bisher jedoch keinen dieser Herren irgendwie aufzuregen vermocht, mochte darin stehen, daß eine zahlreiche Bande die Wache zu überwältigen gesonnen sei oder daß man ein Nachbarhaus gemiethet habe, um von dort aus unterirdisch gegen den aufgehäuften Mammon vorzubringen.

Die Einbrecher, welche eine Verschwörung gegen den Sicherheitsstrank der Regierung anzetteln wollten, müßten in der That verwegene Leute sein und würden zweifellos ihr Unterfangen mit dem Leben bezahlen. Trotzdem sind die Regierungsgewölbe an und für sich nicht stärker, als die Gewölbe mancher Banken im Lande. Es ist sogar von einzelnen Fachleuten erklärt worden, daß sie nicht so sicher seien. Jahre lang sind die Gerüchte von der Unsicherheit derselben im Lande kolportirt worden und sicherlich ist schon mancher professionelle Einbrecher und mancher verwegene Bursche nach Washington gekommen, angezogen durch die Möglichkeit, einen Griff in die Hunderte von Millionen im Erdgeschosß des Schatzamtes zu thun. Viele haben gewiß die Ausföhrung nach allen Richtungen studirt und das Gelingen des Unternehmens erwogen, aber offenbar sind sie entmuthigt wieder ihres Weges gegangen, nachdem sie zu der Ueberzeugung gelangten, daß das Schatzamt durch Einbruch nicht beraubt werden könne.

Uebrigens würden professionelle Einbrecher nicht von dem Versuch eines Einbruchs abstecken, weil etwa die großen Gewölbe zu stark für sie sind; denn das ist in der That nicht der Fall.

Ihr Hauptschutz ist vor Allem eine wohlerlesene und gründlich geschulte Schaar von Wächtern, die mit geladenen sechs-läufigen Revolvern und mit Winchesterbüchsen bewaffnet sind.

Um zu den Gewölben zu gelangen, müßte eine Einbrecher-

bande zuerst den Eintritt in das Gebäude bewerkstelligen. Dies würde nicht leicht sein, da jeder Eingang von bewaffneten Leuten bewacht wird und des Nachts elektrisch beleuchtet ist. Vorausgesetzt nun, daß sich Diebe am Tage eingeschlichen und versteckt hätten, oder auf irgend welche Weise in das Gebäude gelangt wären, was könnte dann geschehen? Rings um sämtliche Gebäude sind elektrisch beleuchtete Gänge, in denen Duzende von Bewaffneten patrouilliren. Beim ersten verdächtigen Anzeichen würden 60 oder 70 Mann herbeieilen, mit dem Revolver in der einen und einem Winchestergewehr in der andern Hand. Würden Schüsse gewechselt, so würde die städtische Polizei durch eine Alarmlöcke sofort davon benachrichtigt werden, so daß, selbst wenn es den Einbrechern gelänge, die ständige Wache zu überwältigen, sie kaum Zeit hätten, ihre Werkzeuge in Thätigkeit zu setzen, ohne sich von Neuem einer bewaffneten Schaar von einigen Hundert Polizisten gegenüber zu sehen.

Der unterirdische Angriff auf die Schätze ist für die Herren Einbrecher auch nicht sehr verlockend. Gewiß wäre es möglich, einen Laden oder eine Wohnung in der Nähe zu mietzen und von deren Keller aus einen Gang zu graben; aber dies würde eine so gigantische Aufgabe sein und so viele Ausichten auf ein Entdecktwerden bieten, daß kein vernünftiger Mensch sie unternehmen könnte. Solch' ein Gang müßte mindestens 500 bis 600 Fuß lang werden und allein die Wegschaffung des Schuttes und der Erde würde nicht zu den geringsten Schwierigkeiten zählen, von den anderen gar nicht zu sprechen. Aber selbst wenn es gelänge, sich bis zu dem Fundament eines der Gewölbe durchzuarbeiten, so würde man dort auf fast unüberwindliche Hindernisse stoßen. Unter jedem Gewölbe befindet sich eine Schicht felsartigen Mauerwerks, deren Durchbruch Wochen von harter Arbeit erfordern würde. Ueber diesem Mauerwerk aber liegen stählerne Schienen, die entweder ganz oder theilweise entfernt werden müßten. Man sieht, die Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Vorgehens in dieser Richtung ist ebenfalls eine außerordentlich geringe.

Uebrigens würde sich, so seltsam es auch klingen mag, ein Einbruch nur bei zwei Gewölben wirklich der Mühe lohnen:

Bei dem Silber- und bei dem Goldgewölbe. In dem ersteren befinden sich ungefähr 3000 Tonnen Silberdollars, also nahe an 150 Millionen. Nun kann aber ein Mann höchstens 1000 bis 1200 Silberdollars auf einmal davontragen und dies wäre schon wieder eine Schwierigkeit, die sich den anderen zugesellte. Eine bequemere Ernte würde das Goldgewölbe gewähren. In Gold mag man etwa 40,000 Dollars, die ungefähr 135 Pfund wiegen dürften, auf einmal fortschleppen. Was aber wäre das Ende vom Liede? Eine durch elektrische Drähte mit der Silber- und Goldkammer verbundene Alarmglocke würde alle Mühe der etwa wirklich Eingedrungenen sofort zu Schanden werden lassen.

In den Gewölben, welche mit Staatspapieren (Bonds) gefüllt sind, die dort als Sicherheit für die Circulation der National-Banknoten gehalten werden, liegen für etwa 220 Millionen an Werth. Diese Bonds aber sind numerirt und ihr Verzeichniß ist bekannt. Der Dieb kennt sehr gut die Gefahren, gestohlene Bonds anzubringen, denn jeder Bankier sieht beim Ankauf eines Papiers nach der ihm von den Behörden zugegangenen Liste entwendeter Werthstücke. Mit solchen Säckelchen wäre also nicht viel zu machen. Das Gleiche gilt von den in dem sogenannten „Reservegewölbe“ aufgespeicherten 290 Millionen in Papiergeld, welche zum Ersatz der abgenutzten oder verstümmelten Banknoten dienen. Auch ihre Nummern sind bekannt, daher ihre Veranlagung sehr gefährlich.

Außer den erwähnten sind noch drei Gewölbe vorhanden, in denen etwa 5 Millionen in verschiedenen Münzen untergebracht sind, welche verschiedenen Zwecken dienen. Zu diesen Gewölben könnte man durch unterirdische Arbeit aber direkt gar nicht gelangen, denn zwischen ihnen und dem Grund, auf welchem das Schatzamt steht, ist ein beleuchtetes und durch Patrouillen bewachtes Stockwerk.

Aus alledem läßt sich leicht erkennen, daß die Gefahr für das Schatzamt nicht außerhalb desselben liegt, sondern in dem Gebäude selbst: in der Untreue oder Nachlässigkeit der Beamten. Doch ist auch diese Gefahr durch die einsichtigen und minutösen Vorschriften des Dienstes und durch seine strenge Handhabung auf ein Minimum beschränkt. Der einzige Fall eines bedeutend-

deren Diebstahls, der vorkam, ist derjenige, wo durch zwei Kassenbeamte 475,000 Dollars in 500-Dollars-Kursnoten gestohlen wurden. Aber die Diebe wurden bald entdeckt und mehr als die Hälfte der Summe ihnen wieder abgenommen.

D. v. Briefen.

Wie die „Buchhandlung der Gelehrten“ zu Stande kam. — Um Ostern 1767 kam Lessing nach Hamburg, um am neuerrichteten „Hamburgischen Nationaltheater“ als Dramaturg thätig zu sein. Er traf in der Hansestadt an der Elbe seinen guten Freund Joachim Christoph Bode, den trefflichen Uebersetzer englischer und französischer Meisterwerke, der als Besitzer der kleinen „Theater-Buchdruckerei“, in welcher die Zettel, Operntexte und dergleichen gedruckt wurden, bereits zur Theater-Aktienunternehmung in Beziehungen stand. Außerdem aber entwickelte er noch sonst eine recht vielseitige Thätigkeit, nämlich erstens als Redakteur des „Hamburgischen Correspondenten“, welche heute so hochangesehene Zeitung damals freilich nur ein ziemlich unbedeutendes Blättchen war, und zweitens als Musiklehrer, denn er war musikalisch so gründlich gebildet, daß er fast alle Instrumente spielen konnte, besonders gut aber Geige, Flöte und Klavier. Es war ihm, dem Sohn eines bettelarmen Tagelöhners im Braunschweig'schen, nämlich seiner Zeit bei dem Stadtmusikus, dem er die erste Ausbildung verdankte, die Musik von den bösen „Musikgesellen“ gehörig eingebläut worden, die den armen Lehrling alle Tage mißhandelten, und später als Hoboist bei einer Regimentskapelle war es ihm auch nicht viel besser ergangen. Aber aus all' dem Elende hatte er sich mannhaft emporgearbeitet und durch Lektüre guter Schriften und eingehendes Studium vieler Sprachen sich als Autodidakt eine ausgezeichnete Bildung erworben. 1757 war er als Siebenundzwanzigjähriger mit einem kleinen Bündelchen Wäsche und Musikalien nach Hamburg gekommen und hatte sich dort, wie gesagt, als Redakteur, Musiklehrer und Buchdrucker eine zwar bescheidene, aber doch auskömmliche Existenz geschaffen.

Lessing's reglamer Geist wurde durch das großartige geschäftliche Treiben, welches er in Hamburg alle Tage beobachten konnte, zu allerlei Spekulationen angeregt. Er plante nichts Geringeres, als in der freien Hansestadt eine „Buchhandlung der Gelehrten“

im größten Styl gemeinsam mit dem betriebsamen Freunde Bode zu begründen, um die Meisterwerke deutscher Autoren zu verlegen und in prächtigen Ausgaben erscheinen zu lassen, in einer Sammlung, welche den Gesamttitel erhalten sollte: „Deutsches Museum“. Zu einer solchen weitschichtigen und kostspieligen Unternehmung gehörte aber ein bedeutendes Kapital, und damit waren sie Beide nicht geeignet. Indessen hatte Bode, der ja bereits seit zehn Jahren in Hamburg sich aufhielt, durch seine geselligen Talente viele Freunde und Gönner sich erworben, und er zweifelte nicht daran, daß er einen willigen Kapitalisten und Mäcen der schönen Wissenschaften finden würde, der sich geneigt zeige, das nöthige Geld für die projektirte Unternehmung darzuleihen. Lessing, der nichts von Geschäften verstand, versprach sich goldene Berge von der Realisirung seines Planes, und wußte mit hinreißender, überzeugender Beredtsamkeit auch den kühleren Freund dafür zu begeistern.

Die Hamburger Großkaufleute aber, so viel Hochachtung sie auch für die beiden berühmten Schönegeister bezeugten, hielten doch ihre Geldbeutel fest zugeknöpft, und der große Dichter, welchem die Hamburger reichlich hundert Jahre später ein prächtiges Denkmal auf dem Gänsemarkt setzten, das wohl hunderttausend Mark oder gar Thaler gekostet hat, fand damals nicht Kredit für zehn- oder fünfzehntausend Mark Banko. Indessen verzweifelten die beiden literarischen Planemacher noch nicht und wirklich sollte auf recht sonderbare Art die „Buchhandlung der Gelehrten“ doch noch zu Stande kommen.

Bode gab einem jungen Kaufmanne, dem Sohne eines sehr reichen Kaffee-Importeurs, Unterricht im Flötenspiet. Dieser sagte eines Tages zu ihm: „Herr Bode, ich weiß, Sie sind bei meinem Vater gewesen, der ja auch Aktionär des Nationaltheaters ist, um Kapital aufzutreiben zur Begründung einer Verlagsbuchhandlung. Mein Alter wollte sich nicht darauf einlassen. Aber ich weiß ein sehr gutes Mittel, um Ihnen und Ihrem Freunde Lessing das nöthige Geld zu verschaffen, wenn Sie Ihrerseits auch mir einen Gefallen erzeigen wollen. Sie kennen ja wohl das schöne Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere!“

Bode erklärte sich selbstverständlich zu jeder Gefälligkeit bereit und wünschte begierig, Genaueres zu erfahren.

Da sprach der junge Hanseat zögernd: „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Bode, daß ich jungen Damen gegenüber etwas schüchtern bin, leicht in Verlegenheit gerathe, und zwar besonders, wenn es sich darum handelt, einen recht guten Eindruck zu machen. Dann wird mir die Zunge wie gelähmt; ich kann nicht reden, wie mir's um's Herz ist, ich bringe nichts Gescheidtes über die Lippen.“

„Es braucht auch gar nichts so Gescheidtes zu sein,“ sagte Bode lächelnd. „Der blühendste Unsinn macht in solcher Situation zuweilen den besten Effekt. Aber ein junger Hamburger Kaufmann jungen Damen gegenüber schüchtern — wahrlich, das ist mir bisher noch nicht vorgekommen!“

Der Besucher sprach leuzend weiter: „Es ist trotzdem doch so, Herr Bode! Sie kennen ja Fräulein Simonette Tam am Rödingsmarkt; ich weiß, diese reizende junge Dame, deren Musiklehrer Sie sind, hegt für Sie die größte Achtung. Es würde mir nun sehr lieb sein, wenn Sie für mich den Freiberber machen wollten bei Fräulein Tam! Mein Alter will, daß ich selbst hingehe und die Sache in Ordnung bringe, aber, wie gesagt, mir wär's lieber, wenn Sie als Liebesdiplomant mir vorangingen, da ich befürchte, daß ich selbst nicht auf gute Art damit zu Stande komme. Sobald die Sache mit Ihrer Beihilfe realisirt ist, werde ich sehr gern bereit sein, Ihnen und Ihrem Freunde zur Begründung der Verlagsbuchhandlung fünfzehn- oder zwanzigtausend Mark Banko in's Geschäft zu geben. An Zinsen würde ich nur drei Prozent beanspruchen.“

Bode brauchte einige Minuten Zeit, um sich von seinem Erstannen zu erholen. Er sollte also als Freiberber fungiren! Aber in der That, die Sache hatte viel für sich, und so erklärte er sich denn zur Ueberrnahme der interessanten Kommission bereit.

Fräulein Simonette Tam war eine sehr reiche junge Waise, also ganz selbstständig, weil schon mündig. Sie wurde viel umworben in der feinen Hamburger Gesellschaft. Auch Bode hatte zuweilen, wie im Traume, seine Gedanken bis zu ihr erhoben. Aber er, der vermögenslose Schöngest, bereits siebenunddreißig Jahre alt und Wittwer (denn er war früher schon verheirathet gewesen), durfte ja wohl keinen thörichten Illusionen sich hingeben.



Dazu war er zu vernünftig, über die Schwärmereien der Jugend längst hinaus.

So ging er denn Nachmittags nach dem schönen Hause am Röding'smarkt hin zu Simonette Tam, der er eine Klavierstunde zu geben hatte, um bei der Gelegenheit zugleich seine delikate Mission bestens zu erfüllen. Er bat die junge Dame um geneigtes Gehör und brachte dann auf gar anmuthige und weltgewandte Art die Werbung für den schüchternen Auftraggeber an. Auf Simonette schien seine Beredsamkeit einen ganz merkwürdigen Eindruck zu machen. „Herr Bode!“ kispelte sie hold erröthend, „warum — da Sie doch so wunderschön bitten können — warum bitten Sie denn nicht für sich selbst?“ \*)

Bode rollte in einen Abgrund des Erstaunens und höchsten Entzückens. So war er also selbst der Auserwählte!

Das Uebrige machte sich dann von selbst. Er vermählte sich in der That mit Simonette. Der junge Kaufmann zog freilich ein sehr schiefes Gesicht, doch tröstete er sich mit der Zeit und heirathete später eine reiche junge Brasilianerin, die sich in Hamburg zum Besuche aufhielt und ihm schöne Plantagen zubrachte.

Jetzt wurde mit einem Theile von Simonette Tam's vielem Gelde die „Theater-Buchdruckerei“ bedeutend vergrößert und nach Lessing's Ideen die „Buchhandlung der Gelehrten“ richtig etablirt. Im Verlag derselben erschienen von Lessing selbst: die „Hamburgische Dramaturgie“ und die „Antiquarischen Briefe“, ferner Klopstock's „Oden“ und andere Werke. Aber Lessing's Eigensinn, der seine ganz besonderen Ansichten hatte und sie, so unpraktisch sie sein mochten, durchaus durchsetzen wollte, sowie Bode's Nachgiebigkeit dem Freunde gegenüber, veranlaßten es, daß die neue Verlagsbuchhandlung nicht recht in Flor gerieth. Von spitzbübischen Nachdruckern wurden ihre Verlagsartikel gestohlen, besonders von der pseudonymen Raubfirma „Dobbsley & Comp.“, über welche Lessing im letzten Stück der „Dramaturgie“ so ergrimmt die Zuchtruthe schwingt.

Bald wurden die beiden Freunde der Sache überdrüssig und

---

\*) Simonette Tam's eigene Worte. Vergl. C. N. Böttiger's „Lebensnachrichten über Bode“, Berlin 1795.

so verkauften sie ihren gesammten Verlag. Lessing siedelte darauf nach Wolfenbüttel über, um dort Bibliothekar zu werden. Bode aber, der seine geliebte Simonette nach einer glücklichen, doch leider nur sehr kurzen Ehe durch den Tod verlor, blieb bis 1778 in Hamburg und begab sich dann nach Weimar, wo er, da sein Vermögen durch die „Buchhandlung der Gelehrten“ einen argen Stoß erlitten hatte, Geschäftsführer der Gräfin v. Bernstorff wurde, bis er 1793 starb.

F. L.

**Ein Briefkasten mitten im Ocean.** — Die Beförderung von Briefen und Postfachen an Orte, wo keine regelmäßigen Dampferverbindungen bestehen, ist eine sehr umständliche und schwierige Sache, und es hat sich bei allen schiffahrttreibenden Nationen der Grundsatz ausgebildet, daß jedes Schiff, sei es ein Handelsfahrzeug oder ein Kriegsschiff, das nach einer Gegend geht, wohin sonst keine regelmäßige Postverbindung führt, verpflichtet ist, Postfachen für jene Gegenden mitzunehmen und sie nicht nur gewissenhaft unterwegs zu verwahren, sondern auch richtig abzuliefern. Diese Postfachen werden in den betreffenden Häfen dem Capitän des Schiffes gegen Quittung übergeben, und er liefert sie am Bestimmungsorte wieder an die Hafenbehörde gegen Quittung aus, nimmt auch dort wieder Postfachen zur Weiterbeförderung an, wenn dieselben nach Orten gerichtet sind, die auf seiner Route liegen.

Wenig bekannt im Binnenlande aber dürfte es sein, daß mitten im Ocean, und zwar auf einer kleinen Insel nördlich von Australien, ein Briefkasten sich befindet. In der sogenannten Arafura-See, welche sich zwischen Neu-Guinea und Nord-Australien ausbreitet, liegt die kleine Insel Booby. Im Jahre 1845 kam das englische Kriegsschiff „Bramble“ nach dieser Insel und untersuchte dieselbe. Es wurde festgestellt, daß dieselbe von Eingeborenen nie besucht werde, daß man also hier eine Niederlage von Lebensmitteln zu errichten vermöge, welche Schiffbrüchigen zugute kommen könnte. Die Insel liegt nämlich auf dem Kurs, den Schiffe und auch Boote mit geretteten Mannschaften von untergegangenen Schiffen gewöhnlich nehmen, und so brachte der Kommandant in einer Höhle eine größere Quantität von Dauerproviand unter. Gleichzeitig aber kam er noch auf eine sehr

originelle Idee. Er errichtete einen großen Kasten auf der Insel und schrieb an diesen Kasten „Post office“, dann machte er der englischen Admiralität von seiner Einrichtung Mittheilung, und diese verfehlte nicht, in allen Büchern und Karten die Insel und neben ihr die Bemerkung Post office, d. h. Postanstalt, eintragen zu lassen. Ohne besondere internationale Abkommen hat sich nun der Gebrauch herausgebildet, daß jedes Schiff, das bei Tage an jener Insel vorüberkommt, ein Boot ausseht und den Briefkasten revidiren läßt. Findet es Briefe, die nach Orten adressirt sind, nach denen es fährt, so werden diese Briefe mit auf das Schiff genommen, um sie an ihren Bestimmungsort abzuliefern. Jedesmal wird auch der vorhandene Dauerproviand untersucht und, wenn er vermindert sein sollte, wieder ergänzt. Natürlich lassen die Schiffe auch Briefe hier zurück, wenn dieselben nach Orten bestimmt sind, woher das Schiff kommt und die es voraussichtlich in nächster Zeit nicht berühren wird. Die Kapitäne der Kriegs- und Handelsmarinen aller Nationen untersuchen auf das Gewissenhafteste diesen eigenthümlichen Briefkasten mitten im Meere und befördern ebenso gewissenhaft die für sie geeigneten Poststücke. Jedenfalls ist dieser Briefkasten aber einer der originellsten, die es auf der ganzen bewohnten Erde gibt. D. Kl.

**Ein falscher Prophet.** — Unter der Regierung des letzten Jagellonen, des Königs Sigismund August von Polen (1548 bis 1572), kam ein heruntergekommener polnischer Adelige mit Namen Jakob Mielskynski auf die Idee, die Rolle des Welterlösers zu spielen. Zwölf seiner Zechbrüder übernahmen die Apostelrollen und zogen mit ihrem Meister von Ort zu Ort, fanden auch hier und da Leichtgläubige, die ihnen Gaben darbrachten. Wo sie aber nicht gutwillige Aufnahme fanden, führten sie sich mit List und Gewalt ein. Sie stahlen, raubten und mordeten. Einmal stellte sich Einer der Bande als vom Teufel besessen, und sogleich nahm ihn Mielskynski mit einigen seiner Leute mit nach der Kirche, dort den bösen Geist auszutreiben. Bei der Gelegenheit lief der angeblich Besessene zum Altar und stahl vor Aller Augen das gesammelte Geld vom Teller und steckte es ein. Man hielt ihn fest und Mielskynski begann mit der Beschwörung; und siehe da: statt des Geldes fielen ihm Steine aus den Kleidern. Ein

andermal kam die Bande in das Haus einer Edelbame, deren Gatte abwesend war. Von dieser forderte Mielskynski außer anderen Sachen ein großes Stück Leinwand, welches auf dem Tische lag. Die Frau schlug anfangs die Forderung ab, gab die Leinwand schließlich aber doch. Nun wollte Mielskynski noch andere Gewebe sehen, worauf ihm die Dame auch ein großes Stück Tuch zeigte, sich aber entschieden weigerte, ihm auch dieses zu geben. Da legte der Schurke heimlich Zunder hinein und gab es so zurück. Die Frau schob es arglos in den Schrank, der Zunder that jedoch seine Wirkung und binnen Kurzem standen Schrank, dann Stube und zuletzt das Haus in Flammen. Als der Mann zurückkam und das Geschehene erfuhr, verfolgte er mit einer Anzahl Männern die Bande und entdeckte ihre Spur. Die „Apostel“ wollten fliehen, ihr „Meister“ aber erklärte, er werde mit den Bauern schon fertig werden, da er ihnen ein Wunder vorführen werde. Während seine Genossen, die dem „Wunder“ nicht trauten, dennoch die Flucht ergriffen, begann Mielskynski auf den Händen zu gehen. Den Bauern imponirte er damit jedoch nicht. Sie prügelten den wunderlichen Heiligen einfach zu Tode. (C. R.)

**Seingeschicht.** — Friedrich II. liebte es zuweilen, sich an den Mitgliedern seiner Akademie der Wissenschaften zu reiben. So legte er einst der Akademie die Frage vor: „Warum gibt ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang, als ein mit Burgunder gefülltes?“ Worauf Professor Sulzer im Namen der übrigen Mitglieder antwortete: „Die Mitglieder der Akademie sind bei ihren geringen Besoldungen außer Stande, so kostbare Versuche anzustellen.“ Et.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Falkenhorsts Erzählungen für die reisere Jugend.

Soeben-erschienen:

Aus der

### Zeit der Entdeckung Amerikas.

Von **E. Falkenhorst.**

Mit einem farbigen Titelbild und 16 ganzseitigen Abbildungen von  
Fritz Bergen.

Oktao-Format. Preis eleg. geb. in neunfarbigem Einband M. 7.—

Von ganz besonderem Reiz für die deutsche Knabenwelt und als sehr geeignet für den Weihnachtstisch wird sich diese Novität erweisen. Der Verfasser kommt der Vorliebe der deutschen Jugend für die Vergangenheit Amerikas mit seinem pädagogischen Takt entgegen, ein Umstand, der den Falkenhorst'schen Jugendschriften in gleich hohem Grade die Gunst der Jugend wie ihrer Erzieher verschafft hat.

### Der Ostafrikaner.

Eine deutsche  
Kolonialgeschichte aus ver-  
gangener Zeit.

Der reiferen Jugend erzählt  
von

**E. Falkenhorst.**

Mit zwölf farbigen Vollbildern.  
Eleg. geb. M. 5. 50.

### Abenteurer.

Bunte Bilder aus der Geschichte  
der Entdeckungsreisen.

Der reiferen Jugend erzählt  
von

**E. Falkenhorst.**

Mit sechs farbigen Vollbildern u.  
54 in d. Text gedr. Illustrationen.  
Eleg. geb. M. 5. 50.

## Afrikanischer Lederstrumpf.

Von **C. Falkenhorst.**

Drei Bände eleg. geb. mit je sechs Condruckbildern v. Fritz Bergen.

Band I. Weißbart-Weißherz.

Band II. Der Löwe vom Tanganjika. — Band III. Raubtier-Araber.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet M. 3. —

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

# Die Universalsbibliothek für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften  
zu enorm billigen Preisen.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen, unter welchen eine beliebige Auswahl getroffen werden kann:

Band	Ge-	
	setzt	bunden
1: Robinson Crusos. Nach Defos bearbeitet von G. Rensch	- 20.	- 60.
24: Robinson der Jüngere. Von J. G. Campe	- 60.	1.-
56: Swift, Gullivers Reisen. Bearbeitet von Fr. Werner	- 40.	- 80.
78: Pichler, Luise, Les Dorfes Rose. Erzählung	- 40.	- 80.
912: Hauff, Wilhelm, Märchen	- 80.	1.20.
1314: Pfeffer, G. R. Fabeln und Gedichte	- 40.	- 80.
15: Wildermuth, Otilie, Kleine Geschichten	- 20.	- 60.
1618: Cooper, Der rote Freiweiber	- 60.	1.-
19: Blüthgen, Victor, Harte Steine. Kater Murr	- 20.	- 60.
20: Höder, Hoffart und Demut	- 20.	- 60.
2123: Cervantes, Don Quixotte. Bearbeitet von R. Seifart	- 60.	1.-
2427: Ferris, Der Waldläufer. Bearbeitet von G. Trautmann	- 80.	1.20.
2829: Walthers, Erzählungen und Märchen	- 40.	- 80.
30: Gellert, Ausgewählte Fabeln und Erzählungen	- 20.	- 60.
3134: Cooper, Ledertrumpf-Geschichten. I	- 80.	1.20.
3538: - - - - - II	- 80.	1.20.
39: Pichler, Märchen	- 20.	- 60.
4043: Höder, Oskar, Der Irrsinn der Goldfische	- 80.	1.20.
44: Bonn, Franz, Der Weberhannes. Furchgebrannt!	- 20.	- 60.
45: Wildermuth, Uebelheit, Mein Bruder und ich	- 20.	- 60.
4648: Braun, Das Geheimnis des Schreibtischs	- 60.	1.-
49: Jäger, Die Reutrover auf Pitcairn. Im bunten Hause	- 20.	- 60.
5051: Dungen, Neue Märchen und Sagen	- 40.	- 80.
52: Michael, C. Die jungen Lebensreiter	- 20.	- 60.
53: Proun, Isabella, Charles Dickens, genannt Boy	- 20.	- 60.
54: Bonn, Die dumme Nidel. Der Trache von Eslingen	- 20.	- 60.
5557: Roth, Richard, Die Nordpolfahrer	- 60.	1.-
58: Höder, Elternlos Erzählung	- 20.	- 60.
59: Jäger, Schauspiele für die Jugend	- 20.	- 80.
6062: Beder, R. Jr., Erzählungen aus der alten Welt. Neu bearbeitet von Prof. Zeller. I. Chuskes	- 60.	1.-
6365: - - - II. Adikes	- 60.	1.-
6668: - - - III. Kleinere Erzählungen	- 60.	1.-
6970: Werther, Werner, Der Jugend Fabelschöpfung	- 40.	- 80.
71: „Onkel Toms Hütte“. Bearbeitet von A. S. Fogowich	- 20.	- 60.
7274: Lee, Rosamunde Franke oder „Die Gefangenen im St. James-Palast“. Bearbeitet von M. Hamann	- 60.	1.-
7576: Marriot, Zaphet, der seinen Vater sucht. Bearb. v. G. Höder	- 40.	- 80.
7780: Müllers, Volksmärchen der Deutschen. Bearbeitet von Nestor Werther	- 80.	1.20.
8184: Marriot, Steuermann Reaby od. „Der Schiffbruch des Pacific“. Bearbeitet von G. Höder	- 80.	1.20.
8587: Murray, Vrabieogel. Bearbeitet von D. Höder	- 60.	1.-
8890: Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil. Bearb. v. R. Roth	- 60.	1.-
9193: Werner, Die schönsten Märchen aus „Tausend und eine Nacht“	- 60.	1.-
94: Frey, Jakob, Geschichten aus der Schweiz	- 20.	- 60.
9597: Bird, Der Waldteufel. Bearbeitet von G. Höder	- 60.	1.-
98100: Cooper, Conanacht. Bearbeitet von G. Höder	- 60.	1.-
101104: Schwab, Gustav, Deutsche Volksbücher. I.	- 80.	1.20.
105104: - - - II.	- 80.	1.20.
109110: Andersens ausgewählte Märchen. Bearbeitet von Werther	- 40.	- 80.
111112: Campe, Die Entdeckung von America. I. Christoph Columbus	- 40.	- 80.
113111: - - - II. Ferdinand Cortez	- 40.	- 80.
115116: - - - III. Franz Pizarro	- 40.	- 80.
117115: Prochta, D. G., Der Halbmond vor Wien	- 46.	- 80.
119: Jeanrenaud, D., Der Herzog von Bretagne	- 20.	- 60.
120: Wildenradt, J. v., Adelbert v. Harras. Octo then Broel	- 20.	- 60.
121: Marryat, Jacob Ehrlich. Bearbeitet von G. Höder	- 20.	- 60.
122: - - - Peter Sempel. Bearbeitet von G. Höder	- 20.	- 60.
123: Beder, August, Geschichten und Märchen	- 20.	- 60.
124125: Knighton, Erzählungen eines alten Seefahrers	- 40.	- 80.
126128: Marryat, Die Anhedler in Kanada. Bearbeitet v. G. Höder	- 60.	1.-
129: Pichler, Deutsches Feldentum. Schauspiele	- 20.	- 60.



Was jetzt sind  
wähl getzt

Ge- Ge-  
setzt kunden

Nach

Nach	Ge- setzt	Nach	Ge- setzt
120 121: Roth, Die Römer in Deutschland	-60.	-60.	-60.
122: Blieninger, Die schönsten Erzählungen des Weiffelßen Kinderfreundes	-20.	-60.	-60.
132: Neumann-Strela, Karl, Kaiser Wilhelm	-20.	-60.	-60.
134 136: Blieninger, Vom schwarzen Kontinente	-60.	1.-	-60.
137 138: Jungern, J., Kleine Erzählungen aus dem Tierleben	-40.	-80.	-80.
139: Zubwig, J. Schloß Heimbürg	-20.	-60.	-60.
140 142: Jacobs, Friedrich, Helm und Theodor	-60.	1.-	-60.
143 145: Cooper, Harfs Riff, Bearbeitet von R. Barak	-60.	1.-	-60.
146 149: Schwab, Die schönsten Sagen d. Naffischen Altersums. I. Teil.	-80.	1.20.	1.20.
150 153: " " " " " " " " II. Teil.	-80.	1.20.	1.20.
154 157: " " " " " " " " III. Teil.	-80.	1.20.	1.20.
158 159: Werber, Kleine moralische Erzählungen	-40.	-80.	-80.
160 162: Etricklands, Jane, ausgewählte Erzählungen. Nach d. Englischen v. C. Blieninger	-60.	1.-	-60.
163: Wolff, Emil, David Copperfeld oder „Gott ist der Waisen Vater“	-20.	-60.	-60.
164 165: Jacobs, Die Feierabende in Rainau	-40.	-80.	-80.
166: Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben	-20.	-60.	-60.
167: Gröll, Helene, Die Seeschwalbe. Das Lappennädchen. Im Thale der Luarets	-20.	-80.	-80.
168 169: Jacobs, Kleine Erzählungen des alten Piarrers von Rainau	-40.	-80.	-80.
170 171: Blieninger, Hülle in der Not. Erzählungen	-40.	-80.	-80.
172: Probsto, Ein Mann von Wort. „Zu spät“	-20.	-60.	-60.
173: Reiserer, Th., Krieg und Frieden	-20.	-60.	-60.
174 175: Hebel, J. P., Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes	-40.	-80.	-80.
176 177: Angelow, Jean, Etzyen aus dem Wadschensleben	-40.	-80.	-80.
178: Knogler, J., Das Institutskind Erzählung	-20.	-60.	-60.
179: Roth, Ein nordischer Held. Geschichtsbild	-20.	-60.	-60.
180 181: Schmid, Christoph v., Ausgewählte Erzählungen: I. Die Oesterreicher. Der Weihnachtsabend	-40.	-80.	-80.
182 183: " " " " " II. Rofa von Lannenburg	-40.	-80.	-80.
184: " " " " " III. Heinrich von Gihentels. Das Läubchen.	-20.	-60.	-60.
185 186: " " " " " IV. Das Blumentörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen	-40.	-80.	-80.
187 189: Kofiusz, Sumal und Lina. Bearbeitet von U. Wülm	-60.	1.-	-60.
190: St. Pierre, Paul und Virginie. Bearbeitet von Bogomiz	-20.	-60.	-60.
191 192: Werber, Berner, Der Jugend Rätselbuch. 664 der schönsten Räffel	-40.	-80.	-80.
193 194: Müller, K. U., Oberon der Elfenkönig oder „Ritter Hönns Abenteuer“	-40.	-80.	-80.
195 197: Gottfels, Jeremias, Der Knabe des Tell	-60.	1.-	-60.
198 199: Blieninger, Gustav, Beispiele des Guten	-40.	-80.	-80.
200 201: Hoffmann, Franz, Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand!	-40.	-80.	-80.
202 203: " " " " " Frisch gewagt, ist halb gewonnen.	-40.	-80.	-80.
204 205: " " " " " Dem Gerechten wird Gutes vergolten	-40.	-80.	-80.
206 207: " " " " " Dem Gott lieb hat, den züchtigt er	-40.	-80.	-80.
208 209: " " " " " Die Rache ist mein, ich will vergelten	-40.	-80.	-80.
210 211: " " " " " Der Segen des Wohlthuns	-40.	-80.	-80.
212: Pichler, Die Brüder. Vaterländisches Schauspiel	-20.	-60.	-60.
213 214: Hoffmann, Ein armer Knabe	-40.	-80.	-80.
215 216: " " " " " Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen	-40.	-80.	-80.
217-118: " " " " " Kindesliebe	-40.	-80.	-80.
219 220: " " " " " Des Herrn Wege sind wunderbar	-40.	-80.	-80.
221 222: " " " " " Der Mensch denkt und Gott lenkt	-40.	-80.	-80.
223 224: " " " " " Geschwisterliebe	-40.	-84.	-84.
225: Rathhusus, Marie, Eine Dienstmädchengeschichte. Das Baretgeleib	-20.	-60.	-60.
226: " " " " " Der Vaukerrott Der Woltenbruch	-20.	-60.	-60.
227: " " " " " Vater, Sohn und Enkel	-20.	-60.	-60.
228: " " " " " Martha, die Stiefmutter, Marie	-20.	-60.	-60.
229 230: " " " " " Die Kammerjungfer	-40.	-80.	-80.
231 233: " " " " " Die Geschichten von Christfried u. Zulfchen	-60.	1.-	-60.
234 236: " " " " " Die alte Jungfer	-60.	1.-	-60.
237 238: " " " " " Der Vormund	-40.	-80.	-80.
239 240: " " " " " Lageduch eines armen Fräuleins	-40.	-80.	-80.
241: Neumann-Strela, Karl, Lebensbild der Kaiserin Auguste	-20.	-60.	-60.
242: Rathhusus, Marie, Die Botenfrau. Die Sonntagsschule. Lorenz, der Freigemeinder	-20.	-60.	-60.
243: " " " " " Wo wächst der Glücksbaum? Die Kaffeete	-20.	-60.	-60.
244 246: " " " " " Langenstein und Wohlgen	-60.	1.-	-60.
247: " " " " " Der kleine Regimentstrompeter. Der Turmwart von Welklingen. Walter Peter bei den Frauenlöwen	-20.	-60.	-60.
248 249: " " " " " Joachim von Ramern	40	80	80
250: " " " " " Die beiden Wirtshäuser. Ringel böndel der ich Alle mit Das Rellotat	-20.	-60.	-60.
251: " " " " " Sante Eosie. David Blume. Die beiden Lannenbäume. Jungfer Lottchen	-20.	-60.	-60.
252 253: " " " " " Rüdcrinnerungen aus einem Mädchenleben	-40.	-80.	-80.
254: " " " " " Die dumme Anne, Christian, der Vogelsteller. Die Gebirgsreise. Drei Erzählungen für die reifere Jugend	-20.	-60.	-60.

Bearbeitet von Dr. Werner Werber

Bearbeitet von Dr. Werner Werber

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

